Die fromme Wittwe

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Berlin, Köln, Leipzig, Verlag von Albert Ahn.

Verlorenes Eden
Heiliger Gral.

Roman in 3 Bänden von

K. von Perfall.

Mit dem Bildnis des Verfassers.

Original-Radierung von **Professor Arthur Kampf.**

Broschiert 9 Mk. Gebunden 12 Mk.

Die Straßburger Post vom 24. Oktober 1893 schreibt:
„**Verlorenes Eden — Heiliger Gral**" nennt **Frhr. Karl von Perfall** seinen neuesten Roman.

Auch der Recensent, der nur berufsmäßig — fast hätte ich sogar gewerbsmäßig geschrieben — noch Romane liest, fühlt so etwas wie Neugier und Interesse, wenn ihm die buchhändlerische Flutwelle „einen neuen Perfall" auf den Tisch wirft. Denn der geistvolle Kunstschriftsteller Karl von Perfall gehört selbst zu den Künstlern, nicht wie so viele nur zu den Kunsthandwerkern, auf dem Gebiete der Litteratur, und der schärfste Kritiker, der seine Romane liest, verwandelt sich beim Lesen unversehens in einen ganz gewöhnlichen Leser, der mit wachsender Spannung und unaufhaltsam gesteigertem Interesse ohne jeden kritischen Nebengedanken der Handlung folgt und am Schlusse sagt: „Ah! Das ist doch noch ein Kerl, der einen zu packen versteht." Jawohl Karl v. Perfall ist einer unserer besten Erzähler, ein Mann voll Phantasie und Gestaltungskraft, der einen lebenswahren und lebensvollen Roman zu schreiben versteht. Das ist in unserer Zeit, die das Realistische so sehr bevorzugt, doch eine ganz seltene Empfindung. Was da, nicht in trocken lehrhafter Art, nicht in bewußter Absichtlichkeit, sondern in reicher Gebelaune in den drei Bänden verstreut liegt, das könnte ein industriell veranlagter Journalist zu zehn Bänden ausschlachten. Erfahrene Männer und reife, lebenskundige Frauen werden sich durch den Roman

lebhaft angeregt finden. Wir wollen nicht schließen, ohne die Leser, welche durch die Lektüre des vorliegenden Romans angeregt werden, sich mit Karl v. Perfall näher zu befassen, darauf aufmerksam zu machen, daß im gleichen Verlage eine Reihe von Werken aus seiner Feder erschienen ist, welche man eigentlich kennen muß, um den Schriftsteller ganz zu verstehen. Wir nennen vorläufig folgende, die in den letzten Jahren erschienen sind: „Ein Verhältnis"; „Die fromme Witwe"; „Natürliche Liebe". Wer die drei gelesen hat, der wird sich von selbst auch die früher erschienenen verschaffen. Und wenn er alle gelesen hat, so wird er sich freuen, daß wir ihn angeregt haben, die Bekanntschaft eines deutschen Erzählers gemacht zu haben, der — — — wenn er ein französischer Romanschriftsteller wäre, in Frankreich ein Vermögen mit seinen Werken verdient und in Deutschland eine Reihe von Auflagen mit den Übersetzungen erlebt hätte.

Karl von Perfalls Werke.

Vornehme Geister. Roman. 2 Bände in 1 Bande. Brosch. 4 *M.* In Liebhabereinb. 5 *M.* 2. Aufl.

Die Langsteiner. Roman. 2 Bände in 1 Bande. Brosch. 4 *M.* In Liebhabereinb. 5 *M.* 2. Aufl.

Vicomte Bossu. Novelle. Broschiert 3 *M.* In Liebhabereinb. 4 *M.* 2. Aufl.

Die Heirat des Herrn von Radenau. Novelle. Brosch. 3 *M.* In Liebhabereinb. 4 *M* 2. Aufl.

Ein Verhältnis. Roman. Mit einer Vorrede: Das erotische Problem. Broschiert 4 *M.* In Liebhabereinb. 5 *M.* 6. Aufl.

Die fromme Witwe. Roman. Brosch. 4 *M.* In Liebhabereinb. 5 *M.* 4. Aufl.

Natürliche Liebe. Eine Erzählung. Brosch 4 *M.* In Liebhabereinb. 5 *M.* 5. Aufl.

Verlorenes Eden — Heiliger Gral. Roman in 3 Bänden. Mit dem Bildnis des Verfassers, Original-Radierung von Professor Arthur Kampf. Broschiert 9 *M.* In Liebhabereinb. 12 *M.*

Das Königsliebchen. Roman. Brosch. 4 *M.* In Liebhabereinb. 5 *M.* 1.—3. Aufl.

Wanda. Schauspiel in 5 Akten. Broschiert 1½ *M.*

Digitized by Google

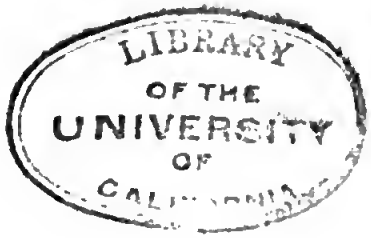
Die fromme Witwe.

Roman

von

Karl von Perfall.

Vierte Auflage.



Berlin, Köln, Leipzig.
Verlag von Albert Ahn.
1896.

GENERAL

Alle Rechte vorbehalten.
Insbesondere das Recht der Übersetzung.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Präludium.

Ich war frei! Drei Jahre lang hatte ich die Freuden einer Erholungsreiſe nicht mehr genoſſen, war angekettet geweſen an unentrinnbare Berufsarbeit. Jetzt hatte ich endlich Urlaub; vielleicht auf länger, als mir angenehm werden mochte. Ich hatte nämlich meine bisherige Stellung aufgegeben und für die Zukunft nichts weiter als Ausſichten, günſtige Wahrſcheinlichkeiten. Leichten Blutes, wie man damals war, gönnte man ſich aber doch von den nicht allzu großen Erſparniſſen mäßig verlebter Arbeitszeit eine ſchon ſeit Jahren bis ins kleinſte ausgeplante Erholungsreiſe. In der alten, vom mächtigen Strome beſpülten Reichsſtadt, in der man ſeine Kinder- und Knabenjahre verlebt hatte, wollte man, da ſie auf dem Reiſewege lag, einen oder zwei Tage verbringen. Es lebte zwar niemand mehr von meiner Verwandtſchaft dort, auch von näheren Bekannten wußte ich keinen mit Beſtimmtheit zu finden. Aber gar herrlich liegt die Stadt mit der hochragenden gotiſchen Kathedrale gerade da, wo die zackigen Felsgebilde des weitgedehnten Waldgebirges

208050

jählings gegen den Strom und die fruchtbare Ebene abfallen.

Soweit war der Plan verwirklicht. Zur späten Nachtstunde war ich in der Stadt angekommen, der Gasthof „Zum grünen Kranz“ hatte mir einen schmackhaften Imbiß und ein weiches Federbett geboten. Nach erquickendem Schlafe erwachte ich, von den Strahlen der Frühsonne geweckt, welche durch die herabgelassenen weißen Vorhänge brachen. Bald verließ ich den Gasthof und wandelte frohbewegten Gemütes durch die altertümlichen Straßen, über die großen Plätze und die kleineren Plätzchen mit holprigem, oft fast wellenförmig gestaltetem Pflaster. Fünfzehn Jahre war ich nicht mehr im Orte gewesen. Doch hatte sich, wenigstens da drinnen in der Altstadt, wenig verändert. Die hellgrün, rosafarben oder hellgelb getünchten Häuser mit den großen Thoreinfahrten, den kleinen Fenstern und den hohen, stufenweise aufsteigenden Giebeln hatten nur hier und da in ihre enge Reihe einen nagelneuen, meist rotschimmernden Renaissancebau aufgenommen, der seinen Erker mit der grobklotzigen Naseweisheit der Jetztzeit über die oft sonderbaren Ausbauchungen der alten Bürgershäuser hinausstreckte. Hier und dort hatte man in einem solchen alten, schiefbauchigen Kasten einen Laden mit Spiegelscheiben hereingebrochen, was ganz sonderbar aussah. Die protestantische St. Petrikirche war noch so schwarzgrau, das Zifferblatt ihrer Uhr noch so verwittert wie ehedem, und dem heiligen Petrus am Eingangsthor fehlte noch immer die Hand

mit den Himmelsſchlüſſeln. Da war auch ſchon das Gymnaſium, und die Erinnerungen bekamen Geſtalt. Wie ſich kindlicher Haß kindiſch fortzupflanzen vermag ins Mannesalter! Das gelbe faltige Geſicht des Profeſſors Gerlinger tauchte vor mir auf. Der Mann ruht längſt im Grabe. Aber er hat dem Knaben manches Unrecht zugefügt und der empfindlichen Seele manche Thräne erpreßt.

„Dein Lebtag wird nichts aus Dir!“ hatte er oft geſagt und mich damit bitter gekränkt, denn der Vierzehnjährige hatte gar kühne Träume. Ich konnte nichts dafür, es ſtieg mir aufs neue in der Bruſt der Haß auf gegen den toten Mann, und der Haß wuchs, denn ich ſah ihn vor mir, das abſcheuliche, verächtliche Spötterlächeln im gelben Geſicht, als wollte er ſagen: „Habe ich nicht recht gehabt?“

Was war ich geworden mit meinen dreißig Jahren? Ein Kerl, der ſich zwar bisher hatte ſatt eſſen können mit dem Lohne ſeiner Arbeit, den aber vielleicht ſchon die nächſten Monate als den Mann der „Verlegenheiten“ ſahen, ein Menſch, dem ſie da und dort geſagt hatten, er habe Talent, und der nun dreiſt genug war, auf den Erfolg zu warten, von Ruhm und Ehren zu träumen, ein unfertiger, fragwürdiger Geſelle mit einem dicken Bündel von Hoffnungen, einem Vorrat von Luftſchlöſſern, kurz ein deutſcher Schriftſteller!

Sie ſind alle was Beſſeres geworden, die mit mir das gelbe Pergamentgeſicht gehaßt haben. Da iſt der eine Arzt, der andere Apotheker, Gelehrter gar der

dritte, und nicht wenige ſonnen ſich in einem „königlichen“ Titel, der doch immer Reſpekt einflößt und ſeinen Mann verſorgt.

Und all die Zweifel bitterer Stunden, die auf dieſem Lebenswege auch nicht dem frohmütigſten Menſchen erſpart bleiben, ſie traten vor die Seele. Über fünfzehn Jahre, über das Grab hinaus quälte mich ſo der Schultyrann. Beengten Gemütes durchwandelte ich eine ſtille, durch Gartenmauern und Rückgebäude gebildete Gaſſe. Dann ſtand ich am Domplatz. Der ſtolze Bau ragte mit den beiden Spitztürmen, den mächtigen und dabei ſo zierlich geſchmückten Gliedern über ſeine Umgebung in gebietender Schönheit hervor. Düſter war ſie, dieſe Schönheit, und düſter war die Umgebung, das ſchwarzgraue Römerthor mit den mächtigen Rundungen ſeiner beiden Türme und dem von ſpäterer gotiſcher Zeit eingefügten Bogen mit ſeiner dunkel gähnenden Öffnung, an des Thores linke Seite angebaut die uralte Johanniskapelle mit zerbröckelndem romaniſchen Zierwerk, den Moderduft des Verfalles aushauchend. Enge Gaſſen öffneten von allen Seiten ihre ſchmalen Reihen, aus denen wirres Giebelwerk, graue Hofwände, an deren kleinen Fenſtern buntfarbige Betten ſonnten, rauchgeſchwärzte Kamine hervorlugten. Auf einem niſchenartig vom Domplatze ſich abſondernden kleineren Platze ſtand das Rathaus mit ſeinem breiten Zinnenturm, der das Erdgeſchoß umziehenden Halle und dem altersſchwarzen, in reichſter Gotik verzierten Erker des berühmten Sitzungsſaales. Während

meines ganzen Weges hatte ich den Klang der zu den Frühmeſſen einladenden Kirchenglocken gehört; jetzt, da ich eben die düſtere Romantik des mittelalterlichen Bildes in mich aufnahm, miſchte ſich dröhnend eine der Domglocken in das Konzert. Ein Herrſcher war es, ein gewaltiger, der da die Seinen aufrief, und gar wunderſam ward mir ums Herz. So lauſchig erſchien mir auf einmal der düſtere Platz, und die mancherlei Volksſagen, die von ihm ausgingen, ſchreckhaft oft und blutig, wie die wahrhaftige Geſchichte, die mehr als einmal die Stufen des ſtolzen Gotteshauſes mit Blut befleckt geſehen hatte, ſie traten in mein Gedächtnis nicht als ein Bild wilder, rauher Zeiten, ſondern verklärt, wie ein farbenvoller Gegenſatz zu unſerer nüchternen Gegenwart. Neben den Geſtalten im blutigen Kampfe ringender Ritter und Bürger, hexenverbrennender Mönche und rotgekleideter Henker ſah das Auge der Seele liebliche Mädchengeſtalten, ſchlanke, nach Minne lechzende Jünglinge. Ich wollte mich ſelber verlachen ob meiner romantiſchen Anwandlungen, die ſchlecht zu meinem ſonſtigen Weſen ſtimmen wollten. Aber da war es, als ob der dröhnende Baß der Domglocke den Wohlklang einer Vaterſtimme in ſich trage, die Selbſtverſpottung kam nicht zum Siege über die immer mehr berauſchte Phantaſie. In dieſem Dome hatte der Knabe oft mit Eifer den Worten eines ſeinen Eltern befreundeten Prieſters gelauſcht und aus deſſen Mund die erſte Kunde bekommen von der reichen Symbolik, von dem ſtimmungsvollen Zauber

und von der glanzvollen Herrlichkeit der katholischen Kirche. Die kindliche Phantasie war vollgetränkt worden von der eigenartigen Gestaltenwelt, die von uralter Zeit bis an die Pforten der Gegenwart sich um dieses Kirchentum gliederte. Bischöfe, Prälaten, Äbte und Äbtissinnen, Mönche, fromme Patriziergestalten, Kaiser, Fürsten und Grafen, sie waren des Knaben Lieblingstraumgestalten, und gründlichen Bescheid wußte er von allem, was solcher Jugend über die katholische Kirche und ihre Geschichte gesagt werden kann. Längst war ich dem kindlichen Glauben entwachsen, aber mit der Kenntnis der Dinge hatte mich auch die Ehrfurcht und eine Art pietätvoll rückerinnernder Liebe durch das Leben begleitet. Jetzt faßte es mich mit Allgewalt, nicht wie faustische Sehnsucht nach längst vergangenen Tagen oder wie Reue über die an mir gegeschehenen Wandlungen, sondern wie ein Traumgesicht, ein bunt bewegtes, farbig schillerndes, dem ich mich willig, von sanfter Gewalt gezogen, hingab. Erst ging der klar sich Rechenschaft gebende Verstand gleichen Schrittes mit, mir zum Bewußtsein bringend, daß es sich nur um ein Spiel der Phantasie handle. Immer mehr aber wurde aus solchem Spiele eine bestimmte Gemütsstimmung, die, wollüstig in die romantisch-mystischen Phantasieen sich vertiefend, den Verstand als einen langweiligen, kalten Gesellen zurückdrängte. Träumerischen Sinnes hatte ich mich vom Dome entfernt und war beim Rathause durch einen düsteren Thorbogen in eine schmale Gasse getreten. Dann folgte

eine breite verkehrsreiche Straße. Ihr Gepräge wäre wohl dazu angethan gewesen, mich der Gegenwart wieder zuzuführen. Aber in derselben Straße stand das Haus, das ich ehedem mit meinen Eltern bewohnt hatte, und ich sah mich, zu den wohlbekannten Fenstern aufblickend, als zehnjährigen Jungen vor einem Hausaltärchen aus Holz und Pappe, in dem von der Mutter aus altem Möbelstoff zurechtgeschnittenen Meßkleide mit kleinen Geräten aus Zinn und Blei den Priester spielend. Von da ging es an einen mittelgroßen freien Platz. Drei alte, vielverzweigte Kastanienbäume breiteten dort ihr schattiges Blätterdach mit den weißen Blüten über grünem Rasen aus, und hinter den Bäumen zeigte sich das schwarzgraue gewaltige Thor der Jakobskirche mit den seltsamen Ungeheuern, grinsenden oder die Rachen aufreißenden fabelhaften Bestien, die von den Kapitälen der kurzstämmigen Säulen herabsahen und nicht minder aus dem Gestein auf der Höhe und zur Seite des Portals herauswuchsen. Eben als ich dieses Gebilde einer krausen Phantasie des frühesten Mittelalters betrachtete, wandelten zwei Kapuzinermönche dicht daran vorbei, meine Stimmung zu erhalten und zu mehren. Erst als ich das trotzige Stadtthor hinter mir hatte und durch die Anlagen wandelte, die sich längs des alten Wallgrabens hinzogen, wurde ich wieder Herr meiner selbst. Das Vogelgezwitscher, der balsamische Duft der Bäume und Sträucher, das satte, von der Sonne hier und dort in Gold gewandelte Grün erfrischten mich. Neben noch stehengebliebenen

Resten der Stadtmauer deuteten verschiedene villenartige Häuser auf die Neuzeit.

So sonnig, so heiter, so lebenatmend war es hier draußen. Die alten Mauerreste nahmen sich nur wie der pittoreske Einfall eines phantasievollen Landschaftsgärtners aus. Ich wunderte mich über mich selbst, daß ich angesichts der finsteren Denkmäler der Vorzeit mich in romantischen Träumereien hatte gefallen können, statt mich wie in einem Gefängnisse zu fühlen, und stellte Betrachtungen an über die Macht der Jugendeindrücke. Dann fiel mir wieder ein, was ich einmal irgendwo gelesen hatte von der zähen Kraft des Katholicismus, der sich festklammere in die Seele, daß man ihn entweder hassen müsse, weil er uns nicht losläßt — oder zeitlebens sich von ihm umschmeichelt fühle. Die Kirchenglocken klangen wieder an mein Ohr, ich sah die zahlreichen Türme über die Dachfirste zum Himmel ragen. Vor allem die Domtürme boten sich von meinem Standorte mit einer so beredsamen Gewalt, streckten sich nach Breite und Höhe so mächtig in dem Stadtbilde aus, als wollten sie sagen: „Solange du hier weilst, kannst du uns nicht entrinnen, bist du unserm Banne verfallen!“ So wurde ich, eben ins Freie gelangt, doch wieder gefangen, mit der Luft, die ich atmete, sog ich wieder den Katholicismus ein und ertappte mich dabei, daß es mit meiner für felsenfest gehaltenen Freigeisterei ins Wanken kam.

Das alte Ostthor mit seinem plumpen Schieferdache, das wie eine riesige Schlafmütze auf dem Mauer-

werke ſaß, ſtand vor mir, und da war auch die Landſtraße, die ſich aber ziemlich verändert hatte. Eine Reihe prächtiger Villen mit ſchönen, wohlgepflegten Gärten und eleganten Gitterthoren zog ſich vom Thore die Straße ziemlich weit entlang. Einige kleine, armſelige Häuschen und eine Fuhrmannskneipe hatten ehedem dort geſtanden. Es war einer der ſchönſten Punkte der Stadt, und ich freute mich zu ſehen, daß nicht die Selbſtſucht irgend eines reichen Krämers dem Luſtwandler die Hauptausſicht verbaut hatte. Über einen großen Garten hinweg ſah man noch wie ehemals den leicht ſich krümmenden, blau ſchimmernden Strom, über welchem in luftiger Höhe ſich das Gitterwerk einer Eiſenbahnbrücke von einem zierlichen gotiſchen, mit Zinnentürmchen verſehenen Pfeilerthor zum andern ſchwang. Jenſeits fielen zerriſſene, graue Felswände ſchroff nieder, auf den Höhen des Bergzuges aber ſtreckten ſich dunkle Fichtenwälder. Ein bewaldeter Hügel von mäßiger Höhe legte ſich an einer Stelle vor die Felswände. An ſeinem Fuße erkannte man die hellen Wohnhäuſer eines Marktfleckens, auf dem Gipfel aber ragte aus dunklem Grün auf mächtigen cyklopiſchen Mauern in marmorner Weiße ein griechiſcher Tempelbau weithin in die Ebene, im Sonnenglanze ſchimmernd, ſo heiter, in ſo vollendeter Harmonie, als lachte der Himmel Griechenlands über ihm.

Lange ſah ich hin auf den von fernher grüßenden Bau. Da trieb es mich an, den Blick ſeitwärts nach der Stadt zu wenden. Wieder ragten die beiden Dom-

türme mächtig empor, und von hier aus ſah man auch die hoch über die Häuſer ſich erhebende Langſeite in ihrer reichen Gliederung mit den Reihen der Gurtbogen und den weit ſich vorſtreckenden Waſſerſpeiern, dazu den zierlichen Dachreiter. Streckten da nicht etliche der Ungetüme von Waſſerſpeiern ihren weitgeöffneten Rachen gegen den griechiſchen Tempelbau? „Weiſe immer die Zähne, du Ungetüm mittelalterlicher Phantaſie! Er lacht deiner, der herrliche Sohn klaſſicher Gefilde!“ — — Aber was war das? Die Sonne verbarg ſich eben hinter einer dicken weißen Wolke, das auf der Landſchaft flutende, flimmernde Licht wich einer glanzloſen Helle. Der weiße Tempelbau erſchien jetzt nur wie ein kleines Fleckchen, ein nebenſächlicher Zierrat in dem Landſchaftsbilde, der Dom aber reckte ſich in ſcharfem Umriſſe, mit breiter Maſſe die Landſchaft in ſtarker Körperlichkeit beherrſchend. Ich beſann mich jetzt auch darauf, daß ſchon in weiter Ferne der Wanderer auf der Landſtraße den Dom wie einen geſpenſtiſchen Schatten ſich vom Horizonte abheben und immer wachſen und wachſen ſieht, ehe ihm der Tempelbau erſt als kleines weißes Pünktchen ſichtbar wird, um im allmählichen Wachstum ſtets vom gotiſchen Rieſen überragt zu werden. Der gewaltige Zeuge des Chriſtentums — es ließ ſich nicht leugnen — er redete eine gewaltigere Sprache als der anmutsvolle Heidenſohn, eine Sprache, die der ſchlichte Handwerksburſche nicht minder verſtand, wie der Gelehrte. Was war dem Handwerksburſchen das

weiß schimmernde Säulenhaus am waldigen Bergesgipfel?

Als ich wehmütig zu dem besiegten Heiden hinübersah, da bot sich mir neuerlich ein Anblick, der den Gedanken auf die hier einmal unentrinnbare Welt des Katholicismus lenkte. Es war ein lieblich anziehendes Bild.

In dem großen Garten, der eine prächtige Villa umgab, ließ sich ganz weit hinten an der Rückmauer eine weißgekleidete Frauengestalt bemerken. Sie beugte sich nieder zu einem ihr zur Seite stehenden Korb. Blumen entnahm sie daraus. Sie richtete sich wieder auf und zog nach sich eine große, starke Guirlande von Rosen und Laubwerk, wie es schien. Jetzt sah ich auch, daß an der Mauer, von grünen Gewächsen umgeben, ein steinernes Bild sich befand. Näher zusehend konnte mein gutes Auge mühelos die Gestalt der Muttergottes mit dem Kinde, auf der Erdkugel und dem vergoldeten Halbmond stehend, erkennen. Die Dame streckte die Blumenguirlande hoch empor, sich dabei auf die Fußspitzen stellend. Jetzt trat sie zur Seite. Das Jesukindlein hielt die Mitte der Guirlande in der kleinen Hand. Deren Enden wurden nun von ihr nach rückwärts gegen die Mauer gelenkt und dort befestigt. Bei dem Hin- und Hergehen von einer Seite zur andern hatte mir die Gestalt wohl das Gesicht zugewendet, die Entfernung war aber doch zu groß, um mehr mit Sicherheit zu unterscheiden, als daß ihr unbedecktes Haar blond war. Jetzt nahm sie auch einen

Kranz aus dem Korb, und ſich niederhockend, ſchien ſie ihn am Fußgeſtell der Bildſäule zu befeſtigen. Mein Blick wendete ſich von ihr nach dem ſtattlichen, Reichtum kündenden Hauſe. Aus Sandſtein und gelben Formſteinen erbaut, zeigte es ein hohes Manſardendach von grauem Metall und im erſten Stockwerk eine Loggia mit pompejaniſch roten Wänden. In der Mitte der Brüſtung der Loggia ſtand die Figur eines nackten Knaben, der unter hüpfender Bewegung die Lyra ſpielte. Vor dem Hauſe war eine rund geformte, ziemlich große Blumenanlage. Die buntfarbigen Blüten hoben ſich aus dem dichten, kurzgeſchorenen Raſen in ſymmetriſchen Anordnungen. Aus der Mitte der Anlage ragte eine mächtige Blattpflanze.

Die um einige Stufen erhöhte Hausthür öffnete ſich. Ein Herr, deſſen elegante Kleidung einen leiſen künſtleriſchen Anſtrich hatte, trat hervor. Als er, über den Kiesweg ſchreitend, dem Gitterthor und mir, der davor ſtand, näher kam; ſtutzte ich. Er war es ſonder Zweifel, mein Univerſitätsfreund, Ernſt Habermann. Der ſpitzzulaufende, ſchwarze Vollbart und der gemeſſene Gang hatten den ſchönen, lebensluſtigen Jungen nicht ſo ſehr verändert, daß eine Täuſchung möglich geweſen wäre. Jetzt, dicht an das Thor gekommen, ſtutzte auch er. Ich grüßte, er riß in haſtiger Bewegung den Thorflügel auf — eine kurze Wechſelrede, und wir lagen uns in den Armen.

Dann erteilte ich Auskunft über die Urſache meiner Anweſenheit; er ſtellte ſich mir auf meine Frage als

der Beſitzer der ſchönen Villa und einer in der Nähe befindlichen chemiſchen Fabrik vor. Auf eine weitere Frage erfuhr ich, daß die das Muttergottesbild ſchmückende Dame Habermanns junge Gattin ſei.

„Nun aber“, ſagte der Freund, „trete mit mir ins Haus und laß dich zu meiner Frau führen. Ich wollte eben in die Fabrik, aber damit iſt es heute nichts. Die ſollen nun auch einmal ohne mich fertig werden. Im übrigen biſt du natürlich während deines Hierſeins mein Gaſt!“

Das kam in der alten Lebendigkeit der Gebärde, mit der ſonoren, etwas ſingenden Tenorſtimme hervor, wie ich den Freund ehedem gekannt hatte.

Mein Einwand von kurz bemeſſenem Aufenthalt wurde kurzweg dahin zurückgewieſen, daß ich wenigſtens einige Tage zu bleiben hätte. Wenige Minuten ſpäter ſtand ich in einem mit ebenſoviel Pracht als Geſchmack ausgeſtatteten Salon vor Frau Habermann.

Der Freund ſprach ſtatt meiner. Ich war in den Anblick eines hinreißend ſchönen Frauenbildes verſunken. Dieſer feine Damenkopf unter dem dichten Blondhaar ſchwankte in ſeiner Artung zwiſchen der Formenreinheit des antiken Ideales und dem empfindſamen Reize einer Giottoſchen Madonna, der überaus zarte, nicht blaſſe, ſondern nur von einem gleichmäßigen roſigen Schimmer ohne ſtärkere Wangenrötung durchleuchtete Teint gab dem Kopfe eine erhöhte Durchgeiſtigung, auf den vollſaftigen roten Lippen aber lag die warme Glut des Lebens, und als ich einen Blick auffing, den

die großen blauen Augen dem Gatten zuwarfen, da trat ſelbſt dem unerfahrenen Junggeſellen wie aus einem Spiegel eine Welt von Küſſen und von heißem Liebesglück entgegen. Das war der eigenartige Liebesblick hochbeglückter Frauen, der mit der Zärtlichkeit des Augenblicks unbewußte dankbare Rückerinnerung verbindet.

Später mußte ich den kleinen, noch im Steckkiſſen liegenden Jungen bewundern, und da fing ich wieder ein Paar wechſelnder Blicke auf, das mir von reinſter Wonne ehelicher Liebe erzählte.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Erſtes Kapitel.

Der Fabrikbeſitzer Ernſt Weſter hatte ſeine Frau nach wenigen Jahren glücklicher Ehe verloren. Man war von verſchiedenen Seiten bemüht, dem reichen, ſtattlichen und gutmütig lebensluſtigen Mann zu einer Erneuerung des verlorenen ehelichen Glückes behülflich zu ſein. Er aber verhielt ſich zu derartigen Beweiſen teilnehmender Nächſtenliebe freundlich ablehnend. Es ſchien, als ob der kinderloſe Mann zum Vorteile in beſcheidenen Verhältniſſen lebender Verwandter auf eigenes Familienglück verzichten wolle. Insbeſondere kam ein junges Bürſchchen häufig zu Beſuch, das Weſter ſehr zu lieben ſchien. Es war dies der Sohn ſeiner Schweſter. Dieſe hatte einen angeblich ſehr reichen auswärtigen Fabrikanten, Namens Habermann geheiratet. Eines Tages aber war der reiche Mann bankerott und nahm ſich dies ſo zu Herzen, daß er ſeinem Leben durch Selbſtmord ein Ende machte, obwohl dadurch drei unmündige Kinder des Ernährers beraubt wurden.

Weſter begnügte ſich nicht mit ſeinem kaufmänniſchen Beruf. Er war ein eifriger liberaler Politiker und

ſpielte als ſolcher im politiſchen Vereinsleben der Stadt eine gewiſſe Rolle, außerdem gefiel er ſich als Kunſtfreund und gehörte der Vorſtandſchaft des Oratorienvereins, des Kunſtvereins und des hiſtoriſchen Vereins an. Niemand dachte mehr etwas anderes, als daß der allgemein hochgeſchätzte Fabrikant ſich für die Dauer in ſeinem ruhigen und dabei lebensluſtigen Witwentum gefallen würde, als, langſam immer weitere Kreiſe ziehend, das Gerücht auftauchte, Herr Weſter richte im Oratorienverein in auffälliger Weiſe ſeine Aufmerkſamkeiten an die ſchöne Bertha Hofer. Das Mädchen galt als die hervorragendſte Schönheit der Stadt, und ſelbſt ihre Geſchlechtsgenoſſinnen waren ſo vorurteilslos, ſie „entzückend“ zu finden, bei den Herren nannte man ſie nur die „ſchöne Hofer“ oder, wie beſonders Warmblütige ſagten, „den Engel von der Bachgaſſe“. Dort wohnte die achtzehnjährige Schönheit mit ihren Eltern. Der Vater war ſubalterner Stadtbeamter. Außer in den Oratorienverein, wo ſie mit jugendfriſcher Stimme im Damenchor mitwirkte, kam das junge Mädchen gar nicht in Geſellſchaft, denn der Eltern Verhältniſſe geſtatteten keinerlei Aufwand. Durch einige wenige Freundinnen derſelben wußte man aber auch, daß Bertha Hofer eine meiſterliche Klavierſpielerin war.

Während die Gerüchte noch dort bezweifelt, anderswo als Lächerlichkeit abgelehnt die Runde machten, wurde die Geſellſchaft von der offiziellen Nachricht der Verlobung des gänzlich vermögensloſen ſchönen Kindes

mit dem reichen, aber um zwanzig Jahre älteren Herrn Weſter überraſcht.

Bald folgte die Hochzeit. Zeitweilig bemerkte zwar die eine oder die andere böſe Zunge, daß Weſter ſeinen ſonſt alljährlich zu Beſuch kommenden Neffen Habermann, der inzwiſchen Univerſitätsſtudent geworden war, ſeit der Hochzeitsfeier, wo er noch als Gaſt zugegen geweſen war, nicht mehr einzuladen ſcheine, aber von ſolchen gelegentlichen Bosheiten abgeſehen, war man in der Stadt von dem ehelichen Glücke der beiden um ſo mehr überzeugt, als das Weſterſche Ehepaar eine glänzende Gaſtfreundſchaft übte, welche jedermann Gelegenheit bot zu ſehen, daß die ſchöne feine Frau zwar alle Huldigungen in jugendlicher Heiterkeit hinnahm, aber dem Gatten, der ſich in Aufmerkſamkeit für ſie erſchöpfte, mit deutlicher Zärtlichkeit anhing.

Drei Jahre waren ſo hingegangen, als eines Tages die Leute, die ſich auf der Straße begegneten, einander mit den Worten anſprachen: „Wiſſen Sie ſchon, Weſter iſt ſchwer krank!“

„Ja, er hat ſich auf der Entenjagd erkältet. Es ſoll eine hochgradige Lungenentzündung ſein.“

Drei Tage ſpäter lautete das Geſpräch:

„Der arme Weſter ſoll ſchlimm daran ſein!“

„Er hat ſeinem Bruder, dem Präſes von St. Caſſian, Zutritt gewährt.“

„Wie, nach ſo langer Feindſchaft?“

„Er will ſich eben noch mit ihm verſöhnen.“

Weſters um zwei Jahre jüngerer Bruder, Karl,

war Geiſtlicher und Präſes oder Kirchenvorſtand und Hauptprieſter einer kleinen, von alter Stiftung herrührenden Kirche. Er war gleich ſeinem Bruder, aber in ganz anderer Art eine ſtadtbekannte Perſönlichkeit. Wer die bleiche, hagere Geſtalt mit den ſtechenden dunklen Augen und den ſchmalen, eingekniffenen Lippen in einem ſchäbigen, zwiſchen ſchwarz, grün und roſtfarben unſicher ſchillernden Talar oder zur Winterszeit in einem nicht minder ſchäbigen dunklen Paletot mit ausgefranſten Rändern und zerriſſenen Knopflöchern, vornübergebeugt, aber ſchnellen Schrittes, durch die Straßen gehen ſah, der mochte, wenn er mit katholiſchen Dingen unvertraut war, dem halbverhungerten ſtellenloſen Prieſter einen Blick des Mitleids nachſenden. Wer aber beſſere Kenntnis der Verhältniſſe hatte, der erkannte in dem Manne eine jener häufigen, in ihren Daſeinsformen wechſelnden Erſcheinungen des prieſterlichen Sonderlings. Solche prieſterliche Sonderlinge erhalten ihre Eigenart bald von der theologiſchen Seite ihres Daſeins, bald erkennt man darin nur eine beſondere Abart des Hageſtolzen, oft gehen die beiden Geſichtspunkte ineinander über. Was Präſes Weſter anging, ſo wußte die ganze Stadt, daß er ein theologiſcher Sonderling und zwar ein Asket war. Er verkehrte nicht in den beſſeren Kreiſen, wohl bekannt war er aber in den Armenvierteln, wo er ſein nicht geringfügiges Einkommen mit den Notleidenden oder, wie viele ſagten, mit den ſchlaueſten Frömmlern und Betſchweſtern teilte. Man erzählte die merkwürdigſten

Dinge von ihm. Er bewohnte mit einer alten Wirtschafterin ein kleines Häuschen in abgelegener Gegend. Dort sollte er, in der ärmlichsten Einrichtung wohnend, nur kärglich von Pflanzenkost und Eiern leben, auf einem Strohsacke schlafen, sich geißeln und die meiste Zeit des Tages im Gebete verbringen. Mit seiner kleinen kirchlichen Stellung waren keine besonders zeitraubende Berufsgeschäfte verbunden. Bei seinen geistlichen Oberen war der Sonderling nicht beliebt. Er hatte auf verschiedenen seelsorgerischen Posten sich nicht im Sinne der Vorgesetzten bewährt, und man war schließlich froh gewesen, ihn in eine Stellung zu bringen, die ihm keine besondere Verantwortlichkeit auferlegte und in welcher er keine „Seitensprünge" bedenklicher Art machen konnte. Obwohl er den feineren Kreisen fern stand, interessierten sich schwärmerische Damen für den Mann, der „wie ein Heiliger lebte"; die Geistlichen zuckten befragt die Achseln, zuweilen mit einem leisen Spottlächeln auf den Lippen; sein eigener Bruder nannte ihn einen „Narren". Ohne eigentliches Zerwürfnis waren sich die Brüder entfremdet, seit der Präses die Weihen erhalten und alsbald in die ascetische Richtung geraten war. Der Fabrikant hatte öfter die Herstellung besserer Beziehungen versucht, war aber an der abweisenden Haltung seines Bruders gescheitert. Als dieser jedoch von dessen schwerer Erkrankung gehört hatte, war er sofort nach der Villa geeilt. Der Kranke erwiderte auf die Mitteilung von seiner Anwesenheit: „Ich bin noch nicht am Ende, und

er wird mich quälen mit seiner geistlichen Hülfe. Er hat die ganze Zeit nichts von mir wissen wollen, jetzt habe ich nach ihm am wenigsten Bedürfnis. Haltet ihn mir vom Halse."

Zweimal wurde der Präses unter Vorwänden abgewiesen, er aber kam ein drittes Mal. Frau Bertha, die über die Lage sich keiner Täuschung mehr hingab, erreichte durch gütiges Zureden, daß er nunmehr doch vorgelassen wurde. Als er über den Schall unhörbar machende Teppiche in das Schlafgemach eintrat, streckte ihm der Kranke, die weitgeöffneten Augen nach ihm wendend, die Hand entgegen und flüsterte:

„Es geht schlecht mit mir, Karl! Ich bin recht krank!"

Der bleiche Priester im abgeschabten schwarzen Rocke stand an Frau Berthas Seite vor dem reich in Eichenholz geschnitzten Bette, das ein Baldachin, von schwerer blauer Seide und mit reichem Troddelwerk verziert, überragte.

Frau Bertha sah feuchten Auges, mit zuckenden Lippen auf den Kranken. Der Bruder faßte dessen Hand und sagte:

„Wenn du selbst deinen Zustand als gefährlichen erkennst, hast du dann schon daran gedacht, wie du dich mit deinem Gotte versöhnen willst, ehe du vor sein Angesicht trittst?"

In des Fabrikanten Zügen malte sich etwas wie Schmerz oder Widerwille. Er erwiderte:

„Nachzusehen, wie's mir gehe, seist du gekommen,

meinte ich. Was dich das andere angeht, ſo hat es damit wohl noch nicht ſo große Eile. Ich bin noch nicht aufgegeben von den Ärzten und höre früh genug die ſchlimme Botſchaft, wenn es ſein muß. Mach' mit ſolchen Reden meiner Bertha das Herz nicht unnötig ſchwer!"

Der Prieſter ließ einen flüchtigen Blick auf die neben ihm ſtehende Schwägerin gleiten, die ihn zaghaft anſah. Dann wendete er ſich wieder zu dem Kranken mit den hart und ſcharf geſprochenen Worten:

„Wenn deine Frau eine katholiſche Chriſtin iſt, kann es ihr das Herz nicht beſchweren, daß du deine Seele in ernſter Stunde Gott zuwendeſt und der Sorge um das ewige Heil. Du aber bedenke wohl, daß die im letzten Augenblick aus Angſt gethane Buße vor Gottes Richterſtuhl anders gewogen wird als die zur rechten Zeit, in rechter Muße geſchehene Einkehr."

Der Kranke ſeufzte ſchwer und ſah auf ſeine Gattin mit einem Blicke, der um Befreiung zu flehen ſchien.

„Es regt ihn auf", ſagte Frau Bertha im Tone freundlicher Bitte, „er bedarf vorſichtiger Schonung."

Leiſe ſetzte ſie hinzu:

„Ich habe ſchon daran gedacht, wenn es ſein müßte — —"

Ein Blick traf ſie, wie ſie ihn noch nie geſehen hatte, voll Haß und Verachtung ſie mit ſtechendem Feuer vom Scheitel bis zur Sohle meſſend. Dann nickte der Prieſter einigemal mit dem Kopf, und ein grimmiges Lächeln der Bitterkeit lag auf ſeinen ſchmalen,

bleichen Lippen. Sie war empört, aber die anerzogene Achtung vor dem prieſterlichen Kleide, gepaart mit einer Art furchtſamer Scheu, die ihr der Mann einflößte, machte ſie ſtumm.

Der Prieſter ergriff einen nahen Stuhl, ſetzte ſich dicht an den Kranken heran und fuhr fort zu reden:

„Du haſt in deinem Leben wenig Zeit gehabt, dich mit den letzten Dingen zu befaſſen. Du glaubſt wohl ſelber im Ernſte nicht, daß mittelſt eines raſch herbeigerufenen Prieſters ohne weitere Vorbereitung eine ſo ernſte Sache würdig und erſprießlich könne betrieben werden.“

„Ich habe mein Lebtag als ein Ehrenmann gelebt und meine Pflicht gethan, wie ich's vermochte!“ erwiderte der Kranke mit verhaltenem Grolle.

„Ja, wahrhaftig, das thateſt du!“ rief Frau Bertha innig aus und ſtürzte in heftiger Bewegung auf den Kranken zu, nach deſſen Hand greifend. Dabei geriet ſie in nahe Berührung mit den Knieen des Schwagers, an welchem ſie ſich vorbeidrängen mußte. Mit heftigem Rucke wandte ſich dieſer zur Seite, ohne vom Stuhle aufzuſtehen. Frau Bertha ſtreichelte dem Kranken die ſchweißfeuchte Stirn, drückte ſchmeichelnd die auf der Decke liegende Hand und griff dann mit einem leiſe geflüſterten: „Entſchuldigen Sie, Schwager!“ mit den Armen an dieſem vorbei nach einem Schüſſelchen, das auf dem Nachttiſche ſtand. Daraus reichte ſie dem Gatten ein Eisſtückchen, mit welchem ſich dieſer den trockenen Gaumen in langſam ſchlürfender Mund-

bewegung kühlte, während die müden Augen ins Weite ſtarrten. Frau Bertha ordnete die Gläſer auf dem Nachttiſche, rückte die Kiſſen zurecht und machte ſich ſo viel um den Kranken zu ſchaffen, daß der prieſterliche Schwager endlich ſeinen Stuhl an die Seite des Nachttiſches rückte, um nicht immer von der ſorgenden Frau geſtreift zu werden, die nunmehr wieder den freien Zugang zu dem Gatten, der ihr verſperrt geweſen war, gewonnen hatte. In ſich gekehrt, den hageren Leib vornüber gebeugt, ſtarrte der Präſes auf den Fußteppich, ohne des geräuſchlos geſchäftigen Treibens der jungen Frau zu achten.

Jetzt drehte ſich der Kranke mit forſchendem Blicke nach ſeinem Bruder um. Als er ſah, daß dieſer in Gedanken verſunken ihm den Rücken wende, gab er der Gattin einen verſtändlichen Wink. Sie näherte, ſich über das Bett neigend, ihr Ohr ſeinem Munde, und er flüſterte:

„Laß mich nicht allein mit ihm!“

Der Prieſter konnte die Worte nicht verſtehen, er hörte aber den Flüſterton, der ihn aus ſeinem Nachdenken weckte. Suchend ſah er ſich an den Wänden des Raumes um. Eine große photographiſche Nachbildung des Kopfes der ſchlafenden Venus von Tizian zeigte ſich ihm neben dem Stich einer mittelalterlichen Liebesſcene nach einem modernen Meiſter, und zwei, einen Amor und den Studienkopf eines ſchönen Weibes darſtellenden Ölgemälden, aber kein Heiligenbild.

Frau Bertha war ſeinem Blick gefolgt und erriet

ſeine Gedanken. Als er ſie anſah, errötete ſie und ſenkte verlegen die Augen. Er erhob ſich von ſeinem Sitze und ſagte mit einer Miene ſtrengen Vorwurfes: „Wollen wir nicht wenigſtens ein Vaterunſer beten?“ Zugleich zog er aus ſeiner Rocktaſche ein kleines ſchwarzes Büchlein mit rotem Schnitte.

Frau Bertha neigte bejahend das Haupt und kniete vor dem Bette nieder. Der Kranke ſah ängſtlich fragend auf die beiden. Sein Bruder ſtand aufrecht und betete, das Büchlein zwiſchen den gefalteten Händen haltend, mit laut durch das Gemach klingender Stimme. Frau Bertha hatte auch die Hände innig gefaltet, und den Blick nach der Decke gerichtet, betete ſie halblaut mit. Der Kranke ſah auf das junge ſchöne Weib, das vor ihm kniete, und tiefe Wehmut lagerte ſich auf ſeine Züge. Als das Vaterunſer und der engliſche Gruß gebetet waren, ſchlug der Prieſter ſein Büchlein auf und begann eine Litanei. Der einförmige Tonfall, mit welchem die Anrufungen ausgeſprochen wurden, der zitternde Klang von Frau Berthas Stimme, wenn ſie: „Bitt für uns!“ auf die Anrufungen des Prieſters antwortete, erfüllten den Kranken mit Todesſchauern. Seine Augen erweiterten ſich und blieben angſtvoll an der hageren Geſtalt des prieſterlichen Bruders haften, dann irrten ſie ſuchend an der Decke des Zimmers umher, und es war, als ob der Geiſt in weit entlegenen Erinnerungen ſchweife. Ehe aber die Litanei noch zu Ende war, hatte ſich der Schlaf auf die Lider geſenkt.

Frau Bertha war von dem düſteren Ernſte des Gebetes, aus dem auch ſie das Rauſchen der Todesfittiche zu hören glaubte, lebhaft ergriffen. Ihr Augen ſtanden voll Thränen, als ſie ſich erhob und dem prieſterlichen Schwager zuflüſterte: „Er ſchläft!“

Sie warf einen angſtvoll zärtlichen Blick auf den Schlafenden und ſchickte ſich an, das Zimmer zu verlaſſen. Die Thürklinke in der Hand, richtete ſie noch einen fragenden Blick auf den Schwager. Dieſer ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen. Dann flog es über ſeine Züge wie eine plötzliche Eingebung, und er folgte der jungen Frau in das anſtoßende Gelaß, das in ſeinem Pracht und Behagen bietenden Renaiſſancegeſchmack ein Mittelding zwiſchen Damenboudoir und Wohnſtube bezeichnete. Gelbliche, mit großen Blumen beſtickte Seide, umrahmt von dunkelrot ſchillernden Plüſchbordüren, bedeckte die breiten Lehnſtühle und das Sofa. Quer in einer Ecke ſtreckte ſich ein mit gleichem koſtbaren Stoffe überzogenes Ruhebett. Ein himmelblaues Seidenkiſſen lag darauf und vor demſelben breitete ſich ein Eisbärenfell aus. Schweres Eichengetäfel lief auf Manneshöhe längs den Wänden, ein dicker Smyrnateppich bedeckte den Fußboden, auf dem großen Sofatiſche aber ſtanden Bouquethalter, Photographien in zierlichen Rahmen und kleine, hübſch gebundene Bücher. Anderswo ſah man einen kantig geſchliffenen Spiegel in Sammetrahmen und die blanke Scheibe zum Teil mit Blumen bemalt, ein kleines Spiegelchen ähnlicher Art ſtand neben Riechfläſchchen

und zierlichen Blumenvaſen auf einem Tiſchchen mit koſtbarer, in bunter Seide und Goldfaden geſtickter Decke. Zwiſchen den ſchweren Gardinen am Fenſter ſtand ein Schaukelſtuhl und ein niedriger Puffer. Auf einem zierlich geſchnitzten Schränkchen waren zwei Lampen mit reich bemaltem Majolikageſtell, die Glaskugeln von roten, japaneſiſchen Schirmen bedeckt, und zierliche Bronzen und Elfenbeinſchnitzereien aufgeſtellt.

„Glauben Sie wirklich, daß es zum Äußerſten kommt?“ fragte Frau Bertha mit erſtickter Stimme, während ihre ſchönen Züge durch zuckende Bewegungen entſtellt wurden.

„Ergeben Sie ſich in den Willen Gottes! Ich halte ſeinen Zuſtand für hoffnungslos!“ erwiderte der Prieſter trockenen Tones.

Frau Bertha brach in heftiges Weinen aus. Sie bot mit ſtummer Gebärde dem Schwager einen Sitz an, und das Taſchentuch vor den Mund preſſend, ſetzte ſie ſich auf das Ruhebett.

Während einer kurzen Pauſe betrachtete der Prieſter das junge Weib, deſſen Bruſt ſich ſtoßweiſe im Kampfe mit den Thränen bewegte. Dann ſprach er:

„Wenn ihm der Himmel eine Prüfung ſchickt, findet der fromme Chriſt Troſt im Gebete, und der Herr ſchickt manchem ſolches Leid, damit er gemahnt werde und zu beten lerne! Beten Sie, daß Ihnen Gott Kraft gebe, die Heimſuchung mit chriſtlicher Geduld zu tragen. Aber als Gattin haben Sie noch eine andere Pflicht zu erfüllen. Sie ſind zu Ihrem Teile mit-

verantwortlich für des Kranken Seelenheil, Sie haben die Pflicht, nach Vermögen auf ihn einzuwirken, daß er nicht unbußfertig von hinnen gehe, und laden eine schwere Verantwortung auf sich, wenn Sie diese Pflicht versäumen oder lau nehmen. Wenn er unvorbereitet vor Gottes Richterstuhl tritt, wenn des Herrn strenges Gericht ihn verdammt, dann werden Sie schuldbar an seinem ewigen Lose durch Ihre Versäumnis, und nimmermehr können Sie sich von dem schweren Gewissensvorwurf befreien, die ewige Verdammnis dessen verschuldet zu haben, den Sie, wie es die Welt versteht, zu lieben meinen."

Frau Bertha weinte immer heftiger, der Priester blieb aber ungerührt von ihren Thränen und hielt ihr in grausigen Farben das Bild der ewigen Strafen vor, die den geliebten Gatten erwarteten, wenn er die Welt verließ. Sie war immer eine gläubige Katholikin gewesen, hatte Sonntags die Kirche besucht, war mehr als einmal im Jahre zur Beichte gegangen und stand religiösen Dingen mit kindlicher Ehrerbietung gegenüber. In ihrem sorglos glücklichen, vor Kämpfen jeglicher Art bewahrten Leben hatte sie aber ihre Gedanken nie anhaltend und mit besonderem Eifer auf die Dinge des Glaubens, der ihr eine von der Kindheit übernommene Gewohnheit war, gelenkt. Je weniger sie geneigt war, an dem Glaubenssatze von den ewigen Strafen des Jenseits zu zweifeln, desto schreckhafter wirkten die Worte des Priesters auf ihren, solcher Sprache ungewohnten Geist.

Sie ſah den Augenblick des Scheidens kommen, und krampfte ſich ihr Herz ſchon bei dem Gedanken zuſammen, der geliebte Mann würde in eine unerreichbare Ferne gehen, ſo erregten die Worte des Prieſters ihre Phantaſie lebhaft genug, um eine gewaltige Steigerung des Schmerzes in der Vorſtellung zu verſpüren, jene unerreichbare Ferne ſei eine Stätte hülf- und troſtloſer Qual. Schaudernd ahnte ſie, wie ihr, der Vereinſamten, der dahingeſchiedene Gatte Tag und Nacht in ſchreckensvollen Bildern vorſchweben und von ihr eine Hülfe ſuchen würde, die ſie nicht gewähren konnte, und das Bewußtſein, an ſolchen Qualen des Teuren träfe ſie eine Mitſchuld, drückte ſie jetzt ſchon mit zwingender Macht nieder. Mit einer ſolchen Kraft der eigenen inneren Überzeugung, mit ſolcher zäher Dringlichkeit ſtürmte aber der Prieſter auf ſie ein, daß ſich der Gedanke gar nicht zu regen wagte, was denn der von allen hochgeachtete, in ſeiner Herzensgüte ihr wohl vertraute Mann ſo Schlimmes gethan haben ſollte, um ewige Qualen im Jenſeits verdient zu haben. Der Prieſter ſchnitt ſolchen Regungen des Zweifels im vorhinein den Vorwand damit ab, daß er das Gericht des Gottes über Gute und Böſe als ein gar anderes Ding mit anderen Maßen darſtellte, wie das Urteil der Welt. Gott, ſo ſagte er, rechnet nicht mit einer Reihe guter Eigenſchaften, die eine Reihe von Vergehungen auslöſchen, wie in einem Rechenexempel, ſondern eine einzige ſchwere Sünde genüge, einen Menſchen, der hieniden für ein Muſter der Tugend

galt, zum ewig Verdammten zu machen. Sie hatten beide in ihrer Lebensführung die Begriffe des Guten und Böſen ſo aus dem Allgemeinen betrachtet, im Sinne von leitenden Grundſätzen des Denkens, Fühlens und Handelns. Der Prieſter zeigte ihr einen Richter, der ſich nicht mit der Oberflächlichkeit allgemeiner Grundſätze begnügte, der jeden Gedanken wog nach einem grauſam ſtrengen Unterſchiede von leichter und von ſchwerer Sünde, und um eines einzigen ſolchen Gedankens willen über eine Ewigkeit entſchied. Solchem Gerichte ſich zu ſtellen, war furchtbar.

Der mit ſchonungsloſer Härte ihrer ſchmerzgequälten Seele das Entſetzlichſte enthüllte, er ſchien ihr wie ein unheimlicher Vorläufer des nahenden Senſenmannes. Je mehr er ſprach, deſto deutlicher ſpürte ſie die dumpfe Todesluft, die dieſes Haus glücklicher Lebensluſt bald erfüllen ſollte. Immer leiſer, immer ſchwächer wurden die Regungen der Hoffnung, die vor des Prieſters Eintritt neben der fürchtenden Sorge noch machtvoll in ihr gelebt hatten, und immer enger und enger ſah ſie ſich umrungen von Geiſtern, denen ſie entfliehen wollte, immer ſtärker wurde der Bann, der ſie in ohnmächtiger Angſt um des Geliebten ewiges Los in die Gewalt des prieſterlichen Schwagers zauberte. Vom Weinen und von ſeeliſcher Erregung erſchöpft, ſtieß ſie endlich ſchluchzend hervor:

„Wir glaubten an die Gefahr nicht, die Ärzte haben es nicht ſo ſchlimm gemacht! Er iſt mir willig. Ich werde ihm zuſprechen, wenn er erwacht. Aber — — —

Sie müſſen Geduld haben — — — wir dürfen ihn nicht erregen — — — Reden Sie ſanft mit ihm!“

Er machte eine ſtumme Gebärde, die beſchwichtigend wirken ſollte. Sie aber glitt unhörbar durch die Stube und öffnete behutſam die nach dem Schlafgemache führende Thür. So leiſe ſie ſich gebärdete, als ſie an das Bett trat, erwachte der Kranke.

„Meine Bertha! Biſt du's?“ liſpelte er und taſtete nach ihrer Hand.

„Ich bin's! Wie iſt dir?“ erwiderte ſie und ſuchte mit ihrem thränenfeuchten Taſchentuche ſein ſchweißbedecktes Geſicht zu trocknen.

„Du haſt geweint?“ fragte er, den Blick zu ihr aufrichtend.

Sie ſchüttelte ableugnend den Kopf und verſuchte zu lächeln.

„Iſt er fort?“ fragte der Kranke weiter in gedehnter Betonung.

„Er iſt hier im Nebenzimmer“, lautete die Antwort. Dann, nach einem kurzen Stocken, fuhr Frau Bertha fort:

„Er meint es gut mit dir! Du ſollteſt ihn doch anhören.“

„Ich verſtehe!“ entgegnete der Kranke und lächelte bitter.

Frau Bertha war eingeſchüchtert durch dieſes Lächeln und ſann auf einen neuen, beſſeren Ausdruck ihrer Wünſche. Da ſtand der Schwager unter der geöffneten Thür. Sie erſchrak. Der Kranke, welcher der Rich-

tung ihres Blickes gefolgt war, ſah ſie bittend an. Sie zauderte einen Augenblick. Dann aber ging ſie, und der Prieſter trat an ihre Stelle. Eine Gebärde, eine Miene war es geweſen, der ſie geſenkten Auges gehorcht hatte, weil ſie nicht zu widerſtreben wagte.

Hin- und hergezerrt zwiſchen der Befürchtung heftiger Erregungen des Lebenden und zwiſchen der Sorge um das Schickſal des Toten, halb ungeduldig, der harte Prieſter möchte ihn allzu lange quälen, halb ängſtlich wünſchend, er möge bei dem Kranken williges Gehör finden, ſuchte die junge Frau in neuen Thränen einen Ausweg marternder Gefühle.

Aus ihrem einſamen Schmerze ward ſie durch die Ankunft ihrer Eltern geriſſen. Dieſe, die bisher die Tochter bekümmert aber gefaßt gefunden hatten, waren über deren wilde Schmerzensausbrüche um ſo erſtaunter, als ihnen auf ihr Befragen keine neuen ſchlimmeren Anzeichen oder Meinungen der Ärzte gemeldet werden konnten.

Als Frau Bertha aber die Anweſenheit des Schwagers mitteilte, furchte ſich des Vaters Stirn und er ſagte:

„Der? — Nun begreife ich! Er hat dir den Kopf heiß gemacht, und du ließeſt ihn allein bei deinem Manne?“

„Es iſt ſein Bruder und ein Prieſter, der es ernſt nimmt mit ſeinem Amte. In ſolchen Zeiten kann man das brauchen!“ erwiderte Frau Bertha.

„Iſt's wirklich ſo weit, ſo hätte ich immer noch

einen anderen lieber an seiner Stelle gesehen!“ erwiderte der Vater. „Erst hätte man die Ärzte noch einmal hören können, ehe man den Kranken aufregt. Du hast recht, es ist sein Bruder, und man kann ihm nicht den Weg zum Krankenbett versperren. Ich werde aber doch zusehen, daß der Herr sich einiges Maß in seinem Eifer auferlegt.“

Mit Tröstungen und hoffenden Vermutungen verbrachte man eine gute Weile, da Frau Bertha trotz des Vaters zunehmender Ungeduld nicht gestatten wollte, daß die Zwiesprache der beiden Brüder gestört würde. Da endlich, als des Vaters Bemerkungen ihre Unruhe noch wesentlich gemehrt hatten, erschien der Priester. Erregung und Abspannung zeigte sich in seinen Zügen und in seiner Haltung. Ohne die anwesenden Eltern zu beachten, trat er vor Bertha hin und sagte in feierlichem Ton: „Danken Sie Gott! Er hat Gnade geübt an ihm und seinen Sinn zur Bußfertigkeit gewendet.“

Er beachtete es nicht, daß Frau Bertha ihm in lebhafter Erregung die Hand entgegenstreckte und mit innigem Blicke dankte. Der Vater hatte einen unfreundlichen Blick auf ihn geworfen und war sofort in die Krankenstube getreten. Frau Bertha folgte raschen Schrittes mit der Mutter. Während die Drei das Lager umstanden, stellte sich der Priester, die Hände leicht verschlungen, mit leise murmelnder Lippenbewegung in den Hintergrund. Frau Bertha sah nicht das zwischen Betroffenheit und Unmut schwankende Gesicht ihres

Vaters. Sie war ſelber auf das Tiefſte erſchrocken von der Veränderung, die in einer halben Stunde mit dem Kranken vorgegangen war. Der Schweiß bedeckte reichlicher als je das Geſicht, zu deſſen Bläſſe ſich unheimliche bläuliche Schatten geſellten, die glänzenden Augen bewegten ſich unruhig hin und her, während die Art, wie der Kopf, ein wenig zur Seite geneigt, ſich in die weichen Kiſſen einſenkte, die größte Erſchöpfung bekundete. Sie reichte dem Gatten Eisſtückchen, an denen er gierig ſaugte. Alle Drei beobachteten ihn, der kaum Miene machte, ſich um die Anweſenden zu kümmern, in ſtummer Erregtheit. Nach einer Weile wendete er ſeinen Blick auf die Gattin und liſpelte:

„Bete, bete für mich!“

Dann ſank er wieder in ſeine Teilnahmloſigkeit zurück.

In Berthas Bruſt rangen neben dem herrſchenden Gefühl des Schmerzes böſe Zweifel. Sie ahnte, daß der düſtere Prieſter nicht allzu ſchonungsvoll verfahren war. Die Eltern bewahrten dauerndes Stillſchweigen. Doch die düſtere Miene, mit welcher der Vater zeitweilig nach dem Manne im Hintergrunde Seitenblicke warf, redete ihr verſtändlich genug. Nach einer Weile kam der leitende Hausarzt zum Beſuch. Die Eltern Berthas ſowohl als der Präſes traten ins Nebenzimmer. Bertha aber ſuchte mit ängſtlichem Eifer in den Mienen des Arztes zu leſen, während derſelbe den Kranken aufmerkſam beobachtete. Sie entzifferte nichts in der

wandellos ernſt nachdenklichen Miene. Als er aber ſeine Prüfung beendigt hatte, folgte ſie ihm in das Nebengemach, und dort ſagte er zu der kleinen Verſammlung:

„Es iſt eine arge Veränderung mit dem Kranken ſeit meinem letzten Beſuche vorgegangen und meine Hoffnungen haben ſich ſehr vermindert.“

Frau Bertha ſah gleich ihren Eltern unwillkürlich auf den Prieſter. Des Arztes Blick folgte ihnen. Jener aber ſprach in einförmig murmelndem Tone gegen Bertha gewendet:

„So wird es Zeit ſein, nach der Pfarrkirche zu ſchicken, damit er noch das letzte Sakrament empfange.“

Frau Bertha ſchrak zuſammen und ſah den Arzt mit jammervoller Frage an.

Als dieſer mit den Achſeln zuckte, warf ſie ſich weinend ihrer Mutter um den Hals.

Der Arzt ſprach leiſe mit dem Vater.

„Ich weiß genug!“ ſchloß er das kurze Geſpräch. „Ohne den Bruder Pfaffen ſtänd' es anders um ihn!“ Dann ging er.

Die Eltern Berthas blieben im Hauſe und der prieſterliche Schwager nicht minder. Man ſandte nach der Pfarrei, und bald erſchien das düſtere Bild eines Kaplans, der über dem weißen Chorrock die letzte Wegzehrung in einer grünen Kapſel trug und von einem Küſter mit einem brennenden Laternchen und einem Glöckchen in der Hand begleitet war. Als der Kaplan erfuhr, der Kranke habe ſeinem Bruder ſchon gebeichtet, antwortete er mit einem kühlen „Dann iſt es gut!“

und ſchritt zur heiligen Handlung, welcher die Verwandten nicht nur, ſondern auch die herbeigerufene Dienerſchaft des Hauſes neben dem geöffneten Krankenzimmer knieend beiwohnten.

Nach Beendigung der Handlung reichte der Kaplan Frau Bertha die Hand und ſagte:

„Gott tröſte Sie, gnädige Frau! Ihr Herr Gemahl war als ein braver Mann bekannt und wird, ſo dürfen wir hoffen, einen gnädigen Richter finden.“

Frau Bertha drückte ihm mit innigem Danke die Hand. Er hob das Sakrament ſegnend über die Anweſenden und ging dann ſeines Weges, ohne von dem älteren prieſterlichen Amtsgenoſſen irgendwie beſondere Notiz genommen zu haben.

Der Kranke wurde immer ſchwächer. Er hielt die Hand ſeines Weibes und ſtreichelte ſie zuweilen, während ſein fiebernder Blick das Bild der Schmerzgebeugten mit inniger Begierde der Seele auf die Reiſe in eine andere Welt einprägen zu wollen ſchien. Endlich umnachtete Bewußtloſigkeit die Sinne, ohne daß er es zu einem Abſchiedswort hätte bringen können. Der Hausarzt kam noch einmal mit einem Kollegen und beide drückten der weinenden Frau Bertha ſtumm die Hand. Um zehn Uhr nachts war ſie Witwe.

Während ſie noch ſchluchzend über die Leiche geworfen lag, ſagte des Toten Bruder dem Bedienten:

„Schaffen Sie ein Kreuz her!“

Der Diener kehrte nach einer Weile mit dem Beſcheid zurück, es ſei kein ſolches im Hauſe.

„Kein Kreuz im Hauſe?“ fragte da der Prieſter mit lauter Zornesſtimme. Frau Bertha fuhr erſchreckt vom Totenbette auf und richtete ihr gerötetes Antlitz gegen ihn.

„Es wird beſorgt werden!“ ſagte ihr Vater in ärgerlich abweiſendem Tone und zog ſie, von der Mutter unterſtützt, unter beruhigenden Worten aus dem Sterbezimmer, in welchem der Prieſter betend zurückblieb.

„Schafft ein Kreuz her und Weihwaſſer und brennende Kerzen!“ waren Frau Berthas erſte Worte, die ſie hervorſtammelte, als ſie, auf dem Sofa ſitzend, aus dem wirren, gedankenloſen Schmerzgefühle nach einer Weile zu einigem klaren Bewußtſein erwachte. Es war aber ſpäte Nacht. Im Hauſe der Eltern war wohl ein frommes Bild zu finden, aber ein Kruzifix hatten ſie auch nicht. Das wurde dem Diener geſagt, der alsbald die neue Meldung brachte, der Herr Präſes habe dringlich nach einem Kreuz verlangt, das vor ein Totenbett in jedem chriſtlichen Hauſe gehöre. Als dann dem Präſes geſagt wurde, ſo ſpät ſei kein Kreuz mehr zu beſchaffen, unterbrach dieſer ſein Gebet und machte ſich unmutig ſelber auf den Weg, aus ſeiner Wohnung ein ſchwarzes Ebenholzkreuz mit einem elfenbeinernen Erlöſer darauf und ein Gefäß mit geweihtem Waſſer zu holen. Schwerſilberne Armleuchter hatte man im Hauſe.

Die Eltern blieben bei Frau Bertha. Der Vater quartierte ſich in einem Fremdenzimmer ein, wo er in ſpäter Stunde angegriffen bald in Schlaf ſank. Die

Mutter teilte mit der Tochter die Stube, und nachdem ſie ſich an Troſtesworten müde geredet und mit dem geliebten Kinde ſattſam geweint hatte, bekam auch über ſie der Schlaf die Macht. Frau Bertha aber hatte ſich wohl auf Drängen der Mutter entkleidet und zu Bett gelegt, aber kein Schlaf kam ihr. Als auch die Thränen verſiegt waren, ſaß ſie aufrecht, den Kopf in den Arm geſtützt und beſann ſich des Geſchehenen und deſſen, was nun werden ſollte. Es waren keine klaren Gedanken, die ſie hegte. Bald ſchärften ſüße Erinnerungen den Schmerz, bald ſpielte die Seele ſebſtquäleriſch mit dem Bilde des Verſtorbenen im Rahmen der täglichen Gewohnheit; dann ſchauderte die Phantaſie vor der Vorſtellung der Leiche, die daneben im Sterbezimmer lag, dann regte ſich wieder die Sehnſucht nach dem düſteren Anblick. Zuweilen aber legte es ſich auch wie ein Alp auf die Bruſt. Das Herz ſträubte ſich mit aller Macht verzweifelnder Sehnſucht gegen die Wirklichkeit, und der Verſtand, der unerbittliche, er würgte mit roher Kraft die unerfüllbaren Wünſche zu Tode. Sie ertrug es nicht länger. Sie ſtand auf, bekleidete ſich mit den nötigſten Unterkleidern und warf ein Spitzen-Négligé über, das den Hals frei ließ und die Arme mit weiten durchſichtigen Ärmeln nur leicht bedeckte, ſo ging ſie, einen Leuchter in der Hand, nach dem nahen Sterbezimmer. Dort war das Fenſter offen. Ein heftiger Luftzug machte, als ſie eintrat, die Kerzen, die vor dem Totenbette braunten, flackern, ſie ſelber drückte fröſtelnd den einen Arm gegen den

Hals. Draußen, im Freien, ſchickte das tiefe Dunkel der Nacht ſich eben an, einer ſchwachen, grauen Helle zu weichen, die man wohl vom Zimmer aus ſehen konnte, die aber über den Raum, in welchem die Kerzen der Armleuchter ihr rötliches Licht verteilten, noch keine Herrſchaft erlangt hatte. Auf dem Geſicht des Toten ſpielten die ſcharfen Schatten der Kerzenbeleuchtung. Vor dem Bette kniete aufrecht, ein Buch in der Hand, die halb erhellte, halb in tiefes Schwarz getauchte Geſtalt des Prieſters. Als er den Luftzug verſpürte, wandte er ſich nach der Richtung desſelben; jählings ſprang er auf, da er Frau Bertha ſah.

„Sie hier?“ ſagte er dumpf murmelnd und kehrte ſich ab.

„Ich konnte nicht ſchlafen!“ flüſterte dieſe, einen Augenblick an der Thür verweilend. Er trat ans Fenſter, ohne etwas zu erwidern, und verharrte dort, ins Freie ſchauend, während ſie leiſen, zögernden Schrittes an die Leiche herantrat. Sie ſtellte das Licht ſicherer Hand neben die Armleuchter, nahm den Kopf der Leiche zwiſchen beide Hände und drückte unter leiſem Weinen einen Kuß auf die gelbe Stirn. Darauf hob ſie, die Hände nicht entfernend, ihr Geſicht eine Strecke vom Toten weg und ſah ihn lange unverwandt an. Alsdann nahm ſie Weihwaſſer, beſpritzte den Toten, kniete nieder, lehnte die Ellbogen auf das Bettende, und die Arme emporſtreckend, die Hände gefaltet, verrichtete ſie ein ſtummes Gebet.

Nach einer langen Weile erſt drehte ſich der

Prieſter um und ſah die in Andacht verſunkene Frau. Das in dichter Fülle über den Rücken niederflutende Blondhaar empfing auf dem Scheitel den vollen Schein des Kerzenlichtes, ſo daß dieſer aus den im Schatten liegenden, matteren Haarwellen glänzend aufleuchtete, das zarte Profil des emporgerichteten Hauptes erſchien in ſcharfen Umriſſen, das dünne, lang wallende weiße Gewand deutete die Linien der ſchlanken Körperformen leiſe an, die nackten, in ſchmalen Händen endenden Arme leuchteten aus dem Weiß des Kleides und des Totenbettes in der Milde eines geſättigten Elfenbeintones. Wie eine liebliche Viſion war die jugendſchöne Beterin anzuſchauen, und der Prieſter ließ auch ſein Auge eine Weile auf ihr ruhen. Ein zufälliges Geräuſch, das er durch ein kurzes Räuſpern verurſachte, veranlaßte Frau Bertha, den Blick zu wenden. Sie erhob ſich und ſagte:

„Ich wollte Sie nicht in Ihrem Gebete ſtören. Es iſt wohl wirkſamer für den Toten als das meine!“

Sobald in die Geſtalt Bewegung gekommen war, veränderte ſich auch wieder der Blick des Prieſters.

„Mein Gebet iſt nicht beſſer, als das Gebet einer andern wahrhaft gläubigen Seele!“ erwiderte er rauh. Dann näherte er ſich ihr, und den Blick nicht auf ſie, ſondern auf die kerzenbeſchienene Leiche gerichtet, fuhr er fort:

„Der Herr hat Sie heimgeſucht und Ihnen genommen, was Sie das Glück ihres Lebens nannten. Sie kann Ihnen zur Gnade werden dieſe Heimſuchung, wenn Sie nicht nur für den Toten, der bußfertig

ſtarb, ſondern auch für ſich ſelber um das Heil Ihrer Seele beten. Hier können Sie erkennen, was alles irdiſche Glück, was ſelbſt die vielgeprieſene Liebe bedeutet. Früher oder ſpäter endet alles. Er, der von uns ging, er hat die Erkenntnis der Nichtigkeit alles Irdiſchen erſt im andern Leben voll und ganz gewonnen, Ihnen erweiſt Gott vielleicht die Gnade, ſchon hienieden ſolche Erkenntnis zu gewinnen. Die Heimſuchung hat Sie aus der Weltlichkeit zu Gott getrieben, an Ihnen iſt es, unter ſeinem Schutz zu bleiben und nicht mehr in die frühere Welt irdiſchen Tandes zurückzukehren, ſie zu vergeſſen, wie der ſie jetzt vergeſſen hat, der hier ſtumm vor uns liegt."

„Er hat vergeſſen?" fragte Frau Bertha haſtig. „Sie glauben, daß da drüben das Gedächtnis ſchwindet für alles, was man hier erlebt hat, daß er nichts mehr wüßte von mir, von meiner Liebe?"

„Die Seele, die dem Gefängnis des Irdiſchen entfloh", erwiderte mit Nachdruck der Prieſter, „mag ſie vielleicht auch die Erinnerung an das Vergangene bewahren, fühlt doch nichts mehr von jenen Trieben, die ihr auf Erden anhafteten. Sie iſt geläutert, und ihr Trachten iſt nach anderem gewendet."

„Und wenn man ſich einſtens wiederſieht?"

„Dann begegnen ſich zwei verklärte Seelen, die ſich wohl erkennen mögen, die aber nicht mehr im irdiſchen Sinne miteinander verkehren, nichts davon verſpüren, was die Menſchen ihre menſchliche Liebe nennen."

„Das iſt fürchterlich!“ murmelte die junge Frau und ſtarrte entſetzt vor ſich hin.

„So dünkt es Ihnen, deren Sinn noch im Weltlichen befangen iſt!“ erwiderte trockenen Tones der Prieſter.

Sie aber ergriff in ſtürmiſcher Bewegung die kalte Hand des Toten, und wie mit ihm redend, ſagte ſie:

„Iſt denn Gattenliebe keine Tugend? Hat nicht Gott ſelber uns die Liebe gegeben? Und Gottes herrlichſtes Geſchenk, die edelſten, die ſchönſten Regungen des Menſchenherzens ſollten auf immer erlöſchen mit dem Tode? Während die Zurückgebliebenen der Geſchiedenen ſchmerzlich liebend gedenken, hätten dieſe nichts, gar nichts mehr als eine kühle Erinnerung an Geweſenes übrig?“

Der Prieſter unterbrach ſie: „Die Tugend des Chriſten veredelt, was Gottes Wille als natürlichen Trieb in die Menſchen gelegt hat, doch der Chriſt bleibt ſich ſtets bewußt, daß auch dieſe veredelten Triebe nur Irdiſches ſind, das auch nur irdiſchen Wert haben kann, und giebt ſeine Seele nicht ganz ihnen hin, ſondern der Vergänglichkeit gedenkend lenkt er ſeine Gedanken darüber hinaus in das Jenſeits, und wem der Herr die beſte Gnade erweiſt, dem verleiht er die Kraft der Entſagung, die ſchon hienieden die Seele frei von allen irdiſchen Trieben macht.“

Frau Bertha ſah noch einmal lange in das Geſicht der Leiche, dann ſtürzte ſie haſtig zur Thür hinaus.

Zweites Kapitel.

Die näheren Bekannten, welche noch vor der Beerdigung ihre Teilnahmsbesuche machten, waren nicht minder als die Eltern erstaunt, Frau Bertha zwar bleich und wortkarg, aber doch sehr gefaßt zu finden. Daß der Präses, der sonst niemals das Haus betreten hatte, jetzt dasselbe tagsüber gar nicht mehr verließ und auf Frau Bertha einen größeren Einfluß zu gewinnen schien als ihre Eltern, erfuhr man durch ihren alten Vater, der sich darüber im Freundeskreise beklagte, hielt es aber zunächst für eine eifersüchtelnde Übertreibung. Es erschien natürlich, daß die junge Witwe gerade jetzt religiös gestimmt war und infolgedessen dem geistlichen Schwager sich zugänglicher zeigte; doch niemand war gesonnen zu glauben, die feingebildete, geistig regsame Frau würde dem unliebenswürdigen, grämlichen Asceten einen ernstlichen Einfluß gestatten.

Und doch hatte der Vater recht, wenn er bemerken wollte, daß die Tochter seine väterlichen Zusprüche und Ratschläge mit nur schlecht verborgener Gleichgültigkeit anhörte, daß sogar der redseligen Teilnahme der Mutter

eine eigene Art von Überlegenheit gegenübergeſtellt wurde, die nicht mit tiefer kindlicher Zärtlichkeit antwortete, ſondern deren Beredſamkeit ſehr paſſiv über ſich ergehen ließ. Dagegen war die weitere Wahrnehmung nicht abzuweiſen, daß jedes Wort des Prieſters von Frau Bertha mit der vollſten Aufmerkſamkeit des Ohres und des Auges aufgenommen wurde, daß, wenn er ins Zimmer trat oder wenn er ſich entfernte, in ihrer Miene, in ihrem Gruße etwas wie Unterwürfigkeit gelegen war, während er in der Art eines ſtrengen Lehrers oder, wie Berthas Eltern ſagten, „herriſch“ auftrat. Gelegentliche Bemerkungen, was denn der Herr Schwager eigentlich wolle, da ihm in den veränderten Verhältniſſen gar keine Rolle zukomme, Bemerkungen, die ſchließlich in Warnungen gipfelten, dem als überſpannt in der ganzen Stadt bekannten Prieſter nicht allzuviel Vertrauen zu ſchenken, beantwortete Frau Bertha mit dem Hinweis darauf, daß ihr jetzt geiſtlicher Zuſpruch ſehr willkommen, und daß der Schwager bisher noch nie über religiöſe Geſpräche und fromme Ermahnungen hinaus ſich in ihre Verhältniſſe gemiſcht habe. Was aber die Überſpanntheit des Mannes anging, ſo erwiderte ſie ihrem Vater in ruhiger Gelaſſenheit:

„Es iſt ein ſehr ernſter Mann, der den Mut hat, die Dinge in ihrer ganzen Tiefe zu erfaſſen. Das mag manchen überſpannt erſcheinen, die gern mit der Religion ſpielen, für ihren vollen Ernſt aber nicht Mut genug beſitzen.“

Aus dem Munde der ſonſt ſo ſanften, ſchmieg-

ſamen Frau war eine ſolche Rede doppelt verwunderlich. Die geängſtigten Eltern bemühten ſich eifrig, den gefürchteten Einfluß des Präſes dadurch zu bannen, daß ſie die Tochter nicht mehr aus den Augen ließen und jedes Alleinſein mit dem Prieſter möglichſt zu hintertreiben ſuchten. Frau Bertha aber war klug genug, dieſe ſchlecht verhüllte Emſigkeit zu durchſchauen, und je mehr ſie ſich davon beläſtigt und in ihrem freien Willen beſchränkt fühlte, deſto mehr Genugthuung empfand ſie, wenn ſie ſich ſchließlich doch einmal allein mit dem Schwager befand, der nunmehr ihr als das gerade Gegenteil deſſen ſchien, für was die Eltern ihn hielten; ſtatt ſich bei ihm unter einem aufdringlichen Zwange zu fühlen, wurde er das willkommene Mittel, ſich vom Übereifer des elterlichen Einfluſſes zu befreien. Dieſer der weiblichen Seele eigentümliche Zug des Widerſpruchs und Eigenwillens war aber doch nur eine Nebenwirkung.

Jenes nächtliche Geſpräch an der Leiche hatte ſich ihr tief eingeprägt. Dadurch, daß ihr der Prieſter den tröſtenden Traum eines ſeeliſchen Wiederfindens unter der aus dem irdiſchen Leben hinübergenommenen Bedingung geraubt hatte, war ein erſchütternder Stoß auf ihr Gemüt verübt worden. Sie hatte von freien Stücken den Schwager noch einmal zu einer Erörterung des Gegenſtandes angeregt und eine noch entſchiedenere Beſtätigung ſeiner früheren Meinung erfahren, daß in das Jenſeits nichts hinüberreiche von der vielgeprieſenen menſchlichen Liebe, daß dort die Seelen nur in der

Herrlichkeit der Gottesanſchauung ſich gemeinſam freuten, aber zu anderen Regungen weder Antrieb noch Neigung verſpürten.

Wer ihr geholfen und den Schwager beweiskräftig widerlegt hätte! Aber gerade ſeine rückſichtsloſe, ſogar im Ausdrucke die kälteſten, ſchärfſten Worte gebrauchende Art feſſelte und — überzeugte ſie. Irgend ein anderer Prieſter mit glatterer Beredſamkeit, gar eines jener Damenpfäfflein, die den Katholicismus mit Roſenöl ſalonfähig machen, hätte auf ſie keinerlei Einfluß gewonnen, denn ihr ſtark empfindendes Gemüt hätte ſich vom Schmerz um den Toten ſo mächtig ergriffen gefühlt, daß jegliche fromme Süßigkeit ihr ſchal, unbedeutend erſchienen wäre. Der Schwager aber ſchmetterte ohne ſonderliche Anſtrengung, mit einem kurzen, kraftvollen Fauſtſchlag nieder, was ihr unantaſtbar geſchienen hatte und in ſeiner Unantaſtbarkeit ihres jetzigen Geiſteszuſtandes ganzen Inhalt bildete. Es that furchtbar weh, aber die Kühnheit des Beginnens war groß genug, um nicht nur Überraſchung, ſondern etwas wie Bewunderung dieſes Gewaltmenſchen zu erzeugen. Das Weib läßt ſich ſchwer gegen die eigene Herzensſtimme überreden, überwältigt ſieht es in der Kraft das Recht.

Wenn kein Band zwiſchen diesſeits und jenſeits die Liebenden ewig vereinte, wenn der begrabene Gatte für immer von ihr geſchieden, wenn der Liebesbund auf ewig zerriſſen war, was blieb der Trauernden? Die vergebliche Rückerinnernng an unwiederbringlich verlorene Glückstage oder das Vergeſſen in neuen

Freuden und Hoffnungen. Zu letzterem war ihr treues Herz wahrhaftig nicht gestimmt, und ersteres bedeutete nur einen nutzlos verzehrenden Feuerbrand in der Seele. Trost, Beruhigung, Vergessen wenigstens auf Augenblicke mußte sein, ein natürliches Gefühl begehrte darnach. Lenkte der Anblick des Todes und das Gefolge der daran sich knüpfenden Gedanken die Seele ohnehin zur Religion hin, so lohnte sich wenigstens der Versuch, wie so viele Tausende, auch bei der Kirche Trost zu suchen.

Sonst war sie nur des Sonntags in den Dom gegangen, um elf Uhr, in jene Messe, bei welcher sich die vornehme Welt der Stadt zusammenzufinden pflegte. Jetzt ging sie jeden Tag morgens um acht Uhr in die ihrer Wohnung zunächstliegende kleine Klosterkirche. Sie betete innig für des Gatten abgeschiedene Seele, und der stille Ort, in welchem nur wenige Beterinnen aus der niederen Volksklasse sich einzufinden pflegten, that ihr wohl. Nichts mahnte sie an Vergangenes, die Einsamkeit, die zu Hause eine Qual war, wirkte hier, am fremden Orte, beruhigend. Bald war die mit verzückter Miene, von Engelscharen geleitet, zum Himmel auffahrende Maria, welche das Hochaltarbild der in einfachem Zopfstil erbauten Kirche darstellte, ihrem Auge ein vertrauter, den Geist in die Ferne lockender Anblick. Die pausbackigen goldenen Engelchen, die auf der Höhe des giebelartigen Aufbaues des Altars mit gespreizten Beinen saßen und die feisten kleinen Händchen nach aufwärts streckten, wirkten wie

ſanft lächelnder Humor auf ihr wundes Herz, und des alten, weißhaarigen Kloſterbeichtvaters gebeugte Geſtalt, die mit greiſenhaft zitternder Hand die Meßgeräte faßte, hatte etwas rührend Ehrwürdiges. Es umſchlich bald ihr Gemüt ein trauliches Gefühl ſanfter Beſchwichtigung, das ihr den täglichen Gang zur Meſſe zu einer angenehmen Gewohnheit machte. Dieſe Erfahrung und der Wunſch, allerlei Beſucherinnen und ihrer läſtigen Teilnahme zu entfliehen, führten ſie auch nachmittags in die Kirche. Sie beſuchte dann den Dom, und die ſtolzen, hochragenden Hallen mit dem ſeltſamen Lichtſpiele der farbigen Fenſter ſchienen ihr um dieſe Zeit viel erhabener, als in der Elfuhrmeſſe am Sonntage, wo zahlreiche Bekannte ſtets an außer der Kirche liegende geſellige Verhältniſſe mehr als an den Gottesdienſt erinnert hatten. In einem ſtillen Winkel des Rieſenbaues ſaß ſie auf der Kirchenbank weltentrückt, wie in der Tiefe eines Waldes. Nur von ferne klangen die Geräuſche des ſtädtiſchen Lebens an ihr Ohr, und der leiſe Tritt irgend eines Kirchendieners verriet nicht mehr von der Welt, als im Walde das Geräuſch eines aus dem Dickicht aufflatternden Vogels. Sie hatte zwar ein Gebetbuch mit, aber ſie las nicht viel darin. Sie betete auch nicht viel. Sie überließ ſich ihren Betrachtungen, die bald als klare Gedanken, bald als traumhafte Regungen ihr Gehirn durchzogen.

Obwohl das Verhalten der Eltern eine längere und häufigere Ausſprache mit dem prieſterlichen Schwager

behinderte, obwohl es ihre eigene Gemütsstimmung und nicht ein unmittelbarer Einfluß des Priesters gewesen war, wodurch sie zu den häufigen Kirchenbesuchen angeregt worden war, und obwohl dessen düstere Art, die es nie zu einem Lächeln, zu einem freundlichen Worte brachte, ein Entgegenkommen eher erschwerte als förderte, war er das einzige menschliche Wesen, zu welchem sie Vertrauen empfand, dessen Umgang ihr nicht als Störung der begehrten Einsamkeit erschien. Sie fürchtete ihn zwar, war eingeschüchtert in seiner Gegenwart, aber die Überzeugung lebte immer stärker in ihr auf, er sei der einzige, dessen Rat und Meinung ihre Zukunft gestalten könnte.

Als der Präses von ihrem häufigeren Kirchenbesuch vernahm und sie zugleich mit deutlicher Innigkeit, als habe sie ihm dafür dankbar zu sein, den Trost betonte, den sie dabei finde, erwiderte er kalt:

„Jeder echte Trost kann nur von Gott kommen! Die Welt kann zerstreuen, trösten kann sie nicht!"

Er brachte ihr aber desselben Tages Erbauungsbücher und eine große Legende der katholischen Heiligen. Manches in diesen Büchern, die sie mit eifriger Neugierde las, stieß sie ab. Teils fand sie schwulstige Redensarten, die doch der eigentlichen Begeisterung entbehrten, teils traf sie auch auf Darstellungen und Ausdrucksweisen, die ihrem verfeinerten Geiste unzart, ja roh erschienen. Das letztere war besonders bei der Legende der Fall. In demselben Buche fand sie aber auch wieder sinnige und poesievolle Stellen, die sie

mächtig anzogen. Im allgemeinen hatte ſie den Eindruck einer fremdartigen Welt, die, bald ihren Widerſpruch reizend, bald ſie anziehend, mächtig auf ihre Phantaſie wirkte.

Sie ſprach mit dem Präſes darüber und verhehlte ihm weder ihr Mißfallen an manchem Schwulſte in den Erbauungsbüchern, noch daß ihr Zartgefühl an mancher frommen Legende Anſtoß genommen habe.

In ſeiner Weiſe antwortete er:

„Wer nicht gewohnt iſt ſein Gemüt zu erheben, der findet die Übertreibung da, wo ſein Geiſt nicht folgen kann, und wer gewohnt iſt, nach Art der Welt auch für das Schlimmſte ein beſchönigendes Wort zu finden, dem dünkt es unbehaglich, wenn in dem Kampfe mit dem böſen Feinde, wie ihn die Heiligen gekämpft, die Sünde in ihrer wahren Geſtalt gezeichnet wird. Ich dacht' mir's wohl, daß die Frau Schwägerin nicht an allem Geſchmack finden werde!"

Schüchtern wagte Frau Bertha anzudeuten, daß die herrſchenden Sitten und Anſchauungen eben manches rauh fänden, was ja deshalb doch einen guten Kern haben könnte.

„Rauh?" verſetzte der Prieſter. „Jeder Kampf iſt rauh, und ein unabläſſiger Kampf, ein harter Kampf iſt der Weg zur Kindſchaft Gottes!"

Das war nun freilich etwas anderes, als die ſanft beruhigenden Stimmungen und weltvergeſſenen Träumereien, welche Frau Bertha die täglichen Kirchenbeſuche ſo wert machten. Sie behielt aber die Le-

gende und las weiter darin. Einige Tage ſpäter erklärte ſie dem Schwager, bei ihm zur Beichte gehen zu wollen. Dieſer war überraſcht und ſah ſie erſt forſchenden Blickes an, ehe er ſie auf den nächſten Nachmittag in ſeine Kirche beſtellte.

In dem menſchenleeren Gotteshauſe harrte Frau Bertha eine Weile des prieſterlichen Schwagers. Als dieſer, mit Chorhemd und Stola angethan, aus der Sakriſtei kam, wies er, an ihr vorübergehend, mit der Hand ſtumm nach dem nächſten Beichtſtuhle. Sie folgte ihm dorthin, und lange blieben die beiden beiſammen, ſie vor dem Gitter knieend, er in ſeinem Sitze zurückgelehnt, das Geſicht mit einem weißen Tuche verhüllt, erſt ihrem Geflüſter lauſchend, dann zu ihr redend. Nachdem er ſchließlich das weiße Tuch entfernt und, ſich aufrichtend, ſeinem Beichtkinde die Abſolution und den Segen erteilt hatte, erhob ſich dieſes und ging matten Schrittes nach der erſten Bankreihe vor dem Hochaltare, wo es ſich, wie zuſammenbrechend, in die Kniee warf. Frau Berthas Augen ſchimmerten in feuchtem Glanze, und auf ihren Wangen leuchtete eine erregte Röte. Wiederholt bedeckte ſie die Augen mit den Händen während des langen Gebetes. Der Präſes aber blieb, als er das Beichtkind entlaſſen hatte, noch in ſeinem Stuhle ſitzen. Er hielt die gefalteten Hände vor die Bruſt und den bleichen, hageren Kopf zur Höhe gerichtet; mit weit geöffneten Augen betete auch er. Als er nach einer Weile an Frau Bertha vorüberſchritt, ſtand dieſe ehrfürchtig vor ihm auf.

Der Präſes pflegte ſeine Meſſe ſchon am frühen Morgen um ſechs Uhr zu leſen. Frau Bertha ſuchte am folgenden Tage die von ihrem Hauſe ziemlich entfernte Caſſianskirche um dieſe Zeit auf und nahm aus des Schwagers Händen die Kommunion. Von nun an wohnte ſie jeden Morgen ſeiner Meſſe an. In den engen Gaſſen des ärmlichen Viertels, durch welches der Weg zur Kirche führte, wurde die tiefverſchleierte Dame in Trauerkleidung der frühaufſtehenden und vor den Hausthüren oder in den offenen Fluren ſich herumtreibenden Bevölkerung bald eine ebenſo bekannte Erſcheinung, wie der Präſes, in deſſen Begleitung ſie nach der Meſſe zu gehen pflegte. Auf dieſe Weiſe durchkreuzte ſie die Abſichten der Eltern, denn die morgendliche Heimkehr, bei welcher der Schwager ſie zuerſt nur ſoweit begleitet hatte, als es in der Richtung der eigenen von der Kirche nicht ſehr fernen Wohnung gelegen war, dann aber im Eifer des Geſpräches immer weiter mit ihr ging, bot ihr nach wenigen Tagen den Erſatz für die Hemmniſſe, welche dem regeren häuslichen Verkehr mit ihm entgegengeſtellt wurden.

Der Präſes war bisher ein einſamer Mann geweſen. Sein Umgang hatte ſich auf jene armen Leute beſchränkt, denen er Werke der Barmherzigkeit erwies und die bald in ehrlicher Bewunderung, bald in ſtumpfſinnigem Staunen ſeine ſtrengen Mahnungen anhörten. Jetzt hatte er eine Seele gefunden, die ihn zu verſtehen ſchien, die ihm mit teilnehmender Auf-

merkſamkeit lauſchte. Das machte ihn beredſam. Seine Abſicht, die er nicht verbarg, war es, an der Schwägerin ein gottſeliges Werk zu vollbringen, ſie zur echten Frömmigkeit zu führen. Dabei geſchah es, wie es Meiſtern ihren Lieblingsſchülern gegenüber gern zu widerfahren pflegt, daß er über das Lehrhafte hinaus der Schülerin ſeine Seele öffnete, ſie in ſein Inneres blicken ließ. Er war kein gar gelehrter Herr; theologiſche Feinheiten waren ihm ebenſo fremd, wie die tiefere Kenntnis des geſchichtlichen Weſens der Kirche. Über die Leiden der Märtyrer, über die aſcetiſchen Übungen der Büßer, über die Verſuchungen und Gewiſſensqualen der Bekenner, über myſtiſche Wunderzeichen, die im Leben oder nach dem Tode ſolcher Heiligen ſich gezeigt hatten, war er aber auf das Genaueſte unterrichtet. Daneben enthüllte er der Schülerin immer deutlicher das Weſen ſeiner Religionsauffaſſung, die, den blutigen Gekreuzigten ſtets vor Augen, im Chriſtentum die völlige Weltentſagung, im leiblichen Leben nur ein Hemmnis der nach dem Himmel ſtrebenden Seele, in den irdiſchen Freuden, ſelbſt den erlaubten, nur die lauernde Hinterliſt des böſen Feindes erkannte. Bertha, die jetzt vertraulicher geworden war, geſtattete ſich manchen leiſen Widerſpruch in dem Sinne, daß es doch viele religiös gleichgültige, erlaubte Dinge gebe, die man bei aller Frömmigkeit betreiben könne, und daß ein tüchtiger Charakter auch mitten im Weltleben vor Anfechtungen ſich zu ſchützen vermöge. Solche Meinungen bekämpfte er in den härteſten Worten. Das

ſei jene laue Weltanſchauung, der leider ſogar Geiſtliche huldigten; die chriſtliche Religion ſei aber kein bequemes Spielzeug kluger Geiſter, die hienieden zwanglos leben und doch den Himmel erwerben wollen. Gott kenne nur Gerechte und Ungerechte, und ſo habe auch der Fromme nur die Wahl zwiſchen Gott und der Welt; mit der Weltluſt liebäugeln, heiße dem Teufel den kleinen Finger reichen, und wer gar ſo fein zwiſchen Erlaubtem und Verbotenem unterſcheide, der ſchiele ſchon nach dem Böſen. Auf der andern Seite wußte der Präſes die Nichtigkeit, die innere Hohlheit und Unzulänglichkeit ſolcher Weltfreuden in die ſchärfſte Beleuchtung zu ſetzen, indem er mit dem Ausdrucke der größten Verachtung über dieſe und jene Erſcheinungen ſprach und dieſer „Jämmerlichkeit", wie er es nannte, den ſeeliſchen Aufſchwung, die kraftvolle Begeiſterung der Heiligen gegenüberſtellte.

Er war kein Redekünſtler; ſeine Überzeugung trat aber in einer knappen, ſpröden Sprachweiſe mit einer Art dramatiſcher Schlagfertigkeit zu Tage, und wenn ihm, was gar nicht ſo ſelten geſchah, einmal eine glänzende, phantaſievolle Ausdrucksweiſe gelang, dann wirkte ſie um ſo lebendiger, überraſchender. Immer mehr ſchwand in Berthas Auffaſſung das Grauenerregende, Düſtere an dem Weſen des Mannes, und der Eindruck der ungewöhnlichen Kraft einer bewunderungswürdigen, durch ernſte Selbſterziehung gewonnenen Charakterſtärke gewann das Übergewicht. Die ihn ſelbſt beſeelende Meinung, daß nur in der ſtrengen

Weltverleugnung das Chriſtentum zu finden ſei, daß jede vermittelnde Meinung eine ſchwächliche Halbheit ſei, drang immer mehr in Berthas Geiſt ein, je unerſchütterlicher ſich der Präſes gegen jedes „Wenn“ und „Aber“ zeigte. In ſcheuer Ehrfurcht ſah ſie zu ihrem Meiſter auf, und dieſe Ehrfurcht wich auch nicht von ihr, wenn er über manche Dinge des Lebens mit einer Geradheit ſprach, vor der ihr Zartſinn erſt erſchrak. Sie gewöhnte ſich an eine Sprache, die keine Rückſicht auf ihr Geſchlecht nahm, und hörte von Dingen reden, die ihrer Argloſigkeit bisher völlig fremd geweſen waren. An die Stelle der Scheu einer fein empfindenden Natur vor ſolchen grellen Offenbarungen trat bald eine viel heftigere, ſie in die tiefſte Verwirrung ſtürzende Gemütserregung. Noch viel gewaltſamer griff jetzt der Prieſter in ihr Seelenleben, als damals, da er mit ſeiner grauſamen Lehre die Verbindung zwiſchen ihr und dem dahingeſchiedenen Gatten zerriſſen hatte. Ihr ganzes weibliches Weſen wurde in Aufregung verſetzt, während er mit ahnungsloſer Trockenheit und Härte Naturgeheimniſſe erörterte, vor deren Andeutung ſie ſchamerfüllt entflohen wäre, deren rückſichtsloſe Nacktheit ſie aber bannte, wie denn der Mann durch ſeine rauhe Gewalt ſie immer wieder überwältigte.

Das Weib, ſo lautete ſeine Lehre, hat die Sünde in die Welt gebracht. Wird nun auch die Erbſünde in der Taufe von uns genommen, ſo hat der Teufel doch gerade in dem göttlichen Zwecke, der der Natur des Weibes zu Grunde liegt, die Handhabe gefunden,

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

aus dieſem die vornehmſte Trägerin der Sünde zu machen. Es trägt in ſich den Keim der Gefallſucht, der Neigung Männer anzulocken, und der böſe Feind nützt dieſe Keime, ſo daß es dazu angetrieben wird, den Götzendienſt der Eitelkeit mit ſeinem eigenen Leibe zu treiben. Der Zweck Gottes aber, das Weib ſo zu ſchaffen, wie es dienlich iſt zur Vollendung ſeines Berufes, wird vom Teufel dahin verkehrt, daß die Männer in dem Weibe den Anreiz zur Sünde ſehen und daß ſie hundert Verſuchungen finden, wo ſie dem Zwecke Gottes dienen ſollten. Im Weibe vollendet ſich das Wirrſal, das nach dem Engelsſturze Gott zugelaſſen hat, der Gegenſatz von Gut und Böſe. Das Weib vor allem iſt die Trägerin der Weltluſt, es iſt ein von Gott auserwähltes Gefäß ſeines Willens, das der böſe Feind mißbraucht und durch ſeinen Mißbrauch entſtellt hat. Darum mußte Chriſtus auf wunderbare Weiſe geboren werden, weil der natürliche Weg entweiht iſt durch die Sünde, die unzertrennlich iſt von des Weibes Natur. Das Weib, will es den Himmel gewinnen, muß darum ganz beſonders der Weltentſagung leben und mit beſonderer Sorgfalt ſich wahren, daß es nicht nur nicht ſelber ſündigt, ſondern auch nicht zur Sünde anreizt.

Das Bild, das der Prieſter, die fürchterliche Lehre unterſtützend, dabei von der Welt entwarf, die dem Moloch böſer Lüſte unaufhörliche Opfer bringt, die grauſam rauhe Art, mit der er ſie gewiſſermaßen vor ihr ſelbſt entblößte, ihr ein abſcheuliches Spiegelbild

der eigenen Natur vor Augen ſtellend, das war ſo neu und ſo ungeheuerlich dabei, daß ihr der Gedanke gar nicht bewußt wurde, ein Mann ſpreche zu ihr, einer jungen Frau, in ſolcher Weiſe, daß zur Beſchämung gar nicht mehr Raum blieb in der wilden Flut der Gedanken, die ihr Gehirn pochen ließ und das Blut in den Adern bald in Gluthitze, bald in kalte Schauer wandelte. In ſeiner ganzen Unheimlichkeit und doch wie ein überirdiſches Weſen ſtand der Mann vor ihr. Bald hätte ſie aufſchreien und um Erbarmen flehen mögen, bald war es ihr, als ſollte ſie ſich an die Bruſt des fürchterlichen Meiſters werfen und ihn bitten: „Rette mich vor mir ſelbſt! Halte mich feſt!“ Zu Hauſe aber, in der Einſamkeit, traten ſeltſame Gedanken, nie geahnte Empfindungen an ſie heran. Rückerinnerungen an vergangene Tage nahmen eine ſchreckhafte Geſtalt an. Unendliche Scham erfaßte ſie vor ihr ſelbſt, und eine dämoniſche Luſt wandelte ſie an, gegen das eigene Fleiſch zerſtörend zu wüten. Dann kam es wieder wie Angſt über ſie vor etwas unnennbar Ungeheurem, und häßliche Bilder traten vor ihre Phantaſie, denen ſie nicht zu entfliehen vermochte. Mitten in der wilden Brandung der Gedanken, Regungen und Bilder ſtand aber der bleiche Mann mit dem ſtechenden Blick, wie ein Fels, und ſie hörte ſeine kalten, unbedingte Unterwerfung heiſchenden Worte der Weltverachtung und Weltentſagung. Je ungeſtümer die ſonderbaren Gluten in ihrer Seele wurden, je heftigere Bangigkeit ſie erfaßte, deſto troſtreicher, deſto

machtvoller erſchienen Geſtalt und Wort des Prieſters. Nur eine kurze Weile dauerte dieſer fieberartige Zuſtand einer mit den zarteſten Wurzelfaſern aus ihrem bisherigen Daſein geriſſenen Natur. Dann ward es klar in ihr und um ihr. Sie war ſehend geworden. Das Häßliche ertrug ſie kalten Sinnes, und es ſchreckte ſie nicht mehr, das in häßlichem Lichte zu ſehen, was ihr vordem anders erſchienen war. An die Stelle der Scham trat der Ekel, und die Bangigkeit machte der Verachtung Platz. Ekel und Verachtung brachte ſie der Welt entgegen, Ekel und Verachtung all dem, was ſie an die eigene irdiſche Natur gemahnte, und nichts begehrte ſie mehr, als den Weg gewieſen zu ſehen, auf welchem dieſer von ſtiller Entſagung weſentlich unterſchiedene, von einem Gefühle des Haſſes getriebene Befreiungsdrang der Seele von aller irdiſchen Empfindung ſein vollſtes Genügen fände.

Etliche Wochen waren ſeit Weſters Tod verfloſſen. Die Geſellſchaft hatte indeſſen reichen Geſprächsſtoff in dem ſonderbaren Teſtament des Verſtorbenen gefunden. Bertha war Univerſalerbin, die Familie Habermann war mit einem anſehnlichen Legate bedacht, ebenſo einige Wohlthätigkeitsanſtalten. Daneben aber fand ſich die Beſtimmung, daß die Witwe verpflichtet ſein ſollte, jedem Verwandten, der dies beanſpruche, mindeſtens ein halbes Jahr lang Wohnung in ihrem Hauſe zu gewähren und, wie es hieß, „ſich ihm als gaſtfreundliche Verwandte zu erweiſen“.

Bertha hatte die ganze Prozedur der Teſtaments-

eröffnung ziemlich teilnahmslos über sich ergehen lassen und auch an jener Bestimmung, über welche ihre Eltern verwundert schienen, nichts anderes gefunden, als die vorsorgliche Liebe des Verstorbenen für solche Verwandte, die etwa einmal in besondere Notlage geraten würden. Der Präses hatte von der Sache gehört, sie aber auch sehr gleichgültig hingenommen.

Feine Köpfe glaubten sehr bald die Absicht des Erblassers erraten zu haben. Die Bestimmung, so meinten sie, ziele nur auf eine einzige Person, den jungen, augenblicklich in England in einer chemischen Fabrik als Techniker thätigen Habermann, und zwar habe der Verstorbene in seltener Selbstlosigkeit dabei nichts Geringeres im Auge gehabt, als die Möglichkeit einer Verbindung seines Lieblingsneffen mit der noch so jungen Witwe; die Bestimmung verberge sehr durchsichtig folgenden Gedankengang: Der junge Habermann ist die zunächst als Leiter der Fabrik in Betracht kommende Persönlichkeit; der Fabrikdirektor wohnt im Hause der Prinzipalin und Tante; das Weitere würde dann die Jugend der beiden besorgen.

Man verhehlte sich nicht die peinliche Situation, in welche die junge Witwe unter solchen Umständen geraten konnte. Aber der verstorbene Wester hatte immer seine besonderen Launen gehabt, und philiströse Bedenken lagen ganz außer seiner Art. Er mochte diesen Einfall als einen besonders genialen Streich seines edeldenkenden Herzens betrachtet haben, ohne weiter an kleinliche gesellschaftliche Schwierigkeiten zu

denken. Da sich gleichzeitig die ganze Stadt über den Einfluß des Präses auf seine Schwägerin unterhielt, so ergriffen namentlich die Damen die Gelegenheit, die verschiedenen Möglichkeiten eines Zukunftsromanes zu besprechen. Je mehr sich Bertha von der Gesellschaft entfernte, desto mehr zerbrach man sich in dieser den Kopf über ihr künftiges Schicksal. Man ersehnte förmlich die Ankunft des jungen Habermann, ohne welchen der Roman nicht in Gang kommen konnte. Berthas Eltern bekamen bald Kunde von dem Gerede. Die Auffassung, welche das Testament erfahren hatten, machte einen um so größeren Eindruck auf sie, je weniger sie selber über eine unklare Verwunderung hinaus eine solche Absicht des Erblassers erraten hatte. Sie fanden um so mehr Gefallen daran, als sie darin eine mögliche Rettung der Tochter aus den Händen des Priesters erkannten, und während die Gesellschaft mit der Angelegenheit sich die Zeit vertrieb, wurde ihnen dieselbe zum Anlaß einer planvollen Überlegung.

Zunächst wollte man völliges Stillschweigen beobachten, bis eine gewisse Zeit der Trauer verstrichen wäre; aber auch dann sollte Bertha nur die Notwendigkeit der Anstellung eines Fabrikdirektors und der Vorteil, einen Verwandten hierzu zu wählen, vor Augen gestellt werden, während man alles vermeiden wollte, was das Mißtrauen der Witwe hätte wecken können. Man mußte dann in weiterer Linie den jungen Habermann rechtzeitig zur Übernahme der Stellung nicht nur, sondern auch zum Gebrauch der besonderen testa-

mentariſchen Beſtimmung zu überreden wiſſen und endlich, war er am Orte, mit Vorſicht, aber mit ruhigem Zielbewußtſein dahin ſteuern, daß der Neffe Berthas Aufmerſamkeit errege. Oft unterhielten ſich die beiden alten Leute über dieſe Angelegenheit, beſprachen ſie bis in Einzelheiten und legten ſich ihren Feldzugsplan mit ſanguiniſchem Behagen zurecht. Sie fanden darin Troſt und Aufmunterung der traurigen Wahrnehmung gegenüber, daß Bertha ſich ihnen mehr und mehr entfremdete.

Dieſe veranſtaltete eine vollſtändige Umwälzung ihrer Wohnung und ihres ganzen häuslichen Lebens. Da wurden nicht nur Spiegel, Bilder, Nippgegenſtände entfernt und ſtatt deſſen Heiligenbilder, Muttergottesfiguren, Kruzifixe u. dgl. angeſchafft; die koſtbaren Möbel wurden zum größten Teil auf den Speicher verſchleppt, das Schlafzimmer zumal ward in eine kahle Stätte verwandelt, der jegliche Spur aus dem Leben einer eleganten jungen Dame genommen war, während ein Betſchemel unter einem großen Kreuz die veränderte Sinnesart bezeichnete. Wie die Köchin bitterer Laune erzählte, war auch eine einfachere Koſt befohlen worden, dem Kutſcher und Bedienten wurde gekündigt, zum Verkauf der Pferde war Auftrag gegeben.

Der Vater verwarnte trotz ſeiner tiefen Betrübnis über dieſe Wahrnehmungen die Mutter dringend, ſich zu irgend welchen unvorſichtigen Äußerungen hinreißen zu laſſen, und hielt nur darauf, daß man mit kluger Liſt eine Verſchleuderung ſo vieler koſtbarer Dinge

verhüte. Bertha ſchenkte denn auch ihren Eltern mit vollen Händen aus der Menge des ihr leid gewordenen Tandes, und dieſe verwahrten die Geſchenke ſorglich, während jene ſich wenigſtens ſoweit beſtimmen ließ, daß ſie andere Dinge, für welche die Eltern gar keinen Raum gehabt hätten, nicht an fremde Leute verſchenkte, ſondern einſtweilen verwahrte mit dem Entſchluſſe, ſpäter eine Verſteigerung zu veranſtalten, deren Erlös frommen Zwecken zufließen ſollte. Man ließ die junge Witwe gewähren und nahm ihre abſonderliche Wandlung als Thatſache hin, ohne irgend eine auffällige Bemerkung, gedachte namentlich des Präſes mit keinem Worte. Bekannten, die gerüchtweiſe von dem Gebahren gehört hatten und meinten, die Eltern ſollten doch von ihrem Einfluß Gebrauch machen, erklärte man, die Tochter ſei ſelbſtändig, Herrin ihres Eigentums, und man wolle ſich nicht durch unzeitige Einmiſchung das Herz derſelben entfremden, keinen Konflikt heraufbeſchwören. Klagen der Dienſtleute Berthas wurden ſchroff abgewieſen. Sie ſollten ihrer Herrin Willen thun, die ja nichts Unrechtes verlange, oder einen andern Dienſt ſuchen, wenn es ihnen nicht gefalle.

Eines Tages, als die Mutter wieder nach Berthas Wohnung gekommen war, fand ſie die Tochter mitten in einer auf Stühlen, Tiſchen und auf dem Fußboden umherliegenden Fülle von Kleidern, Geſellſchaftstoiletten, reichgeſtickten Wäſcheſtücken, ſeidenen Miedern, buntfarbigen Strümpfen und verſchiedenen Kleinigkeiten des weiblichen Putzes. Die etwas blaß ausſehende junge Frau

mit dem schlichten schwarzen Trauerkleide nahm sich seltsam in dieser farbenschillernden, den Duft feiner Wohlgerüche entsendenden, die Geheimnisse der Frauenschönheit in kokettem Spiel andeutenden Zauberwelt aus. Betroffen fragte die Mutter, was da geschehe.

„Der sündhafte Flitter lag noch immer umher!“ erwiderte Bertha. „Ich habe ihn jetzt einmal wieder vorgenommen und wollte aussuchen, was etwa noch zu nützlicher Verwendung taugen möchte. Aber zu nichts, zu gar nichts ist das Zeug nütze. Den Armen solchen Putz zu geben, erscheint wie Spott, und schenke ich ihn meinen Mädchen, erwecke ich nur die Geister sträflicher Eitelkeit in ihnen. Selbst wenn ich daran denke, das Ganze irgend einer Händlerin billig zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben, ist's mir, als sähe ich ein dadurch verderbtes Geschöpf, dünkt mich der Gewinn wie sündhaftes Geld. Mir ekelt vor den Dingen!“ Sie stieß mit einer heftigen Handbewegung gegen ein aufgestapeltes Päckchen gestickter Wäsche, daß es vom Tische glitt und die auseinander flatternden duftigen Stücke wirr zu Boden fielen. Über das sonst madonnenhaft sanfte Gesicht glitt dabei ein harter, dessen zarte Linien verzerrender Zug.

Der Mutter schnitt der Vorgang tief in die Seele. Das Wegräumen der schönen Möbel und Hausgeräte hatte ihr keinen so peinlichen Eindruck gemacht, als die wilde Verachtung dieser Gegenstände des persönlichsten Gebrauches. Wie oft hatte sich ihr Mutterherz daran erfreut, wenn die Schönheit der geliebten

Tochter in der Umrahmung einer glänzenden Toilette den höchsten Zauber entfaltete! Wie oft hatte sie mit dem klugen Lächeln der bejahrten Lebenskennerin angehört, daß der verstorbene Schwiegersohn sagte: „Sieht sie heute nicht reizend aus?“ Und wenn sie, die in einfacheren Gewohnheiten aufgewachsene Frau, im Toilettenzimmer Berthas anwesend, zuweilen ihre Bewunderung kostbarer Stickereien und Spitzen aussprach, dann hatte diese verschämt gemurmelt: „Er liebt das!“ Jetzt wurden diese lieblichen Zeugen eines sonnigen Lebensglückes geschmäht, mißachtet, und der Mutter, die sich der Schönheit ihres Kindes stets so herzlich gefreut hatte, war es, als ob dieses sein eigenes Selbst verstümmele und undankbar sich einer schönen Vergangenheit mit verächtlicher Gebärde entledige.

Das übervolle Herz machte sich nicht ohne einige Bitterkeit mit den Worten Luft:

„Wenn dir diese Gegenstände schmerzliche Erinnerungen erweckten, fände ich's begreiflich, daß sie dir aber Ekel einflößen, das will mir doch zu überspannt erscheinen, als daß solche Stimmung dauerhaft sein könnte. Hebe die Sachen nur auf. Du kannst noch anderen Sinnes werden!“

„Ich? Nein, Mutter! Das ist vorbei, Gott sei's gedankt!“ war Berthas Antwort.

Solche Antwort reizte aber nur den rechthaberischen Trotz, der alten Frauen in vermehrtem Maße eigen ist. Daher versetzte die Mutter in übereiltem Eifer:

„Es können auch noch andere Leute Einfluß auf dich bekommen als der Herr Präſes! Deine Eltern freilich müſſen darauf verzichten. Aber dein verſtorbener Mann hat ſelber für die Möglichkeit geſorgt!“

„Wie meinſt du das?“ fragte Bertha verwundert.

Da beſann ſich jene der begangenen Unvorſichtigkeit, vermochte aber nur mit einem unklaren Gemurmel zu erwidern.

Bertha blieb nachdenklich, und als die Mutter gegangen war, verließ auch ſie eiligen Schrittes das Haus. Der Präſes war überraſcht, als die Schwägerin in ſein Zimmer trat, das von der kahlen Armut einer Kloſterzelle nur durch eine alte, ſchmutzig gelbe Tapete mit geblümtem Muſter unterſchieden war. Noch nie hatte Bertha ſeine Behauſung betreten. Es mußte etwas Ungewöhnliches vorgefallen ſein. Ehe ſie aber ſeinem erſtaunten: „Sie hier, Schwägerin?“ Antwort gab, ſchweifte ihr Blick trotz aller Erregung neugierig durch das Gemach. Hinter einem nur halb zugezogenen grünen Vorhang ſah ſie in einem Alkoven ein eiſernes Bettgerüſt mit einem nicht eben nach Eiderdaunen ausſehenden Lager. Ein kleines braun geſtrichenes Büchergeſtell in der Ecke, ein runder Tiſch in der Mitte des Zimmers, darauf eine ärmliche, verſchliſſene Decke, einige Stühle mit ſchwarzem Lederpolſter, durch deſſen Riſſe hier und dort Werg und Seegras ſichtbar wurde, ein alter Kleiderſchrank und grauweiße Gardinen an den beiden Fenſtern bildeten die charakteriſtiſchen Zuthaten zu dem mächtigen ſchwarzen Kreuz mit dem

hageren, bluttriefenden Erlöſer darauf, das zwiſchen den beiden Fenſtern als einziger Wandſchmuck ſich aufrichtete. Auf dem unmittelbar darunter ſtehenden Betſtuhle grinſte ein echter Totenſchädel. Daneben lagen außer einem großen Evangelium und einem Brevier verſchiedenartige Roſenkränze nnd überdies ein ſonderbares Ding von braunem Holz, das Bertha nicht deutlich unterſcheiden konnte, das ſich ihrer Phantaſie aber ſofort zu einer Geißel geſtaltete.

Die Verwahrloſung und Unſauberkeit, die aus den Möbeln, aus dem zerſchundenen Fußboden, der ſchwärzlichen Decke, den ſchmutzigen Tapeten ſprach, übten auf ſie einen mächtigeren Eindruck aus, als ihr ſelbſt erwünſcht war. Kreuz, Totenſchädel und die mutmaßliche Geißel traten an Wirkung zurück vor dem der feingebildeten Frau widerſtrebenden Bilde der Verwilderung, und wie ein Schatten huſchte ein Gedanke des Zweifels durch ihre Seele, eben lange genug, daß der Präſes aufmerkſam werden und erraten konnte, zwiſchen ihrem ſichtlich erregten Eintritt und der notwendigen Antwort auf ſeine überraſchte Begrüßung ſei ein beklemmender Umſtand eingetreten. Mit einem leiſen Lächeln ſagte er:

„Anna hat Sie falſch gewieſen. Das iſt nicht meine Empfangsſtube!“

Zugleich öffnete er eine Thür mit einladender Handbewegung, und Bertha trat in einen ſehr einfachen, auch nicht gerade mit beſonderer Sauberkeit gepflegten Raum, der aber mit ſeinen braunen, ein

bißchen verſchoſſenen Ripsmöbeln, den Heiligenbildern an den Wänden und der hübſchen Madonnenfigur, die unter Glas auf einem Pfeilertiſchchen ſtand, doch einen halbwegs ſtandesgemäßen, an ſich unauffälligen Eindruck machte.

Der Präſes lud ſie auf das Sofa und fragte nach ihrem Begehr. Sofort ſtand vor ihrer Seele wieder der Gedanke, der ſie hergeführt hatte, in ſeiner ganzen Macht, den flüchtig aufgetauchten Zweifel verjagend.

„Sie müſſen die Beſtimmung meines Mannes benutzen und in mein Haus ziehen!“ ſtieß ſie lebhaft hervor.

„Ich? Wie kommen Sie auf dieſen Gedanken?“ fragte der Prieſter mit einer Miene des Erſtaunens, die dem Schrecken ſehr ähnlich ſah.

„Das Heil meiner Seele hängt davon ab!“ verſetzte mit derſelben Lebhaftigkeit Bertha. „Sie haben mir die Augen geöffnet, Ihnen danke ich die Erkenntnis des wahren Glaubens. Ihr frommes Werk, für das Sie Gott einſt belohnen wird, es läuft aber Gefahr, wieder zunichte zu werden. Andeutungen meiner Mutter ſagen es mir, daß man etwas gegen mich plant, daß man Ihren Einfluß auf mich, wie ſie es nennen, durchkreuzen will. Was man thun wird, weiß ich nicht; aber ich werde kämpfen, ſchwer kämpfen müſſen. Ich ſtehe allein, nicht jeden Augenblick iſt mir Ihr Rat verfügbar, wohl aber kann ich dieſe und jene Einflüſſe nicht von mir weiſen. Ich bin ein Weib, bin jung. So ſehr ich auch jetzt noch wider-

ſtrebe, ich wage nicht zu behaupten, daß meine Kraft ausreichen wird. Sind Sie aber mein Hausgenoſſe, dann wage ich es zu kämpfen, dann iſt in Ihrer Anweſenheit ſchon eine Schutzwehr für mich gegeben."

Der Präſes erhob ſich von ſeinem Sitze. Er war ſehr nachdenklich geworden.

„Liebes Kind," ſagte er mit langſamer Betonung, „Ihr frommer Eifer iſt mir eine große Herzensfreude; aber die Sache muß doch mehr überlegt werden. Es handelt ſich, wie ich Ihren Worten entnehme, dabei um Ihre Eltern. Ich aber will mich nicht zwiſchen dieſe und die Tochter ſtellen, es wäre denn wirklich Ihr Seelenheil ſo ſehr gefährdet, daß Ihre eigene Kraft nicht dagegen ausreichte. Meines Beiſtandes ſind Sie ja ohnehin ſicher, jeden Tag bin ich Ihnen verfügbar."

Jetzt erhob ſich auch Bertha.

„Das hätte ich von Ihnen am wenigſten erwartet," ſagte ſie bitter, „daß Sie ſich hinter Ausflüchten und Bedenklichkeiten zurückziehen. Das Heil meiner Seele iſt gefährdet, denn man will mich in jene Welt zurückführen, die ich durch Sie habe verachten gelernt. Sie wiſſen aber ſo gut wie ich, daß es Mittel und Wege giebt, mir Ihren Rat unerreichbar zu machen, Sie fern zu halten von mir, wenn ich allein in meinem Hauſe bleibe. Sie können es vor Gott nicht verantworten, wenn Sie mich jetzt im Stiche laſſen. Ich weiß es wohl, auch Sie werden zu kämpfen haben, man wird Sie vielleicht zur Rede ſtellen, Ihnen Vor-

würfe machen. Aber ſollte Sie das abhalten können, das Werk, das Sie an mir begonnen haben, zu vollenden, dann wären Sie der Mann nicht, für den ich Sie hielt, und wenn Sie das nicht ſind, dann habe ich auch das Recht, an dem Werte Ihrer Lehren zu zweifeln."

„Bertha!" rief der Präſes heftig aus. Er nannte ſeine Schwägerin zum erſtenmal bei ihrem Vornamen, ohne wie ſonſt das Wort „Frau" vorzuſetzen. „Solch ungeſtümes Weſen habe ich Sie nicht gelehrt!" ſetzte er dann hinzu und ſchritt nachdenklich im Zimmer auf und nieder, während ſeine Schülerin erwartungsvoll auf ihn ſah.

Nach einer Weile hemmte er ſeinen Schritt; ſeine Blicke bohrten ſich in den Fußboden; dann hob er jählings das Haupt und trat dicht vor Bertha hin. Er ſah ſie fragend an, und während in ſeiner harten Stimme eine leiſe Erregung zitterte, ſprach er:

„Nicht alles habe ich Sie gelehrt, was zur getreuen Nachfolge Chriſti gehört. Nur meine prieſterliche Pflicht übte ich, indem ich Sie hinwegführte von dem Abgrunde der Weltluſt und Sie die Nichtigkeit des Irdiſchen erkennen ließ. Ein Eifer wohnt in Ihnen, der mir zeigt, daß Ihr Herz noch nicht erſtorben war für das Gute. Der Sünde und ihrer Gelegenheit entſagen, iſt jedoch nur der Gottſeligkeit Anfang. Vor einem Rückfall Sie zu bewahren, das will ich auch fernerhin übernehmen; das weitere vermag nicht ich, das vermag nur Gottes Gnade. Es

hätte aber keinen Wert in meinen Augen, in ſo enger Gemeinſchaft als Ihr Seelenfreund zu leben, wenn dieſe Gnade nicht in Ihnen wohnte. Ihnen nur immer zu wiederholen, was ich ihnen ſchon geſagt habe, das verlohnt nicht einen ſolchen Schritt, der Sie mit ihren Eltern entzweit, und dazu bedarf es auch des Opfers nicht, das ich bringe, wenn ich mich aus meiner Einſamkeit in eine neue Lebensart verſetzen laſſe. Sie können, meiner Lehren eingedenk und zeitweilig zu mir zur Beichte gehend, gut ſein und der Weltluſt entſagen, ohne mich immer zur Seite zu haben. Wenn ich Ihrem Wunſche folgen ſoll, dann müßte ich wiſſen, daß Gottes Gnade ſtark genug in Ihnen lebt, um Sie wie eine mir anvertraute Tochter auf jene Stufe der Gottſeligkeit führen zu können, die mir ſelber als das höchſte Ziel vorſchwebt, und deren Erreichung ich lebe. Das aber iſt ein harter, erbarmungslos ſtrenger Weg, den nur der ſtarke begeiſternde Glaube gehen kann und gehen darf. Ich bin mir nicht klar, ob Ihr Eifer der Verkünder ſolcher Glaubenskraft iſt, oder ob in ihm nur noch ein Reſt weltlichen Ungeſtüms des Willens ſich offenbart."

Bertha hatte erſt die Augen vor dem durchdringend in ihrer Seele leſenden Blick des Prieſters geſenkt. Im Laufe ſeiner Rede hob ſie aber das Antlitz, ihre großen blauen Augen nahmen mit geſpannter Gier die Worte von ſeinen Lippen, und als er geendet hatte, fragte ſie mit bebender Stimme:

„Was muß ich thun, mein Vater?"

Zugleich machte ſie eine Bewegung, vor welcher der Prieſter, ſie überraſchend anſehend, zurücktrat.

„Kommen Sie!“ ſagte er nach einer ſekundenlangen Pauſe und ſchritt ihr voraus in das Zimmer, das ſie kurz zuvor verlaſſen hatten.

Dort wies er auf den blutenden Heiland und ſprach erſt leiſe, dann immer lauter und begeiſterter: „Auf dieſes jammervolle Leidensbild des Sohnes Gottes den Blick gerichtet, was er unſchuldig um die Menſchheit litt, erwägend, nicht bloß der Welt entſagen, ſondern, wie er, um der eigenen und der anderen Sünden willen freiwillig leiden, ſeines Jammers einen Teil ſich ſelbſt auflegen und um der Gnade willen frohlocken, die uns ſeine Leiden am eigenen ſündigen Leib nachempfinden läßt, das iſt es, was die wahre Nachfolge Chriſti heißt.“

Darauf nahm er mit haſtiger Gebärde den Totenſchädel vom Betſtuhl und reichte ihn ihr dicht vor die Augen. Erſchrocken wich ſie zurück, faßte ſich aber alsbald, während er, den Blick auf den Schädel gerichtet, die Worte mit leidenſchaftlichem Nachdruck betonend, fortfuhr:

„Dies beredte Zeichen der Vergänglichkeit als Zeuge des Gebetes gewöhnt dich daran zu denken, daß du ſelber dereinſt nichts anderes ſein wirſt als ſolch ein hohläugiges Gerippe, und mahnt dich ſtets an die Todesſtunde als aller Leiblichkeit Ende!“ — „Da nimm's und wäg's! Genau ſo viel wiegen die Freuden dieſer Welt!“ ſagte er in einem eigentümlich hei-

ſeren Tone und drückte ihr das Gebein in die Hand, während aus ſeinen Augen ein wildes Feuer leuchtete und die den Schädel umklammernden Finger nervös zuckten.

Bertha erſchrak nicht mehr. Die Schauer, die ihre Glieder durchrieſelten, hatten nichts mit furchtſamem Grauen gemein. Ihre Wangen röteten ſich, in ihren weit ſich öffnenden Augen brannte dasſelbe heiße Feuer, wie in denen des Prieſters, und mit beiden Händen hielt ſie den Schädel feſt, ihn, wie der Prieſter es vorher gethan, ſtarr betrachtend, während dieſer fortfuhr, von den Kaſteiungen des Leibes zu reden, die der Gottſelige, ſich ſelbſt zu ſtählen gegen jegliche Begierde und Chriſti Leiden nacheifernd, auf ſich nehmen müſſe, vom ſtrengen Faſten, von dem Verzicht auf jegliche Weichlichkeit und Üppigkeit in den täglichen Bedürfniſſen. Bertha hörte davon nichts mehr. Vor ihrem Geiſte ſchwebten mannigfache Geſtalten, die heilige Thereſe, Katharina von Siena und andere jener Heldinnen der Ekſtaſe, deren Verzückungen ſie in der Legende geleſen hatte. Während der Präſes noch bald mit lauter, ſchrill ſich überſchlagender Stimme, bald in heiſerer Gedämpftheit, jedes Wort gewaltſam hervorſtoßend, die Fäuſte ballend oder die Finger in nervöſer Beweglichkeit krallend ſprach, drückte ſie plötzlich einen langen Kuß auf die gelbliche Knochenſtirn.

Trotz der eigenen Erregung hielt der Prieſter in ſeiner Rede erſtaunt inne. Sie aber glitt an ſeiner Seite auf die Kniee nieder, ließ den Schädel mit

leiſem Geräuſch zu Boden gleiten, küßte des Prieſters Hand, und mit verzückten Blicken zu ihm aufſehend, hauchte ſie in leidenſchaftlichen, gepreßten Tönen:

„Vater, lehr' mich alles, alles! Ich fühl's, die Gnade iſt mit mir, und ich bin ſtark genug!"

Er ſah die vor ihm Knieende eine kurze Weile traumverloren, wie ein fremdes Weſen an. Dann ſagte er mit rauher, barſcher Stimme:

„Steh' auf, ſteh' auf!" und riß ſie unſanft in die Höhe. Sie blickte betroffen, wie ein verſchüchtertes Kind zu ihm auf und ſtellte ſich dann geſenkten Blickes beſcheiden hin. Eine kurze Pauſe entſtand. Der Präſes war mehrere Schritte von ſeiner Schwägerin zurückgetreten, und die Arme über der Bruſt verſchränkt, ſtarrte er ins Leere. Sie hatte den gefallenen Schädel bemerkt, bückte ſich nach ihm und ſtellte ihn an ſeinen Platz unter das Kreuz.

Dabei fiel ihr das hinter Büchern halb verborgene Geräte in die Augen, das ſchon vorher ihrer ahnenden Phantaſie aufgefallen war. Sie nahm es mit ſchüchterner Hand auf, faßte es dann aber plötzlich kräftigen Griffes, und wie ein Blitz leuchtete es in ihren Augen auf, ihr Mund öffnete ſich halb zu einem nicht lautbar werdenden Ausrufe. Es war eine Geißel, wie ſie gewiſſe Mönchsorden im Gebrauche haben: an einem runden, nicht ſehr kurzen, braun gebeizten Holzgriffe durch ein am oberen Ende desſelben gebohrtes Loch hindurchgezogene vier Stränge von Hanfſtricken mit feſtangezogenen Knoten.

„Vater, warum haben Sie mir davon nicht gesprochen?“ sagte sie, das düstere Werkzeug in der schwarzbeschuhten kleinen Hand haltend und, wie andere ihres Geschlechtes einen funkelnden Diamantschmuck, mit begierigem Blicke musternd.

„Das ist kein Spiel für schwache Frauenhände!“ erwiderte der Priester unruhig abweisend.

„Kein Spiel! das weiß ich!“ erwiderte sie halblaut, aber nachdrucksvoll und legte die Geißel beiseite. „Hat es Ihnen bisher geschienen, als spielte ich? Sieht mein Gang hieher nach einer Spielerei aus?“ fragte sie dann in einem klagenden Tone. „Vater — — —“ fuhr sie in erregt bittendem Tone fort. Er hob die Hand abweisend auf und sagte:

„Geduld und Demut muß der Geist üben bei allem Eifer! — Es fängt zu dunkeln an. Ich will Sie nach Hause geleiten. Morgen nach der Messe hören Sie weiteren Bescheid.“

„Morgen?“ meinte Bertha enttäuscht. Dann gehorchte sie dem Priester, der, seinen Hut ergreifend, nach der Thür wies. Sie sprachen keine Silbe miteinander auf dem langen Wege, und als sie schieden, schnitt der Präses seiner Schwägerin, die Miene zu einem Gespräch machte, das Wort ab, indem er sagte:

„Also morgen, nach der Messe! Beten Sie ein recht andächtiges Nachtgebet!“

Drittes Kapitel.

Die ganze Stadt ſprach von dem Erreigniſſe, daß der Präſes ſich die für ihn ſicherlich am allerwenigſten beſtimmte Teſtamentsvorſchrift zu Nutzen gemacht und im Hauſe der Frau Bertha Weſter Wohnung genommen habe. In liberalen Kreiſen ſah man darin einen neuen Beweis der Pfaffentücke, denn nach der Meinung dieſer Kreiſe war es nur auf das große Vermögen der mit allen Mitteln des Gewiſſenszwanges und trügeriſcher Sinnesumneblung eingefangenen Witwe abgeſehen. Die kirchliche Partei verhielt ſich dagegen ſehr zurückhaltend. Man beſprach das Ereignis nur, wenn man dazu herausgefordert wurde, und meinte dann, etwas Unſtatthaftes könnten in der Sache nur die ſtets Böſes bei der Geiſtlichkeit vermutenden Liberalen finden, denen ſie nicht in den Kram paſſe, und in einem gewaltigen Schimpfen auf dieſe Liberalen erſtickte man den Kern der Frage. Man kam auch nicht in Verlegenheit bei dem Vorhalte, wie fragwürdig ſich Bertha und der Präſes gegen der Erſteren Eltern verhalten hätten. Auf alle Bitten und Beſchwörungen hatte

Bertha nur den Hinweis auf ihr Seelenheil und ihr Gewiſſen zur Antwort gehabt, und die Mutter, welche jammerte, daß durch ein ſolches Verhalten jeder innigere Familienverkehr unmöglich werde, dahin beſchieden, daß man Gott mehr als den Menſchen gehorchen müſſe.

Der Präſes aber hatte ſowohl den bittenden wie den heftigen Reden des Vaters ſeines Schützlings mit kalter Entſchiedenheit den Wortlaut der Teſtaments-beſtimmung entgegengehalten, ohne ſich auf irgend welche weiteren Auseinanderſetzungen einzulaſſen. Die Kirchlichen erklärten, ſowohl Bertha wie der Präſes ſeien in ihrem Rechte. Die junge Witwe ſei ſelbſtändig, das Verhalten der Eltern aber ſehe wie eine zum Zwecke des Gewiſſenszwanges angemaßte Bevormundung aus, denn eine Störung der Familienbeziehungen ſei im Verhalten Berthas gar nicht begründet, nur der kirchenfeindliche Eigenſinn der Eltern könnte dieſe herbeiführen; was aber den Präſes angehe, ſo ſei dieſer nicht nur formell im Rechte, ſondern er habe dieſes Recht überdies erſt auf beſonderen Wunſch Berthas geltend gemacht.

In beiden Lagern war es jedoch nicht bekannt geworden, daß von Bertha dem Vater ein Zugeſtändnis gemacht worden war. Nachdem dieſer das Vergebliche ſeiner gegen den Präſes gerichteten Bemühungen eingeſehen hatte, rückte er mit einem Gegenzuge vor und begehrte von ſeiner Tochter, was er urſprünglich für einen ſpäteren Zeitpunkt vorbehalten hatte, die Berufung ihres Neffen Habermann. Trotz

eines sehr deutlich ausgesprochenen Widerwillens ließ sich Bertha rascher dafür gewinnen, als ihr Vater gehofft hatte, denn sie stand dem Vorschlage gefaßt, ohne Überraschung gegenüber, weil er ihr nur jene Ahnungen bestätigte, um derentwillen sie den Seelenfreund näher an sich gezogen hatte, unter dessen Schutz sie sich jetzt sicher fühlte. Hätte sie den Neffen nicht als Fabrikdirektor genommen, so konnte man ihn ihr doch auf Grund der Testamentsbestimmungen ohne weiteren Vorwand aufnötigen; in einer ihr untergebenen Stellung aber, so rechnete sie, war der lästige Mann immer noch erträglicher denn als unwillkommener Gast. Der Vater schrieb ohne nähere Angabe der besonderen Verhältnisse, in die er treten sollte, an Habermann, und erhielt den Bescheid, dieser würde die Stellung zwar nicht sofort, aber in einem Vierteljahre antreten können. Er war dessen weniger froh als Bertha, die sich der Hoffnung hingab, in solcher Frist würde ihr ganzes häusliches Verhältnis einen so bestimmten Charakter angenommen haben, daß ein Fremder darin zwar unbequem werden, aber nicht mehr wesentlich störend wirken könne.

Indessen war die Angelegenheit auch dem Bischof zu Ohren gekommen, zunächst in nichtamtlicher Form.

Bischof Kilian pflegte jeden Mittwoch Abend in dem reichgetäfelten, mit den Bildern mehrerer seiner Vorgänger und seinem eigenen gezierten gothischen Speisezimmer seines Palais einen kleinen Kreis höherer Geistlicher, dazwischen zuweilen auch einen oder den andern jüngeren Priester, zu zwangloser Unterhaltung bei

Bier, Wein, feinem Braten und guter Cigarre zu verſammeln. Dieſe Abendgeſellſchaften bei dem Oberhirten trugen immer einen ſehr gemütlichen Charakter. Der Biſchof war eine heitere Natur und liebte einen guten Witz, der bis zu einer gewiſſen Grenze auch derbe Formen annehmen durfte. Er ſtammte aus dem Schwäbiſchen und aus bäuerlichen Verhältniſſen, war aber ein gelehrter Herr, der lange Jahre das Amt eines Lycealprofeſſors bekleidet hatte. Er war nicht nur ein gewiegter Kenner kirchlicher Kunſt, ſondern übte auch ſelbſt aus Liebhaberei, aber mit nicht geringer Meiſterſchaft, die uraltmönchiſche Kunſt der Buchmalerei. Seine Lieblinge beſchenkte er ſehr gern mit geiſtlichen Liedern oder frommen Sprüchen in altgothiſcher Zierſchrift und mit reichen Initialen von eigener Hand bemalt, und als beſondere Gunſt galt es, wenn biſchöfliche Gnaden, den Namenstag eines geiſtlichen Würdenträges berückſichtigend, ihm eine ſolche Schriftmalerei zuſandten, den heiligen Namenspatron im Initiale ſinnig dargeſtellt. Er ſtand auf gutem Fuße mit der Regierung und galt ſelbſt in liberalen Kreiſen als ein Mann von milder Denkungsart. Es hatte aber eine eigene Bewandtnis mit dieſer Milde. Biſchof Kilian haßte den Liberalismus, weniger in dem modernen politiſchen Sinne, als im Sinne philoſophierender, der Rechtgläubigkeit und der Kirchenzucht ſich entziehender Freigeiſterei. Ein Lieblingswort von ihm war es, die katholiſche Kirche als die „Erzieherin des Menſchengeſchlechtes“ zu bezeichnen. Daß der Liberalismus

die Menschheit dieser kirchlichen Erziehung entziehen wollte, war in seinen Augen nicht nur gottlos, sondern, was er fast noch ärger fand, gegen den Geist der Geschichte. Seine Feindschaft förderte aber eigenartige Folgerungen zu Tage, die ihn den Fernstehenden als einen milde denkenden Mann erscheinen ließen. Zum Eiferer fehlte ihm auch in der That das Temperament, und seine gelehrte Bildung gab ihm einen klaren Blick für die bei aller Schroffheit der Theorie immer mit der Gewalt der Thatsachen klug paktierende Entwicklungsgeschichte der Kirche.

„Man muß den Gegnern nicht Wasser auf ihre Mühlen geben!“ war ein Axiom von ihm, das in der Diöceſe eine große Rolle spielte. Abgesehen davon, daß er mit unbarmherziger Strenge über das sittliche Verhalten seiner Geistlichen wachte und schon jede Fragwürdigkeit des Benehmens, die ihm zu Ohren kam, ahndete, erfuhr jeder Übereifer, jede Schroffheit des Auftretens durch ihn eine nicht nur strenge, sondern oft auch in der Form sehr verletzende Zurückweisung. Bischof Kilian war kein Choleriker, aber er konnte sich über einen Gegensatz zu seiner kirchenpolitischen Taktik heftig ärgern und dann wurde er leicht grob. Demzufolge war „Naso“ zumal beim niederen ländlichen Klerus gefürchtet. „Naso“ war nämlich der Spitzname des hohen Herrn seit langen Jahren im Priesterseminare, und die in die Seelsorge verstreuten Priester hielten daran fest über die Kaplanszeit hinaus. Längst wohlbestallte Pfarrer sprachen im vertrauten Kreise vom

„Naſo", denn Biſchof Kilian hatte ſchon zwanzig Jahre den biſchöflichen Stuhl inne. Trotz des ſilberweißen Haares trug er die breite, große Geſtalt rüſtig aufrecht, und die ſtechenden, unruhigen kleinen Äugchen glänzten in jugendlicher Friſche. Noch lebhafter aber glänzte das ungeheuerlich ſeltſame Gebäude ſeiner bläulichroten Kupfernaſe, die mit ihren zahlreichen Knoſpen und Schößlingen mehr an irgend eine Frucht, als eine menſchliche Naſe gemahnte. So würdig, ſo gelehrt Biſchof Kilian war, wenn er mit Inful und Stab im goldgeſtickten Prachtgewande auftrat, verpfuſchte die Naſe den ganzen Pomp des katholiſchen Kultus. Es war Thatſache, daß bei der Frohnleichnamsprozeſſion angeſichts des Allerheiligſten, das der Biſchof trug, frommgläubige Weiber unwillkürlich ausriefen: „Jeſſas, dö Naſen!" Auf dem Bildniſſe im gothiſchen Speiſeſaale hatte der Künſtler, ein gar frommer Überreſt der ehemaligen nazareniſchen Schule, allerdings die ſelbſt einen Biſchof ſo rückſichtslos entſtellende gemeine Natur dahin idealiſiert, daß nur eine leiſe Röte über einer menſchlichen Normalnaſe ſich breitete. Der Biſchof war aber geiſtreich genug, ſelber gelegentlich über dieſe gutgemeinte Lüge zu ſcherzen, wie er denn auch ſehr eitel auf den Witz war, ſeine Naſe ſei liberal, denn ſie verläumde ihn, der durch ſie zu einem überſchwenglichen Weinfreund geſtempelt werde, was er in der That nicht war.

Als einer der in der Mittwochsgeſellſchaft anweſenden Herren in einem zwiſchen leichterem Geſpräche

und ernſter Erwägung die Mitte haltenden Tone die Angelegenheit des Präſes Weſter und ſeiner Schwägerin erwähnte, ſagte der Biſchof, der getreu an ſeinem Heimatsdialekte feſthielt, zunächſt:

„Ja, ja, die Herren Aſchcete, dös iſcht e gar ſeltſame Sorte! Den Weſchter, den kenn' i recht guet. Iſcht in der Seelſorg' net e bisle z' brauche g'weſt. Und nacha de Dame, dös iſcht au e ſo e Kapitel, wo mer net z' End kommt damit, wenn mer emal anfangt!"

Als aber in der weiteren Fortſetzung des Geſpräches der Biſchof immer mehr Kenntnis von dem Aufſehen, das die Sache machte, und von dem Gerede in der Stadt bekam, da ſagte er, nachdem er aufmerkſam zugehört hatte:

„Ei, ei! Da wolle mer doch e bisle zugucke! S'iſcht freili wos borſchti Eigenſinniges um de Sorte, wie der Weſchter, und ma kann nit ſo leicht was mache. Aber da wieder de böſe Mäuler a Freſſa z' gebe, dös paſcht me gor nit."

Wenige Tage darauf wurde dem Biſchof ein auf Aufforderung des Ordinariates vom Pfarrer, in deſſen Sprengel Berthas Haus lag, gefertigter amtlicher Bericht vorgelegt. Nach einer längeren Unterredung mit dem Generalvikar beſchloß der Biſchof, von einem bedenklich erſcheinenden Vorgehen des Ordinariates, als der eigentlichen biſchöflichen Vollzugsbehörde, abzuſehen, und den Präſes Weſter vor ſeine eigene Perſon zu entbieten. Das Ergebnis dieſer Unterredung erzählte

Biſchof Kilian am darauffolgenden Mittwoch ſeinen Vertrauten mit einer Art bitteren Humors.

„Ich hab' grad nit mein freundlichſt's G'ſicht aufgeſetzt, wie er kommen iſcht. ‚Das iſcht a ſchlimm Sach', die ich von Ihne hör!' red' ich ihn an. Er guckt mi ganſch verwundert an und, wie ich fortfahr' ihn zu frage, ob der Thatbeſtand ſich ſo verhalte, wie mir iſcht berichtet worde, geſteht er eſch mit einem fragenden „Allerdings!?" zu. Ich ſetz' ihm auseinander, daß eſch dadurch e böſes Gered' gegebe hat, daß mer aber dem Gegner kein Waſſer auf die Mühl' gebe ſoll. Er antwortet darauf: ‚Wer Gott dient, kann ſich nicht um den Zorn der Menſchen kümmern!' Mir kömmt ſchon die Gall' über die Dreiſchtigkeit, ich bezwing' mich aber und red' ihm gütlich zu, daß ein ſolches Gered' immer dem Anſehe der Kirche ſchadet, daß er ja den Schein vermeide kann. Da red' e mir von der Gewiſſensangſt ſeiner Schwägerin, von der Gefahr, daß ihre Seele dem Himmel wieder verlore gehe könnte. Ich hör' ihn ruhig an, ſag' ihm dann aber meine Meinung über die ganze aſchcetiſche Richtung und über die ernſchte Gewiſſensfrage, ſo e überſchwengliches Dämche da hineinzudränge. Nun hätte Se ſehen ſolle, wie der Mann ſich vor mich hinſtellt und mich mit einer förmlicheu Inquiſitormiene fragt, ob ich denn die Aſchceſe für unkirchlich halte und wo denn e Verbot davon zu leſe ſei. Ich werd' wild und ſag', vor der Aſchceſe käm' der Gehorſam gegeu die geiſchtliche Obere. Ja, meint

er, die geiſchtliche Obere könnte aber nichts verbiete, was im Geiſchte der Kirche ſei und von den vornehmſchten Bekennern des chriſchtlichen Glaubens geübt und empfohlen worde ſei. Ich ſag' ihm darauf, noch immer an mich haltend, ich könnt' ihm wohl verbiete Seelſorge an ſeiner Schwägerin auszuübe. Das Beichthöre könnt' ich ihm wohl verbiete, meint' er, nicht aber den Verkehr mit ſeiner Verwandten. ‚Auch das Zuſammenwohne mit einer Frauenſchperſon, die noch nicht das kanoniſche Alter hat, kann ich Ihne verbiete!' platz' ich endlich wütig raus.

‚Das könne biſchöfliche Gnaden ſonder Zweifel!' ſagt' er darauf mit einem unverſchämte Lächeln. ‚Die Feinde der Kirche werden damit aber doch nicht beſänftigt werde, ſondern nur zu einem abſcheuliche Geſchichtche den Stoff geliefert erhalte, daſch eine ehrbare Frau, eine treue Tochter der Kirche, in ihrem Rufe ſchädigt. Wollen biſchöfliche Gnaden daſch auf Ihr Gewiſſen nehme, dann möge Sie mir befehle!'

Ich hab' dem Mann nit Unrecht gebe könne. Ich ſag' ihm alſo: ‚Se werde einſehe, daß Se mit der ganzen Sach' Ungelegenheite ſchaffe und dem beſtimmten Wunſche Ihres Oberhirte, wie es einem Prieſchter wohl anſteht, freiwillig Folge leiſchte!'

‚Ich bedaure, ſagt er, daß mein Gewiſche mir das nicht geſtattet. Nur durch einen ausdrücklichen Befehl auf das mir teſchtamentariſch zuſtehende Wohnrecht im Hauſe meiner Schwägerin zu verzichte, fühle ich mich von der Gewiſchenspflicht, die der dringende Wunſch

meiner um ihr Seelenheil beſorgten Schwägerin mir auferlegt, entbunde!' Da hab' ich's ſatt gehabt. ‚Soll Ihre Frau Schwägerin doch in'ſch Kloſchter gehe, ſag' ich ärgerlich, wenn ſe ſich vor de weltliche Anfechtunge ſo fürchtet! Döſch iſcht der richtige Platz für ſie und dann hat ſe Ihren beſondere Beiſtand nit nöti!' Da ſagt er drauf: ‚Im Kloſchter würde ihre Seele nicht der Gottſeligkeit froh werden können, da ſie empfinden müßte, welche beſondere Gnade ſie in der Jungfräulichkeit verloren hat.' Itzt hab' ihn laufe laſſe. ‚Se kenne meine Meinung,' ſagt' ich ihm noch, handeln Se nach Ihrem Gewiſche!'

Ich hab's g'wußt, wie ich ihn hab' komme laſſe, daß, wenn er ſich nit freiwillig vor der biſchöflichen Autorität beugt, nit viel zu mache iſcht. S' geht immer ſo mit dene Aſchcete. Selber ſind ſe eigenſinnig und laſſe ſich nit zurede, und geht man mit Gewalt vor, dann giebt mer de Gutgläubige Anlaß zu ärgerliche Mißverſtändnis und der Gegner habe doch ſo we ſo Waſſer auf ihrer Mühl', wenn nur emal ſo e Geſchicht' im Gang iſcht. s' Schlimmſte iſcht, daß de Leut' gar kein richtige Reſchpekt vor ihrem Biſchof habe, weil ſe ſich einbilde, ſe verſtände ſich auf'ſch Chriſchtentum viel beſſer als der. Hätt' nit viel gefehlt, ſo hätt' de Weſchter mir, ſtatt ich ihm, ein Verweis gebe."

Der Präſes hatte ſeine Wirtſchafterin, eine alte, unſaubere Perſon, mit in das Haus der Schwägerin gebracht. Die beiden Dienſtmädchen, welche noch von

dem bisherigen Hausstande verblieben waren, gerieten schon in den ersten Tagen in Zerwürfnisse mit der bissigen Alten. Ihre Beschwerde wies Bertha kühl mit dem Bemerken zurück, es würde ihnen doch nicht mehr auf die Dauer im Hause gefallen. Sie zahlte ihnen den vollen Lohn aus und ließ sie sofort ziehen. Es war ihr sehr angenehm, Angelegenheiten, für die sie keinerlei Interesse mehr besaß, in andere Hände legen und sich zugleich der neugierigen Beobachtung Fremder entziehen zu können. Statt eines Dienstmädchens wurde nur für einige Stunden des Tages eine Aufwartefrau genommen, ein krummes, altes Weibchen, mit zahnlosem Munde, verfallendem Kinn und spitzer Nase, das in dem der Cassianskirche zunächst gelegenen Armenviertel wohnte und zu den vom Präses unterstützten Armen gehörte. Während die Haushälterin eine schweigsame, mürrische Person war, die sich nicht unnötig in die Nähe Berthas drängte, wußte die alte Liesel immer Gelegenheit zu einer Begegnung zu erhaschen, knixte dann ehrfurchtsvoll vor ihr, floß in Dankesworten für die ihr gegebene Arbeitsgelegenheit über, stellte mit etlichen Seufzern ihre große Armut in scharfe Beleuchtung und brachte dann eine Reihe frommer Redensarten an. Bertha hörte mitleidsvoll zu und hatte immer irgend eine kleine Vergünstigung für die Alte. Nach einiger Zeit fand es die Haushälterin angemessen, Frau Bertha für die Besorgung der Bügelwäsche eine neue, ebenfalls in jenem Armenviertel wohnende Persönlichkeit zu empfehlen, die nun

auch jede Woche ein paar Tage im Hauſe beſchäftigt war. Fräulein Breier, wie ſie genannt wurde, war eine hagere, alte Jungfer von ſechsunddreißig Jahren. Sie kam immer ſauber in Schwarz gekleidet mit blendend weißem Halskragen; die glatte Scheitelung des ſchwarzen Haares erhöhte noch den Eindruck altjüngferlich frommer Schlichtheit. Die feinen Züge des wachsfarbenen Geſichtes trugen noch Spuren früherer, nicht geringer Schönheit, den braunen Augen aber verlieh, wenn ſie nicht hinter den geſenkten Augenlidern verſchwanden, eine krankhafte Starre etwas Heimtückiſches, Katzenartiges.

So biſſig die Haushälterin war, mit dieſen beiden Weibern konnte ſie ſich vertragen, und wenn die Beiden in der Küche mit ihr aßen, dann kam es zuweilen zu einer lebhaften Unterhaltung. Die Koſt, welche Bertha und der Präſes an ihrem gemeinſamen Tiſche genoſſen, war von der äußerſten Einfachheit. Die Haushälterin kannte ſeit Jahren die Lebensgewohnheit des Präſes, welche Bertha ausdrücklich als auch für ſie maßgebende Richtſchnur aufgeſtellt hatte, und verſorgte die Herrſchaft nach einer ziemlich einförmigen, wenig Arbeit und Kunſt erheiſchenden Schablone. Die alte Lieſel erzählte in ihrer Gaſſe Jedem, der es hören wollte, von der frommen Abtötung und dem ſtrengen Faſten des Präſes und ſeiner engelzarten Schwägerin, ſtellte mit dem ganzen Nachdrucke ihrer Begeiſterung die Beiden als bewundernswerte Heilige hin, fügte dann aber bei: „Die Haushälterin hat keinen recht geſunden

Magen, die kocht sich immer ein besonderes Bißchen und da krieg' ich auch was mit." Sie nahm auch fast täglich des Abends noch in einem Tüchelchen kleine Überreste auf ihre Dachkammer mit. Fräulein Breier aber bestätigte die Aussagen der alten Liesel mit der ziemlich hochfahrenden Bemerkung: „Wenn ich das Futter, das da für die Herrschaft gekocht wird, genießen müßte, dann ginge ich nicht hin. Ich bin meinen guten Tisch und mein Stückchen Kuchen zum Kaffee gewohnt, und arbeite nicht, um mich abzutöten. Man hat auch seine Religion, aber zu so was bin ich nicht zu haben!"

Fräulein Breier war in der großen Lederergasse, der Hauptstraße jenes ärmlichen Viertels, eine wohlangesehene Person, etwas Honoratiorenartiges. Sie war früher Stubenmädchen in einem Herrschaftshause gewesen, hatte sich dann aus nicht näher bekannten Gründen vom unmittelbaren Herrschaftsdienst zurückgezogen und verdiente ihren Unterhalt hauptsächlich als Büglerin und Aushelferin bei größeren Festlichkeiten in den Haushaltungen der Geistlichkeit und besser situierter streng katholischer Familien. Durch die Empfehlungen eines höheren Geistlichen, der bei ihrer früheren Herrschaft verkehrt hatte, war sie in jene Kreise gekommen und stand dort als tüchtige und fromme Person in gutem Ansehen. Ihr Verdienst war gut, und es gab Leute, die behaupteten, sie müsse ganz ansehnliche Ersparnisse hinter sich gebracht haben, wohne aber absichtlich in dem ärmsten Stadtteile, um sich den

Anſchein der Bedürftigkeit zu wahren. Die alte Lieſel wohnte in der Dachſtube desſelben Hauſes, in welchem Fräulein Breier ein ſauber gehaltenes Stübchen des Erdgeſchoſſes bewohnte, und ſtand trotz des großen Unterſchiedes der äußeren Stellung auf vertraulichem Fuße mit ihr. Lieſel war in der That blutarm und mußte ſich mit allerlei kleinen Gelegenheitsverdienſten durchſchlagen. Daß ſie dieſe ſpärlichen Einkünfte in der Stille ihres Kämmerleins zum guten Teile in alkoholiſchen Kräuterſäften aufgehen laſſe, war eine Behauptung jenes männlichen Teiles der Straßenbewohner, der, obwohl frommgläubig, doch in der alten Lieſel einen bösartigen „Drachen" ſah. Es war allerdings richtig, daß Lieſel mit ihrer Frömmigkeit, die ſie zu einer der fleißigſten Beſucherinnen von St. Caſſian machte, wo ſie, in einem Kirchenſtuhle ſitzend, oft ganze Nachmittage verbrachte, auch noch verſchiedene weniger löbliche Eigenſchaften verband. Daß ſie den ganzen Apparat des Aberglaubens, des aus dem Heiligenkultus hergeleiteten ſowohl, wie des ſympathetiſchen und das zufällige Geſchehnis ſymboliſch ausdeutenden, beherrſchte, das ſchadete ihr nicht einmal bei allen Männern, wenn auch einzelne gelegentlich gegen die alte Hexe wetterten, die der Frau Grillen in den Kopf geſetzt habe. Sie kannte aber auch alle Klatſchgeſchichten des ganzen Viertels und mindeſtens die hervorragendſten der ganzen Stadt, und wie es bei derartiger Kenntnis zu gehen pflegt, war ſie nicht immer nur die Wiedererzählerin wirklicher Thatſachen, ſondern auch gelegentlich die

Urheberin auf höchſt zweifelhaften Beobachtungen beruhender Ausſchmückungen der Wirklichkeit. In manchen Häuſern runzelte der nach Hauſe kehrende oder aus der Werkſtatt zufällig in die Küche tretende Mann die Stirn, wenn er ſie bei ſeiner Hausfrau oder ſeiner Tochter ſtehen ſah, und wenn ſie ſich dann raſch hinausſchlich, murrte er: „Was hat die Vettel wieder hier zu thun gehabt?“ Lachend erzählte man ſich, daß gewiſſe Männer, auf welche Lieſel einen unverwüſtlichen Groll hegte, und denen ſie, nach ihrer Angabe, die größten Verbrechen zugetraut hätte, dieſe Mißgunſt nur dem Umſtande zu danken hätten, daß ſie in allzu handgreiflicher Form auf Lieſels häuslichen Verkehr Verzicht geleiſtet hatten. Das ſtets geſchäftige Mundwerk der Alten kannte aber ſehr verſchiedene Tonarten des Klatſches. Nicht immer floß ſie bei ihren Erzählungen über von Zorn über die Schlechtigkeit der Welt, ſehr häufig wußte ſie auch die ſittliche Entrüſtung ihrer Zuhörerinnen durch Redensarten, wie „Jugend hat keine Tugend“ u. dgl., zu beſänftigen, ja gar nicht ſelten war ſie in der Laune, ſolche für Ärgernis geeignete Vorkommniſſe mit ſchmunzelndem Lächeln ihres verkniffenen Mundes zu erzählen, ohne von dem Gebetbuche und dem Roſenkranz, die ſie etwa in der Hand trug, in ihrer Stimmung ſich beirren zu laſſen.

Fräulein Breier zählte zwar auch nicht zu den wortkargen Perſonen, aber ſie war zurückhaltender, gab ſich nicht mit jedermann ab und liebte mehr vielſagende

Andeutungen und zweifelnde Gebärden, als die temperamentvolle Art der alten Lieſel.

Dieſe beiden Weiber benutzten die Stellung in Berthas Hausweſen bald zu einem mächtigen Einfluſſe in ihrem Viertel. Im Geiſte ihres neuen Lebens war Bertha bemüht, auch die Werke der Barmherzigkeit ausgiebig zu üben. Der Präſes hatte in der Lederergaſſe eine ausgebreitete Klientel, die er mit ſeiner Schülerin nunmehr teilte und bald ihr ganz überließ, als er wahrnahm, daß die Armen mehr Zutrauen zu der milden Geſtalt Berthas hatten, als zu ſeiner wortkargen, nicht ſelten das Almoſen mit ſtrenger Mahnrede würzenden Art. Gern gab er zu den Spenden der Schwägerin, die raſch an Ausdehnung zunahmen, ſein Scherflein, that damit ſeiner Pflicht der Barmherzigkeit Genüge, wußte die Armen im beſten Schutze und konnte ſich ſelber ganz ſeinen geiſtlichen Übungen hingeben. Fräulein Breier und Lieſel aber hatten kaum bemerkt, mit welcher hingebenden Bereitwilligkeit Bertha allen an ſie gelangenden Bitten willfahrte und mit welcher Argloſigkeit ſie jedermanns Notlage gläubig und bewegt hinnahm, als ſie, teils durch die Vermittlung der Haushälterin, teils ſich unmittelbar an Bertha wendend, deren Wohlthätigkeitsſinn zu lenken unternahmen. Ohne daß die vertrauensvolle Frau es ahnte, ſpendete ſie gerade da ihre Unterſtützung, wo die beiden Weiber wollten, und im Viertel erzählte es ſich die ganze Schar der wirklich Bedürftigen ſowohl, wie der habgierig Armut heuchelnden Schmarotzer, daß

der Weg zu dem Herzen der engelguten Frau, die, wie eine heilige Elisabeth, ihre Gänge durch die Gäßchen und in die übelriechenden Wohnungen machte, nur unter Führung der alten Liesel und des Fräulein Breier zu finden sei. Während die Letztere mehr aus Ehrgeiz handelte und gnädig den Fürsprache Erbittenden Audienzen erteilte, wußte Liesel durch Versprechungen nicht nur, sondern auch durch Drohungen allerlei kleine Vorteile zu erpressen.

Die Lederergasse war eine langgestreckte, ziemlich breite, in leiser Neigung sich von der höher gelegenen Gegend des Domes gegen den Strom zu senkende Straße, mit holprig gepflasterter Fahrbahn und ganz engen, nur einer Person Raum gebenden Bürgersteigen. Die teils schmalen und hochgiebligen, teils langgestreckten Häuser hatten nach alter Bauart unverhältnismäßig hohe, mit gebogenen Ziegeln, landesüblich „Nasen" genannt, gedeckte Dachräume; sie waren vielfach in grellen Farben getüncht, in scharfem Gelb, rosenrot, hellblau, so daß die Straße sehr buntfarbig aussah, um so mehr, als Thüren und Fensterläden in grell kontrastierender hellgrüner Farbe gestrichen waren. Die Häuserreihe war ganz unregelmäßig, und diese Unregelmäßigkeit wurde noch verstärkt durch Ausbauchungen der Mauern und durch Treppenvorbauten. Die kleinen Fenster waren an manchen Häusern vom Baumeister in einer seltsam willkürlichen Art angebracht worden. Von der Lederergasse aus zweigten auf beiden Seiten verschiedene kleine Gäßchen ab, oft so eng, daß nur zwei Personen

nebeneinander gehen konnten. Aus dieſen Gäßchen und ihren kleinen winkligen Höfen floß über den Bürgerſteig hinweg allerlei trübfarbiges Gewäſſer nach der Goſſe, ſchmutzige, bunte Lappen ſah man in den Höfen und an den Fenſtern hängen, unſaubere Weiber in lockeren, hellen Kattunjacken gingen hin und wieder, fegten Unrat weg, goſſen ſchmutziges Waſſer aus alten Bütten. In der Lederergaſſe ſelbſt waren allerlei Gewerbe ſeßhaft, immer in dem dem Charakter der Bewohner entſprechenden kleinſten Geſchäftsſtile, mit winzigen Ladenlokalen und der beſcheidenſten Ware an den kleinen Auslegefenſtern. Unter dieſen, mit der ärmſten Bevölkerungsklaſſe verkehrenden Geſchäftsleuten war aber mancher wohlhabende Mann, der denn auch bei den Nachbarn in nicht geringem Anſehen ſtand. Ganz beſonders zählte zu dieſen der Bäckermeiſter Schellenbach, deſſen altes, unanſehnliches Haus ſich neben der Wohnung des Fräulein Breier und der alten Lieſel befand. Die beiden „Schellenbachmädeln", wie man deſſen Töchter nannte, ſtanden hocherhaben über die ſonſtige weibliche Jugend der Straße. Schellenbach wurde aber doch noch weſentlich überragt von der alten Ankerwirtin, welche das größte Geſchäft unter den zahlreichen Wirtſchaften und Kneipen des Viertels das ihrige nannte. Sie ſelbſt war gichtbrüchig, konnte nur mit zwei Stöcken gehen und hatte ihren umfangreichen Körper den ganzen Tag in einen großen ſchwarzledernen Lehnſtuhl gebettet, der in der Wirtsſtube zwiſchen einem nach dem Einfahrtthore führenden Guck-

fenſterchen und dem nach der Straße weiſenden Fenſter ſtand. Ihr dreißigjähriger Sohn, der immer der „Ankerſohn“ genannt wurde, führte angeblich das Geſchäft. Der ſtattliche, ſtets ſehr modiſch gekleidete Mann ließ ſich aber nur zu gewiſſen Tagesſtunden ſehen und zog es vor, in den feineren Weinſtuben und Kaffeehäuſern der Stadt das Geld zu verzehren, das die mütterliche Wirtſchaft einbrachte, ſo daß das gut gehende Geſchäft weſentlich von dem ſchwarzledernen Lehnſtuhle aus gelenkt wurde.

Die Ankerwirtin war ſehr fromm. Ihr gichtiſcher Zuſtand pflegte ſie jährlich zwei- oder dreimal ſehr heftig zu ergreifen. Sie ſagte bei jeder ſolchen Verſchlimmerung ſofort: „Diesmal iſt's aus!“ und ließ nach den letzten Sakramenten rufen. Infolgedeſſen hatte die Rede „Die Ankerwirtin wird verſehen!“ bei den Straßenbewohnern jene dumpfe Bänglichkeit verloren, die ſich ſonſt der Gemüter zu bemächtigen pflegte, wenn ſolche Kunde von einem Nachbar verlautete.

Aber auch in ſolchen Tagen, an welchen ihr Zuſtand durchaus nicht gefährlich war, hatte ſie um ſo mehr das Bedürfnis nach geiſtlichem Umgang, als ſie unfähig für den Kirchenbeſuch war. Der Pfarrer von St. Andreas, zu deſſen Sprengel die Straße gehörte, war ein in ſeiner Gemeinde allverehrter Mann, pflichttreu und überall gern helfend und tröſtend. Von der Ankerwirtin hielt er ſich aber fern und überließ es ſeinem erſten Kaplan, Herrn Dilldorfer, den Seelenberater der Frau zu machen. Das that dieſer auch.

Er war ein fleißiger Beſucher der frommen Wirtin und hielt ſich gern ein Stündchen plaudernd bei ihr auf, während ſie an Speiſe und Trank auftiſchen ließ, was dem geiſtlichen Herrn nur gefallen mochte. Die Ankerwirtin war ſehr freigebig gegen die Kirche; ſie ließ zu allerlei Zwecken und aus allerlei Gründen Meſſen leſen, ſchenkte, wenn ſie darum angegangen wurde, für dieſe und jene arme Kirche ein Altartuch, ein Meßgewand u. dgl., und nicht minder ſpendete ſie ein anſtändiges Scherflein für die Bekehrung der armen Heidenkinder. Mit den einheimiſchen Armen befaßte ſie ſich dagegen nicht viel. Ein Topf voll Suppe aus der Küche, auch etwa eine Kupfermünze war wohl wie für jeden Handwerksburſchen, auch für den einheimiſchen Armen zu haben, weiter aber kümmerte ſie ſich nicht darum. Als aber Frau Bertha Weſter eine Berühmtheit der Gaſſe wurde und ſie die bleiche, zarte Dame im ſchlichten Trauerkleide öfter an ihrem Hauſe vorübergehen ſah, da wurde mehr und mehr der Wunſch in ihr lebendig, dieſes merkwürdige Weſen perſönlich kennen zu lernen. Fräulein Breier, die jeden Tag ihr Krügelchen Bier im Anker holte und mit ihr bei dieſer Gelegenheit einen kleinen Plauſch hielt, übernahm die Vermittlung.

Frau Bertha betrat wenige Tage darauf das Haus der Ankerwirtin. Nach der Darlegung der Breier handelte es ſich um das chriſtliche Werk des Krankenbeſuches. Das Gefühl des Widerwillens gegen eine Schenkſtube wurde als ſündhafte Regung

der Hoffart bemeiſtert, und chriſtliche Nächſtenliebe und Demut befriedigten die Neugier der Ankerwirtin. Dieſe machte erſt einen unbeholfenen Verſuch, ſich vom Polſterſitze zu erheben, und beſah ſich dann mit naiver Zwangloſigkeit das vielgerühmte, fromme Wunder recht nachdrücklich. Während die Lippen Redensarten des Dankes über den ehrenvollen Beſuch und Anerbietungen von Speiſe und Trank, die ſanft abgelehnt wurden, ſprachen, prüften die Augen der Wirtin Berthas Erſcheinung vom Scheitel bis zum Fuße, und während ſie mit Worten frommer Ergebung die mitleidsvollen Nachfragen Berthas beantwortete, ſprach aus ihrer feiſten, derbe Gutmütigkeit kündenden Miene ein Zug desſelben Mitleids, das die junge Dame ihr ſpendete. Die in der dämmerigen Schenkſtube noch verſchärft zum Ausdruck kommende, mit einem eigentümlichen Glanze der Haut verbundene Bläſſe des abgemagerten Geſichtes, die dunklen Ränder unter den großen Augen, deren leuchtender Blick durch ein leichtes, aber doch deutliches Fältchen, das die Brauen einander näherte, ein düſteres Gepräge erhielt, der Schmerzenszug an den ſich abwärts neigenden Mundwinkeln, welcher bei einem die weißen Zähnchen zeigenden, freundlichen Lächeln eine hyſteriſche Verzerrung annahm, hatten in der That binnen kurzer Zeit die madonnenhafte Schönheit Berthas zu einer jener unheimlich feſſelnden Erſcheinungen gemacht, bei denen unter ähnlichen äußeren Anzeichen wie bei Schwindſüchtigen der letzten Stufe, alles Sinnliche von der Übermacht ſeeliſcher Empfin-

dungen unterdrückt erſcheint und ein Grad der Durchgeiſtigung ſich kundgiebt, deſſen Unnatürlichkeit ſelbſt auf den Unkundigen wie eine Ahnung tragiſchen Endes wirkt. An den Stätten der Armut mochte die eigenartige Beredſamkeit dieſer Erſcheinung eine unbewußte Macht, wie eine Verklärung irdiſchen Leides ausüben; die an Wohlleben gewöhnte, Jugend mit Geſundheit unzertrennlich in ihren Gedanken paarende Ankerwirtin hatte weder für Durchgeiſtigung noch für Verklärung ein Verſtändnis, und ihr blieb nur das Mitleid mit einem ſchönen, aber der der Schönheit notwendigen Lebensfülle entbehrenden Geſchöpf übrig.

„Eigentlich thut ſie mir leid!“ ſagte ſie denn auch, über den Beſuch berichtend, zu Kaplan Dilldorfer. „'s wird ihr freilich in der ewigen Seeligkeit vergolten werden. Aber daß ein ſo junges Geſchöpf, das es in allen Ehren ſo ſchön auf der Welt haben könnt', ſich ſo herunterſchindet — ganz verhungert ſchaut ſie aus —, das iſt doch eine ſeltſame Sach'! Sie werden's ja beſſer wiſſen, Hochwürden, aber ich mein' halt doch, die Geſundheit iſt auch eine Gabe Gottes!“

Kaplan Dilldorfer, ein großer, ſtarker junger Mann, mit einem roſigen Geſichte von der ſinnlichen Schönheit, die man bei feſchen Bauernburſchen findet, erwiderte darauf:

„Das ſind auch Sachen, über die man verſchiedener Meinung ſein kann!“

Dabei blies er eine dicke Wolke aus ſeiner Cigarre gegen die Decke und ſchaukelte ſich auf dem Stuhle.

Bertha kam zeitweilig zur Ankerwirtin. Es geschah einige Male, daß sie den Kaplan antraf, der nach höflicher Begrüßung sich immer entfernte. Obwohl die Ankerwirtin jedesmal mit einer ganz besonderen Dringlichkeit einen Imbiß anbot, lehnte sie regelmäßig mit sanfter Entschiedenheit ab. Einmal aber — es war an einem Freitag — mußte sie doch deren Gastfreundschaft annehmen. Der Kaplan war anwesend gewesen, hatte sich, wie sonst, zurückgezogen, und die beiden Frauen blieben allein. Plötzlich wankte Bertha auf ihrem Stuhle, sank an die Lehne zurück und ließ unter schwachem Widerstand den Kopf zur Seite fallen, während ihre Hand im Gesicht unsicher tastete.

„Was ist Ihnen? Sie sind krank! Peppi, Franzi!“ rief die Ankerwirtin, nach den beiden Stöcken an ihrer Seite greifend und mühsam sich aufrichtend.

„Lassen Sie, lassen Sie!“ hauchte Bertha. „Ein Schwindel — — gleich vorüber!“

Die Wirtin zog heftig an der in ihrer Nähe befindlichen Klingelschnur, und auf den schrillen Glockenton kam bald ein junges schwarzhaariges Ding herangestürzt.

„Wo ist die Franzi?“ fragte die Wirtin.

„Weiß nicht — — will sie gleich rufen!“ lautete die Antwort.

„Da reich' einmal der Gnädigen ein bißchen Essig!“

Das Mädchen holte aus einem Schrank die Essigflasche und rieb nach der Wirtin Geheiß der inzwischen

völlig ohnmächtig gewordenen Frau Bertha Stirn und Schläfen.

Als dieſes Verfahren die Ohnmächtige ſoweit erfriſcht hatte, daß ſie die Augen öffnete und in langen Zügen Atem ſchöpfte, befahl die Wirtin weiter:

„Lauf' nach meiner Schlafſtube. Auf der Kommode ſteht eine Flaſche Karmelitergeiſt, gleich neben dem hl. Antonius, eine weiße Flaſche mit einem gedruckten Zettel darum. Und ſchau', daß du die Franzi erwiſchſt — — weiß der Kuckuck, wo das Weibsbild wieder ſteckt — — ſie ſoll im Keller eine Bouteille Roten holen. Aber ſchnell!"

Die Peppi verſchwand auf dem Hausflur und lief hurtig nach der Thür eines Hinterzimmers, wo zeitweilig irgend eine geſchloſſene Geſellſchaft tagte, gewöhnlich aber die ſchmutzige Wäſche ausgeleſen und gebügelt wurde.

„Franzi! Franzi! Komm' ſchnell!" rief ſie durch die geſchloſſene Thür und blieb wartend ſtehen.

Nach kurzer Friſt wurde die Thür aufgeſchloſſen, und die Gerufene, eine ſtarke, hochgewachſene junge Perſon, erſchien.

„Was giebt's? Was iſt los?" fragte ſie.

Peppi entledigte ſich ihres Auftrages, mahnte nochmals zur Eile und lief nach der Schlafſtube.

Frau Bertha hatte ſich mit Hülfe des aromatiſchen Karmelitergeiſtes noch mehr erholt, Peppi ſtand mit einem Tuche und der geöffneten Flaſche in der Hand beobachtend zur Seite, als Franzi mit dem Rotwein eintrat.

„Wo steckst du denn, faule Gans! Hörst du nicht, wenn ich rufe!“ polterte die Ankerwirtin gegen die Magd, und sie mit unzufriedenem Blicke musternd, fuhr sie fort:

„Ich glaub' gar, die faule Schlampe hat geschlafen!“

„Ich hab' nicht geschlafen!“ antwortete Franzi und strich mit der Hand über das Rothaar.

Frau Bertha genoß von dem Wein, und als sie sich völlig hergestellt fühlte, trat sie den Heimweg an, jedes Geleit verweigernd.

Die beiden Mägde sahen der langsam Dahinschleichenden eine Weile nach. Dann wendete sich Peppi an Franzi mit den Worten:

„Wenn ich nicht immer unterwegs wäre und Euch im Auge hätte, könnt's mal schlimm ausfallen! Wenn ich eben nicht bei der Hand gewesen wäre, und die Alte hätte den Knecht und die Köchin heranlärmen müssen, dann hätt's ein schlimmes Examen gegeben.“

Die Sprecherin war ein bildhübsches siebzehnjähriges Ding von nicht sehr hohem, schlankem Wuchs, mit pechschwarzem Haar, großen braunen Augen und dem brünetten Teint einer Südländerin. Ein lebhaftes Temperament und jene lachende, offen die weibliche Gefallsucht kundgebende Koketterie, welche der den niederen Volksklassen Fernstehende gern als Dreistigkeit deutet, sprachen aus ihrem Wesen.

Ihre Genossin Franzi hatte kein unschönes, aber mit zahlreichen Sommersprossen bedecktes Gesicht, das in den starken Lippen des kleinen Mundes und dem

kräftigen Kinn einen derb ſinnlichen Charakter erhielt. Ihr hochgewachſener Körper mit den fleiſchigen Armen, der unter dem dünnen Kattunkleide frei ſich dehnenden üppigen Bruſt und dem kraftſtrotzenden Hüftenbau verliehen ihr eine derbe Schönheit im Stile des Rubens, die angenehmer berührt hätte, wenn in dem Blicke der blauen Augen und dem Spiele des Mundes nicht die natürliche Sinnlichkeit der Erſcheinung noch ein beſonderes, von Peppi's lebensfriſcher Gefallſucht weſentlich unterſchiedenes cyniſches Gepräge zum Ausdruck gekommen wäre.

„Ach was!“ ſagte ſie. „So ſchlimm iſt's auch nicht, ich hätt' mich ſchon herausgelogen.“

„Diesmal vielleicht!“ erwiderte Peppi. „Aber wenn's einmal herauskäme!“

„Was dann?“ verſetzte Franzi. „Dir giebt die Ankerwirtin auch keinen Lobſpruch, wenn ſie erfährt, daß du faſt jede Nacht wie eine Katze über Hinterdächer und Hofmauern kletterſt, um in des Nachbars Wagenſchuppen mit deinem Schatz zuſammenzutreffen.“

„Das kommt wohl hundertmal vor,“ meinte Peppi, „daß ein junges Mädel aus der Kammer ſteigt und ſich mit dem Schatz erluſtigt. Der Wirtin wär's wohl nicht recht, und ſie jagte mich fort! ich blieb aber doch ein Mädel wie die anderen auch. Aber ein Pfaffendirnchen machen — weiß Gott, da thät' ich mich Sünden fürchten — das iſt wider die Natur.“

Franzi lachte rauh auf.

„Als ob die Natur und nicht der Schneider den schwarzen Rock machte!“ sagte sie.

„Ein geweihter Herr!“ fuhr Peppi entrüstet fort. „Ein Mädel wie du könnt' eine ehrliche Liebschaft mit einem sauberen Burschen haben.“

„Und ist's kein sauberer Bursch, mein Kaplan?“

„Du bist ein schlechtes Ding! Du hast's ihm angethan. Ich möcht' die Sünd' nicht haben!“

„Ich hätt's ihm angethan?“ entgegnete jetzt Franzi heftigen Tones. „Das ist nicht wahr! Ich hab' erst gedacht wie du. Die alte Liesel hat's gemacht — —“

„Die alte Liesel?“

„Ja, sie steckt ja wie eine Katze überall. So hat sie gesehen, wie der Kaplan zu mir in die Hinterstube kam, mir allerlei vorredete und mich anfaßte. Das war so vorige Pfingsten etwa. Ich wehrte mich, und er ließ wieder ab. Dann mußt' er wohl mit der Liesel darüber geredet haben oder sie mit ihm. Die Liesel erzählte mir, was sie gesehen habe, schwatzte von armem jungen Blut, das sich auch des Lebens freuen möchte, und ich sollt' nur die Breier fragen, wie es bei den hohen geistlichen Herren zugehe, und lauter solches Zeug; dann kam mit einem Male der Kaplan in die Stube, scherzte mit der Liesel, daß ich lachen mußte, und trieb's recht ungeniert mit seinen Reden. Die Alte war nicht mundfaul und stichelte auf mich. Auf einmal war sie draußen und der Kaplan mit mir allein. Ich spreizt' mich nicht mehr so wie's erste Mal, und jetzt, mag er für die anderen

ein geweihter Herr ſein, für mich iſt's mein Schatz, und ſein ſchwarzer Rock ſtört mich nicht mehr, wenn er mich küßt."

„Und du biſt doch ein Pfaffendirnchen," entgegnete Peppi, „und die Burſchen thäten dich verhöhnen, wenn ſie's wüßten."

Franzi zuckte die Achſeln und ging, ein ſchmutziges Schnaderhüpfel trillernd, nach dem Flur.

Viertes Kapitel.

In der Gesellschaft erzählte man sich über Frau Bertha Wester die seltsamsten und unheimlichsten Dinge. Wenn sie durch die besseren Straßen eilenden Schrittes dahingehuscht war, hatte wohl manche frühere Bekannte sie angehalten und sich nach ihrem Befinden erkundigt, um hinterher weiter zu erzählen, wie entsetzlich die Ärmste aussehe. Bertha aber hatte es verstanden, diese von ihr wohl durchschaute zudringliche Neugier in einer Weise abzulehnen, daß man nach kurzer Zeit davon abließ und die junge Witwe, in deren glänzenden Salons man sich ehedem häufig erlustigt hatte, mit einem kurzen Kopfnicken, wie eine flüchtige Bekanntschaft, grüßte.

Die Gespräche über dieselbe in Kaffeekränzchen und bei Besuchen wurden aber deshalb nicht seltener. Manches war ja wohl durch die alte Liesel und Fräulein Breier über die Lederergasse hinaus auch in die Häuser der besseren Kreise hindurchgesickert. Je weniger Bestimmtes man aber wußte, desto ergiebiger schöpfte die Phantasie aus der Erscheinung Berthas.

Außer von ſtrengem Faſten hatte man gehört von einem rauhen Büßerhemde, das den zarten Leib bedecken ſollte, und mit weit geöffneten Augen vernahm eine Klatſchbaſe von der anderen die geflüſterte Kunde, daß Frau Weſter, nur mit dieſem Büßerhemde bekleidet, ſich von „ihm“ geißeln laſſe. Mitten in dieſe ſenſationellen Beſprechungen der Myſterien der Villa Weſter fiel eines Tages urplötzlich, wie eine Bombe, die Kunde von der Ankunft des jungen Habermann. Bereits am Tage ſeiner Ankunft war er in der „Allee“, der die Stadt im Halbkreiſe umgebenden Promenadenanlage, mit Berthas Eltern geſehen worden: ein ſchöner junger Mann mit kurzgeſchorenem ſchwarzen Vollbart, großen, gutmütigen dunklen Augen in dem vornehm geſchnittenen Geſichte, mittelgroß, ſchlank — ein echter Romanheld, dem die fremdartige Kleidung, beſtehend aus einem hellbraunen, bis an die Knöchel reichenden Überzieher und einem Cylinder von ungewohnter Form, nebſt großem Bambusſtocke mit mächtigem ſilbernen Kugelknauf, noch ein beſonders auffälliges Gepräge verlieh.

Habermann hatte ſich infolge brieflicher Abmachung ſofort vom Bahnhofe zu Frau Berthas Eltern begeben. Als ihm dort zum erſtenmal die Verhältniſſe klargelegt wurden, verfinſterte ſich ſeine Stirn und in vorwurfsvollem Tone ſagte er:

„Davon hätten Sie mich doch unterrichten ſollen! Ich würde es mir dann wohl überlegt haben, hierher zu kommen.“

Treuherzig erwiderte Berthas Vater, daß er ſolches vorausgeſehen und eben deshalb die Zuſtände verheimlicht habe. Dann ſchüttete er dem jungen Manne ſein Herz aus, und mit ihm vereinte ſich thränenden Auges die Gattin zu dem bittenden Ausdruck der Hoffnung, er möge den düſteren Zauber bannen, der die Tochter gefangen halte. Zwar hatte Habermann allerlei Bedenken geltend zu machen, und beſonders gegen das Wohnen in Berthas Haus ſträubte er ſich mit aller Kraft; aber die tiefbekümmerten alten Leute thaten ihm leid, der Reiz des Seltſamen übte auf ſeine jugendliche Einbildungskraft eine unleugbare Macht aus; ſo drängte er das Gefühl zweifelnder Enttäuſchung zurück und ließ ſich von den Alten für ihre Pläne gewinnen. Da kam es über ſie wie langentbehrter Sonnenſchein, und in froher Siegeszuverſicht behandelten ſie den jungen Mann, der ihnen bisher nur flüchtig bekannt war, wie einen lieben Sohn. Ihm, der ein friſches, menſchenfreundliches Herz beſaß, ward dabei ganz wohl zu Mute, und die erſt peinlich berührenden Verhältniſſe erſchienen ihm bald in anderem Lichte. Er war keine nüchterne Geſchäftsſeele, ſo hoch er ernſte Arbeit zu ſchätzen wußte und ſo tüchtig er in ſeinem Fache war. Ein meiſterlicher Geiger und wackerer Tenorſänger, hatte er von Jugend auf die Muſik geliebt mit vollſter Begeiſterung und wußte in der Schätzung einer muſikaliſchen Kunſtleiſtung ſo ſicheren Beſcheid, wie bei ſeinen chemiſchen Analyſen. Lange Zeit war es ſein ſtiller, aber heißer Wunſch geweſen,

als Künſtler leben zu dürfen. Beſſere Einſicht in die Grenzen ſeiner Begabung hatte ihn dieſen Plan aufgeben und in treuer Pflichterfüllung einem praktiſchen Berufe leben gelehrt, aber der künſtleriſche Zug blieb ſeinem Weſen, es verſchönernd, und ihm dankte er es, daß er das Leben mit freierem Blicke betrachtete und reicheren Inhalt daraus gewann, als ein in der Tretmühle der Gewohnheit ſich gedankenarm bewegender Alltagsmenſch.

Frau Bertha, zu welcher deren Vater ihn geleitete, empfing ihn mit kühl gemeſſener Höflichkeit. Sie ſchien ſeinen erſt forſchenden, dann mit Teilnahme auf ihr ruhenden Blick gar nicht zu beachten, während ſie ſeine geſchäftlichen Anfragen und Verſicherungen in einem einförmigen halblauten Tone dahin beantwortete, daß ſie ihm in dieſen Dingen völlig freie Hand laſſen wolle und er im Falle von Zweifeln oder Schwierigkeiten ſich an ihren Vater wenden möge, der von ihr bevollmächtigt ſei. Dann fuhr ſie fort:

„Ich habe zwei Stuben für Sie bereitrichten laſſen. Die Haushälterin wird Sie dorthin geleiten. Was das weitere anlangt, ſo will ich noch bemerken, daß die Mahlzeiten in meinem Hauſe nur ſehr beſcheiden ſind — — —“

Hier unterbrach ſie ihr Vater mit dem Bemerken, Herr Habermann erhebe keinen Anſpruch auf Beköſtigung.

„So?“ entgegnete Frau Bertha und erhob zum erſtenmal die geſenkten Lider, um einen vollen Blick

auf ihren Neffen zu werfen, der ſich mit einer Verneigung von ſeinem Sitze erhob.

„Wie Sie wiſſen werden," ſagte Bertha nunmehr, „haben Sie noch einen Hausgenoſſen, der die teſtamentariſchen Verwandtſchaftsrechte gleich Ihnen genießt, meinen Schwager, den hochwürdigen Präſes Weſter. Er erwartet Ihren Beſuch."

Habermann erwiderte, daß er ohnehin ſolche Höflichkeitspflicht nicht verabſäumt haben würde. Seine Abſchiedsverbeugung beantworte Bertha mit einer Neigung des Kopfes, welche dem Verhältniſſe zwiſchen Prinzipalin und Angeſtelltem abſichtsvoll angepaßt ſchien, während ſie ihrem Vater mit kurzem Abſchiedsworte die Hand reichte.

Auf dem Flur ſagte dieſer zu Habermann:

„Verwandtſchaftlich war die Begrüßung eben nicht. Machen Sie ſich nichts daraus. Wir haben es mit einer abgekarteten Sache zu thun. Zum Präſes werde ich Sie nicht begleiten; er will Sie offenbar allein vernehmen. Was er Ihnen auch ſagen mag, erregen Sie ſein Mißtrauen nicht, hören Sie mit beſcheidener Ruhe zu und antworten Sie beſchwichtigend. Er hält Sie natürlich für den Wolf, der in ſeine Herde bricht. Mir iſt er der Wolf, dem ich mein Kind entreißen muß. Sie haben meine Tochter jetzt geſehen. Das war vor einem halben Jahre noch ein lebensfriſch blühendes Geſchöpf voll heiterer Anmut!"

Die Stimme des alten Mannes zitterte bei den letzten Sätzen.

„Da iſt ſeine Stube!“ murmelte er, als ſie im Erdgeſchoß angelangt waren. „Wir ſprechen uns nachher.“ Damit drückte er Habermann die Hand und ſchritt der Hausthür zu. Dieſer aber pochte bei dem Präſes und betrat auf deſſen Einladungsruf das Zimmer, zu deſſen ärmlicher Einrichtung die koſtbaren Tapeten einen ſeltſamen Gegenſatz bildeten. Ehedem war der Raum ein kleiner Herrenſalon geweſen, in welchem bei den Abendgeſellſchaften die männlichen Gäſte des Hauſes, dem Damenkreiſe entfliehend, einen friſchen Trunk Bier und eine feine Cigarre gefunden hatten.

Der Präſes ſprach ihn als „junger Mann“ an, redete von dem Frevel, den heiligen Frieden eines frommen Hauſes zu ſtören, von dem Verbrechen, das der begeht, welcher eine Seele Gott entfremdet, von dem Strafgerichte, das den Verführer trifft, und ſchloß drohend mit der Weiſung, er werde mit allen Kräften den Schatz behüten, den ihm Gott anvertraut habe.

Habermann ließ den weltentfremdeten Eiferer eine gute Weile reden. Es lag ein gewiſſer Humor in der ſchroffen Art, mit welcher dieſer einen ihm fremden, ſich beſcheiden ihm nähernden jungen Mann, wie den Ausbund der Sünde abkanzelte. Dieſer Humor verſchwand aber für Habermann, je länger er die ſonderbare Erſcheinung in ihrem Gemiſche abgehärmter Ärmlichkeit und leidenſchaftlicher Glut betrachtete und daneben ſich die zarte, bleiche Frau vorſtellte. Auch wenn er zu den, oberflächlichen Freigeiſtern gehört hätte, die bei religiöſen Fragen in bequemer Raſchheit

mit dem Schimpfworte „Pfaffe“ ſich jeden tieferen Urteiles entſchlagen, würde er doch dieſer Erſcheinung gegenüber ſich nicht damit begnügt haben. So abſonderlich ſelbſt manche Gebärden der Hände, mancher Blick und das zeitweilige Erzittern der Naſenflügel waren, ſchien es ihm doch zu ſeicht, mit der Bezeichnung „Wahnwitz“ den Eindruck abzuthun. Einen Wahnwitzigen unſchädlich machen, wäre nicht ſchwer geweſen. Auch war, was der Mann ſagte, nicht wahnwitzig. Die von Überſchwenglichkeit freie, rauhe Beredſamkeit des Präſes hatte eine tolle Vorausſetzung, war aber in ihrem Gehalte durchaus nicht toll. Habermann begriff, daß dieſer Mann über ein zartes, weibliches Weſen eine Macht auszuüben imſtande war, gegen die es, wenn es ihr einmal verfallen, ſich nicht mehr aufzulehnen vermochte. Sein Mitleid mit der jungen Tante wuchs, und doch konnte er den ſonderbaren Prieſter nicht haſſen.

Die Aufgabe, die er erſt ſehr unbequem gefunden hatte, reizte ihn jetzt, denn er erkannte ihre Schwierigkeit und Bedeutung, wenn er auch über die Mittel nicht nur, ſondern auch über das Ziel im Unklaren war. Er hatte ſich aus ſeiner Jugend eine nicht an Einzelheiten klebende, aber im Gemüte wurzelnde, ins allgemeine gehende religiöſe Empfindung, einen Gottesglauben gerettet, der ihn jedes religiöſe Bekenntnis achten ließ. Doch war ihm, obwohl er katholiſch erzogen war, das tiefere Weſen des Katholizismus, wie den meiſten, fremd geblieben, weil er nie Gelegenheit

gehabt hatte, ſich über die ſchulmäßige Katechismuslehre und gewiſſe geſchichtliche Daten hinaus mit denſelben ernſtlich zu beſchäftigen. Wie er, der Chemiker und Muſiker, mit Erfolg eingreifen ſollte, das wußte er vorerſt nicht; er fühlte aber, daß hier ein furchtbares Unheil walte, und auch das fühlte er, daß mit rauher Gewalt, mit ſchroffem Kampfe nichts, daß nur mit klugem Zartgefühl etwas zu erreichen ſei.

Endlich ergriff er das Wort, um dem Eiferer in kurz abgemeſſenem, ſehr ernſtem Tone zu ſagen, daß er ſich bisher immer für ein ganz anſtändiges Menſchenkind gehalten habe und auch durchaus nicht mit der Abſicht hiehergekommen ſei, Dinge zu vollbringen, die zum Ärgernis Anlaß geben könnten.

„Ein Ehrenmann weiß, was er ſich ſelber ſchuldig iſt!“ ſchloß er ſeine kurze Rede, verneigte ſich und ging. Er hatte nicht acht auf die Miene des Präſes, der ſeine Überraſchung hinter einem mürriſchen, unhöflichen Gegengruße verbarg.

Die Häushälterin, die ihm nunmehr ſeine beiden Stuben wies, that dies auch nicht mit allzu großer Freundlichkeit, doch erhellten ſich ihre Züge einigermaßen, als Habermann andeutete, er werde für ſaubere Bedienung nicht undankbar ſein.

„Ich werd's der Lieſel ſagen,“ antwortete ſie, „und wenn Sie der armen Alten eine Kleinigkeit ſchenken, küßt ſie Ihnen die Hand. Sollten Sie aber eine Klage haben, ſo wollen Sie ſich nur an mich wenden. Wünſchen Sie jetzt vielleicht Waſſer, dann werde ich's ſelbſt beſorgen.“

Auf Habermanns höfliche Bitte warf ſie noch einen langen prüfenden Blick nach ihm, ehe ſie ging, und als ſie bald wieder zurückkehrte, fuhr ſie fort, den mit ſeinem Gepäcke hantierenden jungen Mann von der Seite zu beobachten.

Die beiden, Habermann angewieſenen Stuben waren nicht nur ſauber, ſondern elegant eingerichtet. Sie lagen im Erdgeſchoſſe, durch den ſchmalen Flur von der Wohnung des Präſes getrennt und gerade unter den Räumen Berthas. Ihr freundlich behaglicher Anblick ließ ihm ſeine ſonderbare Stellung in erträglicherem Lichte erſcheinen. Die wagemütige Leichtlebigkeit der Jugend kam über ihn, und während er, ſeine Sachen ordnend, hin- und herſchritt, wurde der finſtere Eiferer zu einem Sonderlinge, den zu düpieren wie eine luſtige Schelmerei erſchien. Die ganze ſchwierige Sache erſchien nunmehr im Lichte eines komiſchen Operntextes nach italieniſchem Geſchmack mit dem böſen, ſchließlich genarrten Vormund und der befreiten lieblichen Mündel.

Aber da wurde es doch wieder ernſt, recht ernſt. Das liebliche Mündel befreit der ſieghafte Tenor durch die Liebe, und welch anderer Einfluß auf die junge Tante war für ihn, den jungen Mann denkbar, als ein ſolcher, der Liebe war oder wenigſtens die Liebe vorbereitete? Berthas Eltern hatten zwar trotz der ſtets wiederholten Hoffnung auf ſeinen Einfluß nicht die geringſten Andeutungen nach dieſer Richtung gemacht; aber ihn verſtimmte der Verdacht, man habe über ihn verfügt,

man mache ihn zum Gegenſtande eines wohlberechneten Spieles. Er war daher ſehr wortkarg, als er zu jenen kam und meinte, die junge Frau ſei zwar zu bedauern, aber er begreife nicht, wie er in der Angelegenheit eine eingreifende Rolle ſpielen könne. Solche Verſtimmung ging vorüber, als er in das geſchäftliche Treiben der Fabrik Einſicht gewann und erkannte, daß er im Gegenſatze zu ſeiner bisherigen Stellung in England ein völlig unabhängiger Mann war; ſie kehrte jedoch zurück, ſo oft er die Villa wieder betrat, wo er, bei zufälligen Begegnungen nur kärglichen Gruß empfangend, ſich vereinſamter fühlte, als in dem langweiligſten Gaſthof. Sein Entſchluß, ſich von dieſer unfreundlichen Gaſtlichkeit frei zu machen, ſtand zwar alsbald feſt, aber er wollte nicht Berthas Eltern kränken, ſondern eine glimpfliche Gelegenheit von der Zeit erwarten. Im Gaſthofe zum „grünen Kranz“ hatte er mit gutem Tiſche auch angenehme Geſellſchaft gefunden. Durch dieſe war er in den Kreis des ortsüblichen Stammcafés eingeführt worden, in welchem man bei Billard oder Kartenſpiel die nächſten zwei Stunden nach dem Eſſen verbrachte, und für die Abende boten ſich ihm bald mehrere Gelegenheiten. Da wurde ihm das beſte Bier geboten, dort verkehrte die regſamere Jugend, am dritten Orte verſammelten ſich maßgebende Perſönlichkeiten, anderswo ſpeiſte man vortrefflich zu billigem Preiſe, wieder anderswo ſtand die Geſellſchaft im Rufe beſonderer Luſtigkeit.

Es war freilich nur Wirtshausleben, wie es die

Landesſitte mit ſich brachte, die häusliche Gaſtlichkeit wenig pflegte, weil auch die Ehemänner ihre Erholung am liebſten am Stammtiſche ſuchten. In der Art, mit der man Habermann entgegenkam, lag aber doch der deutliche Zug der Gaſtlichkeit. Nur einigen war er flüchtig von der Zeit ſeiner früheren Beſuche beim Onkel bekannt; gerade diejenigen aber, denen er zuerſt im „grünen Kranz“ als völlig Fremder entgegengetreten war, bemühten ſich ſchon in den erſten Tagen darum, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Er hatte auf ſie einen guten Eindruck gemacht, denn er ging gern auf ein Geſpräch ein, ſpreizte ſich nicht lange, mit jemandem anzuknüpfen, bis er denſelben gründlich genug geprüft zu haben glaubte, war dabei kein Wichtigthuer und Renommiſt, vor allem aber war er eher bemüht, gewiſſe Angewöhnungen ſeines Aufenthaltes im Auslande zu unterdrücken, als nach der Weiſe hohler Köpfe den Ausländer zu ſpielen. Die Menſchen, mit denen er in Berührung kam, waren gebildet, geiſtig regſam und berührten durch Beruf oder Neigung die verſchiedenſten Intereſſen, ohne deshalb gerade blendende Geiſter unter ſich zu bergen. In gerader Offenherzigkeit huldigten ſie dem Grundſatze, daß, nachdem die Menſchen aufeinander angewieſen ſeien, man ſich das Nebeneinanderleben auch möglichſt angenehm machen müſſe und daß, wo ihrer auch noch ſo viele ſind, ein neuer guter Kamerad nie überflüſſig iſt. Neben dieſer behaglichen Geſelligkeit und den Geſchäften verſäumte Habermann nicht die Pflege ſeiner Kunſt, des Geigen-

ſpieles. Wenn er abends um ſieben Uhr von der Fabrik heimkehrte, ſpielte er jeden Tag eine Stunde und auch darüber, ehe er nach der Stammkneipe ging. Ein wahrhaftiger Künſtler, ganz dem Beſtreben hingegeben, dem Inſtrumente alle Feinheiten ſeiner Eigenart mit geſchickter Hand zur geiſtbelebten Wiedergabe der Tondichtung abzugewinnen, ahnte er nicht, daß er da, wo höchſte Luſt ſeine Seele erfüllte, bitteren Schmerz bereite.

Des Abends um 7 Uhr pflegte Bertha in Geſellſchaft des Präſes eine Taſſe Thee zu nehmen, darauf noch eine kurze Zeit in erbaulichem Geſpräche mit ihm zu verweilen und ſich dann zum längeren Abendgebete in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen. Ehe ſie auf den Betſtuhl niederkniete, entkleidete ſie ſich in dem ungeheizten Raume und hüllte den froſtzitternden Leib in ein, an Hals und Armen dichtgeſchloſſenes kuttenartiges Gewand von rauhem, gelblich-weißem Stoffe, und während die nackten Füße den kalten, teppichloſen Fußboden mit den Zehen berührten, ruhte das durch Heraufziehen des Gewandes abſichtlich entblößte Knie auf dem harten Eichenholze der Fußbank des Betſtuhles. Eine kleine Lampe gab genug Licht, um in einem Gebetbuche zu leſen und auf den grinſenden Totenſchädel dunkle Schlagſchatten zu werfen, der unter einem ähnlichen, nur etwas kleineren Kreuze, wie jenes, welches der Präſes beſaß, lag. Wenn ſie in ſolcher Weiſe ihre halbſtündige Abendandacht verrichtet hatte, warf ſich die Aſcetin in dem rauhen Gewande auf

den harten Strohsack, der ihr Lager bildete, und hüllte die frierenden Glieder in eine dünne Wolldecke.

Da, als sie einige Tage nach Habermanns Ankunft von dem entfernteren Speisezimmer in ihr Schlafgemach trat, blieb sie betroffen stehen. Von unten herauf drangen die Töne einer Geige. Eine ihrer ersten Enthaltsamkeitsproben war es gewesen, daß sie, die große Musikfreundin und kunstgewandte Klavierspielerin, auf ihre ehemalige Lieblingsneigung verzichtet hatte. Die Überraschung über das Ungewohnte machte während des Entkleidens einem anderen Gefühle Platz. Sie erkannte die Meisterschaft des Spielers, und die Töne wurden für sie zu einer zauberischen Lockung, sich in den Reiz des Kunstgenusses, der nach langer Entbehrung doppelt mächtig wirkte, zu vertiefen. Zugleich aber wurde ihr gegenwärtig, daß es eitle Weltlust sei, was da verführerisch an sie herantrat, daß die gottgeweihte Seele nicht, statt zu beten, irdischem Zauber lauschen dürfe. Mit wilder Inbrunst begann sie ihre Abendandacht. Aber immer wieder lenkte sich der Geist vom Himmel los und immer wieder schwirrte ein Gedanke der Bewunderung durch das Gehirn, durchströmte sie mit künstlerischer Begeisterung. Trotz der im Zimmer herrschenden Kälte fühlte die zwischen frommer Andacht und Liebe zur Kunst ringende Beterin eine heiße Wärme in ihrem Körper. Weder das Bild des Gekreuzigten, noch der Totenschädel, auf welche sich ihre Blicke wie hilfesuchend hefteten, vermochten das Gehör zu betäuben, und die Weisen aus Haber-

manns Stube ſchwollen bald gewaltig in feuriger Kraft an, bald zerfloſſen ſie in wunderbar zarten, leiſe erſterbenden Bogenſtrichen und zogen ſo die Aufmerkſamkeit der Beterin mit unentrinnbarer Schönheit eines reinen, in herrlichem Bau ſich entfaltenden Rhythmus an ſich. Endlich hörte Habermann zu ſpielen auf. Aber Bertha rang noch immer, denn die gehörten Töne klangen im Ohr nach, und von Kreuz und Totenſchädel und Gebet hinweg eilte ein ſehnſüchtiger Gedanke nach dem Reiche der Weltluſt, wie ſie es nannte, nach dem Reiche der Kunſt, wie ein verführeriſch lockender Geiſt ihr ins Ohr ziſchelte. Zum erſtenmal lockte wieder die Welt, der die Gottbegeiſterte ewige Verachtung geſchworen hatte, zum erſtenmal trat die Verführung an ſie heran, die ſchmeichleriſch ſagte, daß die Kunſt nicht eitel ſei, daß ſich für Muſik begeiſtern nicht Sünde ſein könne; ein anderer Geiſt aber ſagte, Zerſtreutheit im Gebete ſei Sünde, und derſelbe Geiſt ſagte auch, daß, wenn erſt das Zweifeln und Deuteln beginne, die Weltluſt bald über die Gottſeligkeit geſiegt haben würde. Länger als ſonſt verweilte ſie im Gebete und endlich hatte ſie auch wieder das Gleichgewicht der Seele gefunden. Des andern Tages aber dachte ſie immer mit Bangen an den Abend und eine etwaige Wiederholung der Verſuchung.

Dem Präſes machte ſie keine Mitteilung von ihren Beſchwerden. Jede Woche beichtete ſie ihm, und während des Mittag- und Abendmahles führten ſie allerlei erbauliche Geſpräche. Aber er hatte ihr ſchon wieder-

holt verwieſen, ſich immer an ihn mit dieſen und jenen kleinen Bedenken und Skrupeln zu wenden. Er ſei zu ihr ins Haus gezogen, um ſie vor übermächtigen fremden Einflüſſen zu ſchützen und ſie im allgemeinen in einem aſcetiſchen Lebenswandel zu unterweiſen, aber eine von Gott wirklich zur Gnade berufene Seele müſſe in ſich ſelber Kraft genug beſitzen, um gute Vorſätze auszuführen und die menſchliche Schwäche niederzukämpfen. Das Zuſammenleben hatte ſich überhaupt in manchen Zügen anders geſtaltet, als Bertha ſich urſprünglich vorgeſtellt hatte. Der Präſes beſchränkte den perſönlichen Verkehr mit ſeinem Schützlinge auf den morgendlichen Gang nach der Kirche und auf die gemeinſamen Mahlzeiten, und ſelbſt bei dieſen Anläſſen ſchien er nicht ſelten zerſtreut; zuweilen brach er ein Geſpräch anſcheinend launenhaft ab, ein andermal ſchenkte er Berthas Meinungen mit nervöſer Unruhe Gehör, oft ſah er ſie forſchend an und fuhr, wie aus einem Traume erwachend, auf, wenn ſie ihn anſprach. Sie war hie und da in ſeine Stube gekommen, bis er ihr einmal mit ſchroffer Barſchheit die Thür wies und ſagte, bei den Mahlzeiten ſei Zeit genug, ſich auszuſprechen, wenn ſie was auf dem Herzen habe, in ſeiner Stube ſolle ſie ihn ungeſtört laſſen. Sie bemerkte bei der längeren vertrauten Bekanntſchaft auch, daß nicht ſelten neben der rauhen Beſtimmtheit ſeines Weſens etwas wie Traurigkeit oder wenigſtens Ermüdung einherging. Fragen, ob er nicht wohl oder verſtimmt ſei, lehnte er manchmal

mit grober Zurückweisung, manchmal mit einer zerstreuten, halb gemurmelten Antwort ab. Daß er in seiner strengen Asceſe noch Steigerungen hatte eintreten lassen, schloß sie aus der Wahrnehmung seiner äußeren Erscheinung. Er war noch bleicher und hohläugiger geworden, und an manchen Tagen erschien er bei der ersten morgendlichen Begegnung in einer Gestalt, vor welcher die Freundin erschrak, aschfahl, mit dem fieberischen Feuer einer durchwachten Nacht in den Augen. Fand nun auch jene schwärmerische Seelenfreundschaft, von der Bertha geträumt hatte, nicht in vollem Umfange statt, mußte sie vielmehr von ihm manche schonungslose Kränkung dulden, so gab es doch wieder Stunden, wo, wie sie zu denken pflegte, der Geist über ihn kam. In solchen Stunden mahnte er sie zum Ausharren, nannte sie Himmelstochter und pries die Gnade Gottes, die es ihm vergönne, an ihr ein großes Werk zu vollbringen. Da war er ihr wieder der große, bewundernswerte Mann, zu dem sie mit begeisterter Ehrfurcht aufsah, und seine Beredsamkeit riß sie zu Verzückungen hin, daß sie in die Kniee sank und ihm die Hände küßte.

Dann kamen jene mystischen Schauer über sie, wie damals, als sie den Totenschädel in seiner Stube geküßt hatte, und leuchtenden Auges bat sie ihn, im Gefühle eines trunkenen Selbstvernichtungsdranges, ihr noch jene grausamste Entsagungsprobe zu gestatten, die er ihr immer wieder verweigerte, die Krone der Asceſe, die Geißelung. Seine Verweigerung klang nicht

als schroffes Verbot. Das letztemal hatte er sogar in einem ganz seltsamen Tone sanfter Wehmut gesagt: „Nicht du! Nicht du!“

Erst nach einem dreimaligen vergeblichen Ringen mit dem Zauber, der ihr aus Habermanns Kunst entgegenströmte, zog sie den Seelenfreund zu Rat. Er hörte sie nachdenklich an, und als sie ihre Schilderung mit den warm betonten Worten schloß: „Er spielt meisterhaft!“ verzog sich sein Mund zu einem spöttischen Lächeln.

„Du warst eine große Musikfreundin, nicht wahr?“ fragte er.

Sie antwortete mit einem leisen „Ja!“

Er blickte nachdenklich vor sich hin, und immer noch in einem Tone, in welchem der Hohn hindurchklang, sagte er:

„Daß des jungen Mannes Anwesenheit weltliche Erinnerungen in dir wecken würde, war zu erwarten. Ich betrachtete es als eine Fügung Gottes, die dich erst recht stählen sollte. Der Herr prüft dich in einer anscheinend harmlosen Lieblingsneigung. Sich da zu beherrschen ist oft schwerer als der Kampf gegen die grobe Versuchung. Du thust wohl Sünde, wenn du zerstreut beim Gebete bist, aber du kannst ja dem Geigenspiele lauschen ohne zu beten. Das ist nicht Sünde, und es bleibt dir immer noch übrig, da Enthaltsamkeit zu üben, wo es dich weniger kostet.“

„Vater!“ rief Bertha schmerzlich aus. „Eure Hilfe will ich in meiner Gewissensnot und Ihr höhnt mich!“

Der Präſes warf einen kurzen, ſcharfen Blick auf ſie, dann fuhr er im ſelben Tone fort:

„Ich ſag' dir ja, du ſündigſt nicht, wenn du dem jungen Manne, der ſo meiſterhaft ſpielt, lauſcheſt. Übrigens kann man ihm zu wiſſen machen, daß er dich in deiner Andacht ſtört. Er wird wohl ſo wohlerzogen ſein, galant die Frömmigkeit ſeiner Tante zu berückſichtigen."

Über Berthas Wangen floſſen Thränen. Der Präſes beſann ſich eine Weile, dann ſagte er, dicht vor die Weinende hintretend, mit gänzlich verändertem Ausdruck:

„Ich habe dir einen Ausweg gezeigt. Du willſt ihn nicht wählen?"

„Nein!" ſagte ſie, während durch ihre thränenumflorten Augen der Glanz leidenſchaftlicher Entſchloſſenheit brach.

Da ſprach er mit gedämpfter, leidenſchaftlich bebender Stimme:

„Du biſt mit mir gegangen, ich habe dich nicht gezwungen. Weit gingſt du mit mir, ich war es, der dir ‚Halt!' gebot und ſelbſt deinen Bitten widerſtand. Jetzt — — —"

Bertha öffnete die Augen weit, eine jähe Röte färbte ihre bleichen Wangen, und eine zitternde Unruhe durchzuckte ihren Körper. Der Präſes ſtockte. Seine Lippen bebten, ſeine Bruſt hob und ſenkte ſich in raſcher Bewegung und ſeine Augen bohrten ſich mit ſengender Glut in diejenigen Berthas, auf deren

Mund ein ekstatisches Lächeln schwebte; die Lippen waren weit geöffnet, die Zähne fest aufeinander geschlossen. Einen Augenblick schien es, als wollte sie an seine Brust eilen. Er wandte sich ab und sagte mit rauher Stimme:

„Ich werd's besorgen!" Geräuschvoll fiel gleich darauf die Thür hinter ihm ins Schloß.

„Es ist besorgt! Du wirst auf deinem Betstuhl finden, was du begehrst!" antwortete der Präses, als sie des Abends auseinander gingen, auf einen heißen fragenden Blick Berthas, dem er sich entzog.

Habermann fuhr fort allabendlich seine Geige zu spielen und hörte, in den Klang der Töne versenkt, nicht das seltsame Wimmern und Stöhnen über ihm, mit dem Bertha die Geißelhiebe begleitete, welche die eigene rasende Hand dem entblößten Rücken versetzte. Nach wenigen Tagen bot ihre Erscheinung eine gewaltige Veränderung. Der verzerrte lächelnde Zug um den Mund, der sonst nur zeitweilig erschienen war, trat jetzt immer hervor, wenn sie mit dem Präses sprach, die schwarz umränderten Augen glänzten fieberhaft und rollten beim Gespräche lebhaft hin und her, der Gang war schleppend, und in der Gesichtsfarbe wechselte graue Bläße mit roten Flecken an den Wangenknochen. Oft tauchten, wenn sie stumm einander gegenüber saßen, die Blicke des Meisters und der Schülerin zu langer Zwiesprache ineinander, als hätten sich die Seelen zu sagen, wofür es keine Worte giebt; noch öfter saß der Präses, wie finster brütend,

da und wachte aus ſeinen Träumen mit erſchreckter Kopfbewegung auf, wenn ihn Bertha mit weicher, wie Klage tönender Stimme anſprach. Des Abends war ſonſt der Präſes derjenige geweſen, der durch ſein Aufſtehen die Stunde der Trennung bezeichnete. Jetzt kam es ſo, daß er die Schülerin anſcheinend im Geſpräche feſtzuhalten ſuchte, daß dieſe aber mit entſchloſſenem Nachdrucke ſagte:

„Es iſt Zeit!“ und zuerſt aufbrach.

Da, eines Abends, ſagte Bertha, plötzlich mit der zitternden Hand über das Geſicht fahrend:

„Mir wird ſo ſonderbar!“ und im ſelben Augenblicke glitt ſie auch mit dumpfem Aufſchlage vom Stuhle auf den Fußboden. Der Präſes ſprang mit einem halblauten Aufſchrei herzu und richtete die Bewußtloſe auf. Auf dem Boden knieend hielt er ſie in ſeinem zitternden Arme, als ſie erwachte. Während ihr noch flimmernde ſchwarze Punkte vor den Augen tanzten, hörte ſie ſeine Stimme: „Herr, mein Gott, laß ſie nicht ſterben! Ihre Seele wollte ich dir ſchenken, aber ich wollte ſie nicht töten! Schmettere mich erbärmlichen Sünder nieder, Herr, der du Herz und Nieren prüfſt, aber dieſes Leben rette, rette es, Allerbarmer!“

Als ſie nach kurzer Zeit völlig zu ſich kam, richtete ſie ſich mühſam ſelber auf. Dabei ſaß ſie einen kurzen Augenblick auf des Präſes vorgeſtrecktem Knie und berührte mit beiden Händen ſeine Schultern. Auch er ſtand auf und geleitete die Schwankende nach dem nächſten Stuhle.

„Wie iſt dir?“ fragte er mit unſicherer Stimme. „Fühlſt du dich ſehr krank?“

Sie ſchüttelte das matt herabhängende Haupt.

„Trinke ein Glas Wein!“ mahnte er ängſtlich.

„Wir haben keinen im Hauſe. Es vergeht ſo!“ ſtammelte ſie.

Eine Weile ſtand er ratlos vor ihr, die den Kopf in die Hand ſtützte und mit verglaſtem Blicke vor ſich hinſtarrte. Dann meinte er:

„Ich will Anna — ſo hieß die Haushälterin — rufen, ſie ſoll Wein in der Nachbarſchaft holen und dann dich zu Bett bringen.“

„Nicht, nicht!“ erwiderte Bertha, „hier in der Nähe iſt kein Wein zu haben, und zu Bett komme ich ſchon allein.“

Zugleich erhob ſie ſich mühſam. Der Präſes machte eine Gebärde ſie zu ſtützen, ſie winkte leiſe mit der kleinen, mageren Hand ab, hauchte: „Gute Nacht!“ und wankte dann, wie trunken, der Thür zu, an deren Pfoſten ſie ſich ſchmiegte, während ſie nach der Klinke griff.

„Soll ich nicht Anna ſchicken?“ fragte der Präſes noch einmal, und nochmals ſchüttelte ſie den Kopf.

„Aber lege dich ſofort zur Ruhe!“ mahnte er mit wie angſtvoll bittend klingender Stimme. Sie nickte und entſchwand. An der Wand des kurzen Korridors ſich forttaſtend, ſchleppte ſie ſich nach ihrer Stube. Dort brach ſie gerade vor dem Betſtuhle zuſammen, durch ein mechaniſches Vorſtrecken der Hand ſchützte ſie den Kopf, daß er nicht an die Kante der Fußbank aufſchlug.

Die Töne von Habermanns Geige drangen noch deutlicher an ihr Ohr als ſonſt. Heute hatte ſie die Kraft nicht, ſich dagegen zu wehren, denn ein ſchwacher Verſuch, ſich aufzurichten, mißlang. Sie fühlte, daß es ihr ſchwarz vor den Augen wurde. Zu rufen hätte ihr nichts genützt. Sie war allein im oberen Stockwerke, und die ſchwache Stimme wäre nicht nach dem Erdgeſchoß gedrungen. So blieb ſie liegen, und die nicht bewußtloſen, nur halb umflorten Sinne nahmen den ihr vom Erdgeſchoß entgegenwallenden Melodienzauber in ſich auf. Und ſiehe da! Trotz der peinvollen Lage, in der ſie ſich befand, kam es über die unter der Übermacht der Abtötung zuſammenbrechende Ascetin wie ein namenlos ſüßer Zauber, der nichts mehr gemein hatte mit irdiſcher Reizung. Ihr, die auf nackten Boden hingeſtreckt lag, den Arm zwiſchen den Kopf und das harte Brett der Fußbank geſchoben, war es, als wüchſen ihr Flügel, als ſchwebte ſie weiter, immer weiter einer von blendendem Sonnengolde durchleuchteten Ferne entgegen, hinter deren ſtrahlendem Schimmer vieltauſendſtimmiger, hellklingender Geſang jauchzend ertönte. Und ſtärker, immer ſtärker ſchwoll der Jubelgeſang an, vor ihr, über ihr, neben ihr und in ihrem Rücken klangen die hellen, heiteren und dabei ſo feierlich in die Seele dringenden Stimmen, als ſei das Weltall erfüllt von Geſang. Mitten im glitzernden, leuchtenden, flammenden Sonnenzauber aber erſchien rieſengroß, von entzückender Schönheit ein Engel im langen, weißen Gewande, mit wallen-

dem Blondhaar, ernste Milde im Gesichte, im großen Auge einen überirdischen Zauber tragend; die breiten Flügel, die er trug, ragten vom Rücken her über das Haupt und über die Seiten des ätherischen Leibes hinaus, frei schwebten gegen unten geneigt die nackten Füße, und näher, immer näher kam er heran, ohne daß die mächtigen Flügel sich sichtbar bewegten, und immer holder, immer berückender wurde die Lieblichkeit seines Antlitzes, und je näher er kam, desto jauchzender wurde der Gesang. Da öffnete der Engel den Mund. „Halleluja!“ kam es von seinen Lippen. Der vielstimmige Gesang verstummte, durch den unendlichen Raum aber tönte es, als klängen in süßer Harmonie Tausende und Abertausende silberner Glocken, und die Sonnenglut vor ihr zitterte und sprühte diamantene Funken. Bertha hob nach einer Weile wirren Blickes das Haupt. Ringsum herrschte Stille. Auf dem Betstuhle brannte die Lampe, der Totenschädel grinste sie an, der blutende Erlöser sah aus langen Schattenstrichen der Wand auf sie nieder. Sie richtete sich erst mit aufgestützten Händen, dann sich an den Oberteil des Betstuhles klammernd auf und sank in die Kniee.

„Lieber, süßer Heiland!“ betete sie. „Gieb mir Kraft und laß mich bald, recht bald selig werden!“

Mehr vermochte sie heute nicht zu beten. Mühsam zog sie sich die Kleider ab, mit der letzten Kraftanstrengung streifte sie das gewohnte Gewand über und fiel bleiern auf ihr Lager.

Es war gegen Mitternacht, als Habermann aus heiterer Gesellschaft heimkehrte. Nach seinem Zimmer zu gelangen, mußte er an des Präses Behausung vorbei. Verwundert blieb er stehen, als er aus dem, sonst um diese Zeit stillen Raume, ein seltsames Geräusch vernahm. Nachdem er eine Weile zweifelnd gelauscht hatte, wendete er sich schaudernd ab.

Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als des andern Morgens während der Geschäftszeit der Präses in sein Comptoir trat. Zu der ersten Überraschung gesellte sich alsbald ein zwischen Grauen und Mitleid geteiltes Gefühl, als er den Mann näher betrachtete, der ihm wie plötzlich gealtert, greisenhaft gebeugt erschien, während sich in seinem Wesen eine heftige Erregung kundgab. In kurz abgerissenen, wirren und zögernden Sätzen sprach der Präses davon, daß Bertha immer sehr frühe zur Ruhe gehe, daß sie es aber nicht wage, etwas über die Störung durch Habermanns Musikübungen zu sagen. Da es sich nur um den Unterschied einer halben Stunde handle, so könne Habermann gewiß ohne Einbuße an seinem Vergnügen durch eine andere Zeiteinteilung seiner Tante entgegenkommen. Dieselbe sei übrigens große Musikfreundin, und da man doch als Hausgenossen und Verwandte sich freundlich entgegenkommen müsse, halte er es für gut, wenn Habermann alle Sonntage bei Frau Bertha zu Mittag speise und nach Tische etwas auf seiner Geige vorspiele.

Habermann wurde bei diesem unerwarteten Ent-

gegenkommen mißtrauiſch, und des Eindrucks ſeiner nächtlichen Wahrnehmung gedenkend, hatte er nicht übel Luſt, etwas von abſonderlichem Treiben, ſchlimmen Mutmaßungen u. dgl. zu ſagen. Der Präſes aber ſaß vor ihm mit der Miene eines ängſtlich auf Beſcheid hoffenden Supplikanten, voll beſcheidenſter Demut, die einen geradezu barocken Gegenſatz zu der hochfahrenden Rauheit bildete, mit welcher er ihn vor kurzem erſt empfangen hatte. Auch beſann er ſich, daß auf dieſe Weiſe die einzige Gelegenheit geboten war, den Hoffnungen der Eltern Berthas wenigſtens verſuchsweiſe entgegenzukommen, eine Sache, die er in den letzten Tagen ſchuldbar aus den Augen verloren hatte. So ſagte er dem Präſes die Erfüllung aller ſeiner Wünſche zu. Darauf empfahl ſich dieſer haſtig, ohne beſondere Freude oder Dankbarkeit für die Gewährung an den Tag zu legen.

Bertha war trotz des Anfalles zur gewohnten Stunde aufgeſtanden, hatte ihren Kirchgang gemacht und beim gemeinſamen Frühſtück auf eine Frage des Präſes geantwortet, daß ſie ſich wieder ganz wohl fühle. Nach ſeiner Unterredung mit Habermann fand ſie dieſer auf dem Sofa ausgeſtreckt. Auf ſeine erneute Frage erwiderte ſie mit ihrem nervöſen Lächeln, ſie ſei etwas ermüdet und habe eine Weile geruht. Zugleich richtete ſie ſich auf und ſah den Prieſter fragend an, denn ſein Beſuch kam ihr zu völlig ungewohnter Stunde.

Dieſer ſagte mit ſtockender Stimme:

„Ich habe mit dir zu reden, mein Kind!“ und ergriff einen Stuhl, den er ihr gegenüber in einige Entfernung ſtellte. Als er ſich geſetzt hatte, begann er:

„Du haſt dich als eine tapfere Kämpferin bewährt und eine harte Probe, die ich dir bot, ohne ſie dir zu befehlen, mit der Freudigkeit einer Begnadeten auf dich genommen, welche es ſüß findet, um Chriſti willen zu leiden. Ich habe daraus die Kraft deines frommen Willens erkannt. Aber, mein Kind, die unheiligen Regungen in unſerer Bruſt mit den Mitteln harter Selbſtzucht zu betäuben, iſt noch nicht die Krone chriſtlicher Tugend.“

„Was könntet Ihr verlangen, was ich nicht freudig auf mich nähme, führt es zum heiß erſehnten Ziele!“ erwiderte Bertha. „Daß Ihr ſo lange zögert und ſo ſtückweiſe nur mir den Pfad, der zu der ewigen Freude führt, zeigt, das iſt das einzige, was ich neuerdings beklage.“

Der Präſes warf einen flüchtigen Blick auf ſie und fuhr nach einer kurzen Zögerung fort:

„Erſt muß jede Kraft geübt ſein, ehe man ſie erproben darf. Zur ſtärkſten Probe reif haſt du dich gezeigt. Schwache entzieht man der Gefahr, läßt dann ihre Kraft in ſtrenger Selbſtzucht ſich ſtählen und endlich mag die ſtarke Seele eben dem offen trotzen, was der ſchwachen gefährlich war. Beſteht ſie nicht im offenen Kampf, dann war ſie eben trotz aller Zucht nicht fähig, fehlte ihr die Gnade. Ich will dich nicht wieder hinaustreiben in die volle Strömung der Weltluſt; aber ein Stück davon ſoll dir Gelegenheit geben,

dich ſelbſt zu prüfen, ob du nicht bloß in der Weltflucht, ſondern auch im Kampfe mit der Welt beſtehſt. Ich habe mit deinem Neffen Habermann geſprochen. Er wird jeden Sonntag mit uns zu Mittag ſpeiſen, — für beſſere Gerichte, wie wir ſie gewohnt ſind, mußt du Sorge treffen. Nicht abſtoßend ſchweigſam wirſt du ſein dürfen, ſondern dich bemühen müſſen, im anregenden Geſpräche dem Gaſte freundlich zu erſcheinen. Nach Tiſch wird er dir dann etwas auf ſeinem Inſtrumente zur Kurzweil vortragen. Es ſoll ſich dann zeigen, ob du dauernd ſolchen Einwirkungen weltlicher Unterhaltung wirſt widerſtehen können oder ob du ihnen im Gemüte größeren oder geringeren Raum gewähren wirſt. Die Probe iſt hart, härter als du vielleicht im Augenblicke denkſt, wo kühnes Selbſtgefühl dich ſiegesſicher macht. Ich ſelber werde mit gelaſſener Ruhe und ohne jegliche Einmiſchung beobachten, wie du dich im Kampfe hältſt, und nur, was etwa entſchieden wider Gottes und der Kirche Gebot wäre, abwehren."

Gegen ſeine ſonſtige Art mit der Schülerin zu verkehren, hatte der Präſes, ohne jede Beſtimmtheit des Ausdruckes, ſtockend, mit ſcheuen Seitenblicken in einer Weiſe geſprochen, wie jemand, der, an ſeiner Überzeugungskraft ſelber zweifelnd, doch den andern zu überreden ſich alle Mühe giebt.

Er erhob ſich von ſeinem Stuhle, und wie eine Nebenbemerkung, die man einer beendigten Hauptſache noch im Fortgehen anfügt, ſagte er:

„Die ſtrengen Zuchtmittel der letzten Zeit mußt du dabei unterlaſſen; es handelt ſich gerade darum, zu erproben, wie ſtark du ohne ihren Zwang biſt.“

Bertha hatte ihm mit wachſender Spannung zugehört. Jetzt glitt ſie behende von ihrem Sitze auf, und ihre Augen mit forſchendem Blicke auf den Lehrer und Meiſter werfend, ſagte ſie:

„Und eben heute, nach dem geſtrigen Vorfalle, bringen Sie dieſe neue Probe vor?“

Der Präſes machte eine ſehr ungeſchickte Miene ſcheinbarer Überraſchung über die Frage.

„Wahrhaftig,“ fuhr Bertha in einem unmutigen Tone, der ihr ſonſt völlig fremd war, fort, „zum erſtenmal bin ich verſucht, irre an Ihnen zu werden, als käme eine menſchliche Schwäche über Sie, die ich Ihnen nicht zugetraut hätte, als ſchreckten Sie mit einem Male bänglich vor den letzten Folgen Ihrer Lehren zurück, weil Sie bemerken, daß meine Körperkräfte geſchwächt ſind.“

Sie näherte ſich ihm, und mit dem ihr in der Erregung eigenen ekſtatiſchen Feuer in den Augen ziſchelte ſie in einem Flüſtertone:

„Gerade dieſen Körper haben Sie mich mißachten gelehrt, vor meinem Geſchlechte mir Ekel eingeflößt. Deutlich genug haben wir uns darüber ausgeſprochen, welch häßliches Gefäß ein Frauenleib iſt, und ich, ich ſelber ein Weib, muß es mächtiger empfinden als Sie. Was Sie ein Zuchtmittel nennen, es iſt für mich die Quelle des Entzückens, denn, ich fühl's, es bringt mich

dem einzigen Ziele, das mir noch wünschenswert ist, näher, mich von dieser Niedrigkeit zu befreien."

„Bertha! du verweigerst mir den Gehorsam?" rief der Präses in einem Tone, der drohend beabsichtigt war, aber wie angstvoll klang.

„Ja!" erwiderte sie. „Weil in diesem Augenblick ich die Stärkere bin!"

Der Präses geriet in heftige Erregung; mit stotternder, gepreßter Stimme sagte er:

„Die Hoffart ist in dich gefahren und macht dich unbotmäßig gegen deinen Seelsorger!"

Bertha sah traurig vor sich hin.

„Ich bin nicht hoffärtig," sagte sie, „der Herr sieht in mein Herz. Sie aber, Vater, Sie haben diesmal nicht als mein Seelsorger gesprochen." Dann fügte sie in einem kindlich schmeichelnden Tone hinzu:

„Ich verstehe ja recht gut. Der Anblick meiner Gebrechlichkeit hat in Ihnen das gemeine Mitleid am Irdischen hängender Menschen wie einen natürlichen Instinkt erweckt und Sie auf die eigene Weisheit verzichten lassen, während ich, die Schülerin, mich dessen freue, daß meine schwächere Körperkraft mir doch den Vorzug vor meinem Meister giebt, rascher die Last der sehnsüchtigen Seele abzustreifen."

Der Präses wandte sich schaudernd ab. Mit heiserer, bebender Stimme sagte er:

„Du willst also Habermann — — —"

„Mag er doch kommen und geigen, so viel er will!" rief Bertha mit einer im Augenblick befremdenden Art

kindiſchen Übermutes und lächelte dabei in ihrer abſonderlichen Weiſe.

„Ich habe,“ ſetzte ſie verzückt hinzu, „geſtern einen wunderſüßen Traum gehabt. Ich hörte der Seligen Geſang und Erzengel Gabriel ſtand an der goldenen Himmelspforte.“

Wie ein Trunkener ſtürzte der Präſes aus dem Zimmer. Kopfſchüttelnd ſah ihm Bertha nach.

„So kann er doch auch ſchwach ſein!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt.

Fünftes Kapitel.

Die angenehme Leichtigkeit der geſelligen Beziehungen, welche Habermann den Aufenthalt in der Stadt trotz der wenig vergnüglichen Sonderart der zunächſt liegenden Verhältniſſe in kurzer Zeit ſehr befriedigend geſtaltete, bezog ſich nicht nur auf den Plauderverkehr an Wirtshaustiſchen. Dieſer führte vielmehr in unmittelbarer Verbindung auch zu dem regen Vereinsleben, das mit dem männlichen auch dem weiblichen Teile der beſſeren Kreiſe Erſatz für die nur von vereinzelten Spitzen der Geſellſchaft gepflegte häusliche Geſelligkeit bot. Dabei ſtanden die muſikaliſchen Vereine im Vordergrund des Intereſſes, und von dieſen war es wiederum der Oratorienverein, welcher künſtleriſchen Zwecken den ernſthafteſten Ausdruck verlieh und zugleich den ſonſt in verſchiedene Gruppen geteilten Geſellſchaftskreiſen als Sammelpunkt diente. Es gehörte zum guten Ton, Abonnent des Vereins zu ſein, und bei deſſen Konzertaufführungen mitzuwirken, war der Stolz der kundigen Muſikfreunde.

Habermann hatte ſich als Abonnent aufnehmen

laſſen, ohne die Geſellſchaft näher zu kennen, weil er mit dem Dirigenten, einem begabten jungen Muſiker, mehrfach in Berührung gekommen war, und als die nächſte Konzertaufführung ſtattfand, war er unter den Zuſchauern anweſend. Man führte Haydns Schöpfung auf, und er fand ſich von der Durchführung des Werkes über ſeine Erwartungen hinaus befriedigt. Es war Sitte, daß nach Schluß der Aufführung der größte Teil der Anweſenden noch bei einem Imbiß und bei einer Flaſche Wein zuſammenblieb. Dabei kam es zeitweilig noch zu einem kurzen improviſierten Tanzkränzchen für das junge Volk. Habermann ſuchte im großen Saale, in welchem alles drängte und hin und her ſchob, um einen genehmen Platz an den Reihen langgeſtreckter Tiſche zu finden, ſich mit Bekannten zuſammenzufinden, als er auf den Dirigenten ſtieß. Dieſer ſtand vor einem behäbigen geiſtlichen Herrn, der an der Spitze eines Tiſches Platz genommen hatte. Die violette Halsbinde kennzeichnete ihn als Domherrn. Er ſaß zwiſchen einem jungen Mädchen und einem jungen Geiſtlichen. Der Dirigent wandte ſich von ihm ab, Habermann zu begrüßen. Nach einer kurzen Unterhaltung, bei welcher Habermann dem jungen Muſiker ſeine Anerkennung über die Aufführung ausdrückte, fragte ihn dieſer, ob er ſich dem Herrn geiſtlichen Rat Dr. Frank vorſtellen laſſen wolle, einem der hervorragendſten Muſikkenner und Gönner des Oratorienvereins. Habermann ſtimmte zu. Während das junge Mädchen und der junge Geiſtliche, der ihm als Kaplan

Hergenberger von St. Andreas vorgestellt wurde, nur höflich grüßten, reichte der geistliche Rat ihm die Hand und knüpfte mit ihm ein Gespräch an. Der Dirigent zog sich zurück, um die Runde bei verschiedenen Gönnern und Freunden zu machen. Den geistlichen Rat fesselte aber das eben mit Habermann angeknüpfte Gespräch so lebhaft, daß er diesen einlud, neben ihm Platz zu nehmen, und einem vorübergehenden Kellner den Auftrag gab, rasch noch einen Stuhl zu besorgen. Habermann hatte erwähnt, daß er längere Zeit in England verbracht habe, und daß die ausgezeichnete Musikpflege in London ihn für mancherlei Mißbehagliches entschädigt habe. Der geistliche Rat bot ihm Wein aus der vor ihm stehenden Flasche, und in sprudelnder Lebhaftigkeit wußte er allerlei Fragen zu stellen und an die Antworten von Sachkenntnis und reger Begeisterung zeugende Bemerkungen zu knüpfen. Habermann war nur mit seinem Namen vorgestellt worden. Als er auf die Frage nach seiner hiesigen Beschäftigung sich als Neffe und Hausgenosse der Witwe Wester zu erkennen gab, sah ihn der geistliche Rat neugierig an und sprach ein gedehntes „So!“, während der bisher teilnahmslos vor sich hinblickende Kaplan Hergenberger und das junge Mädchen, des geistlichen Rats Nichte, ihn aufmerksamer betrachteten. Letztere war eine achtzehnjährige Brünette mit vollem, hübschem Gesicht, munteren braunen Augen und von schlankem, aber kräftig geformtem Wuchse. Sie trug ein gelblich-weißes Kleid mit Spitzenbesatz und bordeauxroter Seidenschleife,

rote und gelbe Rosen im schwarzen Haar und an Hals und Handgelenk einfachen goldenen Schmuck. Habermann fand Gelegenheit, sich ihr mit einigen Worten artig zu erweisen. Sie erwiderte ihm mit freimütiger Bescheidenheit, wobei er erfuhr, daß sie als Mitglied des Damenchors bei dem Konzert thätig gewesen war.

„Sie hat keine üble Stimme!" sagte der geistliche Rat. „Nur für Solo wäre sie etwas zu schwach!"

„Das Fräulein singt sehr schön!" versetzte darauf, wie um den geistlichen Rat zu verbessern, Kaplan Hergenberger.

„Der findet alles schön an meiner Nichte!" scherzte der geistliche Rat.

„O nein, gar nicht!" rief das Fräulein. „Wir zanken uns oft genug. Nicht wahr, Herr Kaplan?"

„Nicht daß ich wüßte!" erwiderte der junge Kleriker bescheiden.

„So? Haben Sie mir nicht gestern eine Vorlesung gehalten darüber, daß ich die hohen Festtage nur im Sinne des Küchenzettels betrachte?"

„Das war doch nur Scherz!" meinte der Angeredete mit einem verlegenen Lächeln.

„Was war das?" fragte der geistliche Rat.

„Wir sprachen davon," erzählte seine Nichte, „daß die hohen Festtage wie ein lieblicher Schmuck das alltägliche Einerlei des Jahreslaufes verschönern und beleben. Das heißt, der Herr Kaplan gebrauchte diese schöne Redensart. Ich sagte darauf: „Da giebt es immer was zu rühren und zu schaffen im Haushalt.

Jedes Feſt will ſeine beſonderen Gerichte haben. Da — — —"

„Da", unterbrach ſie der geiſtliche Rat lächelnd, „hat unſer junger Freund deine Auffaſſung von der Bedeutung chriſtlicher Feſte mit Recht zu verfeinern geſucht. Du haſt aber auch Recht, wenn du die häusliche Arbeit durch die Feſttagsſtimmung verklärt findeſt, und das war wohl die Abſicht deiner Worte. Zum ernſten Streit wird es nicht gekommen ſein, denn leider iſt Freund Hergenberger dir nur zu gefügig."

Jetzt lachte der Kaplan vor ſich hin und meinte: „Ich bin doch der fremde Gaſt im Hauſe, Herr geiſtlicher Rat! Sie aber — —"

„Ich der Onkel, mach's auch nicht beſſer, meinen Sie?" fragte dieſer munter dagegen.

Indeſſen hatte man einen Abendimbiß eingenommen, und es wurden Zurüſtungen zum Tanze gemacht. Bald kam ein junger Herr und warb das Fräulein zum erſten Tanze.

Munter erhob ſie ſich und legte ihren Arm in den des Herrn, während der Onkel ihr zurief:

„Aber gleich nach dem Tanze wieder hierherkommen!"

Als der Tanz begann, erhob er ſich von ſeinem Sitz, richtete, mit den Händen an den Tiſch geſtützt, die kleine rundliche Geſtalt möglichſt in die Höhe und ſpähte mit dem feiſtwangigen, bebrillten Geſicht nach dem Verbleib des Mädchens. Schließlich hielt er eine Weile die Hand über die Brille, und ſich niederſetzend, ſagte er mit heiterem Behagen:

„Die fliegt ſchon wieder 'rum wie ein Maikäfer!"

Dann begann ein neues muſikaliſches Geſpräch mit Habermann. Der Kaplan hörte ſchweigſam zu und ſpielte mit Brotkrümelchen auf dem Tiſchtuch oder ſah einmal flüchtigen Blickes nach den Tanzenden, von denen er von ſeinem Sitze aus hier und da ein lichtes Kleid, einen Kopf zwiſchen der gerade vor dem Tiſch aufgepflanzten Reihe ſtehender Neugieriger hindurch gewahren konnte. Es war ein unſchöner Mann der Kaplan Hergenberger. Auf einer langen, ſchmalen Geſtalt ſaß ein kleines Köpfchen mit ſemmelblondem ſchlichten Haar und einer langen Naſe im länglichen Geſicht, das mit einem kurzen Kinn einen ſtumpfen Abſchluß erhielt. Die kleinen grauen Äugelchen und der ſchmale Mund waren höchſt ausdruckslos, und nur die abſtehenden großen Ohren konnten als ein beſonderes Merkzeichen gelten. Trotz dieſer Erſcheinung eines geiſtloſen Bauernkaplans, genoß Kaplan Hergenberger den Ruf nicht nur eines tüchtigen Seelſorgers, ſondern auch eines ſehr gelehrten Herrn. Obwohl er armer Leute Kind war und mit ſeinem kärglichen Einkommen weder Reiſen machen noch Bücherſchätze ſammeln konnte, galt er als ein vorzüglicher Kenner kirchlicher Kunſtgeſchichte, und insbeſondere für die zahlreichen örtlichen Bauwerke und Schätze war er eine Autorität, die gelegentlich ſchon von hohen Vorgeſetzten des Ordinariates um ihr fachmänniſches Urteil angegangen worden war. Er erwarb ſich auch ein kleines Nebeneinkommen durch kunſthiſtoriſche Aufſätze in katholiſchen Zeitſchriften. Der Domherr Dr. Frank war

längere Jahre Regens des Prieſterſeminars geweſen und hatte in dieſer Stellung den jungen Seminariſten Hergenberger unter ſeiner Leitung zur Prieſterweihe heranwachſen ſehen. Schon damals war ihm der begabte und beſcheidene, bei aller Schweigſamkeit doch nicht verſchloſſene, ſondern zeitweilig ſogar ſehr lebhafte und begeiſterungsfähige Jüngling lieb geworden. Dr. Frank ſtammte aus einem reichen Kaufmannshauſe und verfügte über ein bedeutendes Vermögen. Außer der Muſikpflege betrieb er, mehr Freund geſchichtlicher Studien als Forſcher, allerlei antiquariſche Liebhabereien. Als er ins Domkapitel berufen wurde, wo ſein kluger Kopf in der Oberaufſicht über das große Stiftungsvermögen, ſeine Muſikkenntnis in der Überwachung des Domchores eine reiche Bethätigung fanden, kaufte er ſich ein ſtattliches Häuschen und nahm die kleine Thekla zu ſich, das doppelt verwaiſte Töchterchen eines Bruders. Hergenberger war indeſſen Kaplan bei St. Andreas geworden und allmählich in ein enges Freundſchaftsverhältnis zu ſeinem früheren geiſtigen Leiter getreten. Man ſah ihn immer an der Seite des Domherrn. Boshafte Neider unter der jungen Geiſtlichkeit, welche in dieſer Freundſchaft des auch beim Biſchof einflußreichen Domherrn für den jungen Prieſter die Staffel zu einer bedeutenden Laufbahn ſahen, nannten ihn den Flügeladjutanten des Dr. Frank.

Auch Habermann bat Fräulein Thekla mehrmals um einen Tanz. Als er wieder einmal mit dem jungen Mädchen zu dem Tiſche, wo der geiſtliche Rat

ſaß, zurückkehren wollte, war dieſer ſamt ſeinem Flügeladjutanten verſchwunden.

„Ach, ich weiß ſchon!“ ſagte Thekla. „Der Onkel hat Sehnſucht nach einer Cigarre bekommen und ſich dort drüben in das Nebenzimmer geſetzt!“

Habermann ſteuerte mit ihr nach der bezeichneten Richtung. Da ſahen ſie denn bald hinter einer Säule geborgen den Kaplan, wie er ſeinen Hals vorſtreckte und eifrig ſeine Blicke im Saale herumſchickte. Auch er gewahrte bald das Paar, ging ihm mit einem gewiſſen herzlichen Eifer entgegen und meldete, wo der Onkel zu finden ſei. Obwohl in dem kleinen Sälchen der Cigarrenrauch ſehr bemerkbar war, hatten doch mit den Herren auch verſchiedene ältere und jüngere Damen Platz genommen.

Der geiſtliche Rat begrüßte die Kommenden mit einem: „Da ſeid ihr ja!“ und meinte, Habermann würde auch Gefallen an einer Cigarre finden, Thekla aber könne es nicht ſchaden, wenn ſie ein bißchen ausruhe.

Dieſe entgegnete mutwillig: „Wenn ich auch hier bleibe, komme ich doch nicht zum Ausruhen. Die Herren finden mich ſchon.“

Der Domherr wendete ſich an den Kaplan und ſagte:

„Nun halten Sie der Hexe aber eine Predigt über die menſchliche Eitelkeit!“

Thekla hatte jedoch recht. Sie wurde bald wieder zum Tanze geholt und ließ ſich nur noch von Zeit

zu Zeit flüchtig beim Onkel ſehen. Nach zwölf Uhr genoſſen die beiden Geiſtlichen in Rückſicht auf die morgende Meſſe nichts mehr, blieben aber noch ein gutes Weilchen rauchend und plaudernd ſitzen, wobei der Domherr von verſchiedenen Bekannten, die ſich zeitweilig neben ihn ſetzten, in ein kurzes Geſpräch gezogen wurde.

Als man endlich aufbrach, richtete Dr. Frank an Habermann die dringliche Einladung, ihn zu beſuchen.

„Am beſten iſt es wohl," ſagte er, „Sie nehmen nächſten Sonntag einen Löffel Suppe bei mir, und wenn Sie Ihre Geige vorausſchicken wollten, würden Sie mir noch eine beſondere Freude machen."

Habermann gab ſeine Zuſage.

Unter den vielen Bekannten, die er in kurzer Zeit gewonnen hatte, war er einem jungen Arzt, Namens Dr. Bienenfeld, freundſchaftlich näher getreten. Sie duzten ſich, und kamen jeden Nachmittag im Café Neuhaus, häufig auch des Abends zuſammen. Dr. Bienenfeld erfreute ſich trotz verhältnismäßiger Jugend einer ſehr guten Praxis. Er war ortsgebürtig, ſein Vater bekleidete die Stelle des Verwalters am katholiſchen Pfründnerhauſe. Ließ ſeine ärztliche Thätigkeit ein Zuſammenwohnen mit demſelben nicht zu, ſo ſtanden ſich überdies Vater und Sohn nicht gut zu einander. Der alte Bienenfeld war ein ſtrenggläubiger Mann, Mitglied verſchiedener frommer Genoſſenſchaften und des katholiſchen Bürgervereins, des geſelligen Sammelpunktes der beſſer ſituierten ſtreng kirchlichen Bürger.

Eigentlich hatte er den Sohn ſtudieren laſſen in der Meinung, dereinſt einen Prieſter in ihm zu ſehen. Es koſtete die erſten Kämpfe, als dieſer ſich der Medizin zuwendete. Damals lebte die Mutter noch, welche vermittelnd dazwiſchen trat. Als ſie aber während des jungen Mannes Studienzeit ſtarb und dieſer immer deutlicher ſehr unkirchliche Geſinnungen an den Tag legte, kam es zu heftigen Auseinanderſetzungen zwiſchen Vater und Sohn. Übereifrige Geiſtliche miſchten ſich auch noch hinein, den Vater beſtärkend und den Trotz des ſelbſtändig denkenden jungen Mannes hervorrufend. Schließlich ſtanden die Dinge ſo, daß der Vater, wenn man vom Sohne ſprach, den Kopf ſchüttelte und ſeufzte, während der Sohn auf die Pfaffen ſchimpfte, die ihm den Weg zum Vaterherzen verlegten, beide aber nur auf einem kühlen Fuße, der keinen Zank, doch auch keine Herzenswärme kannte, miteinander verkehrten. Dieſer Zuſtand belaſtete des Doktors Seele ſehr ſchwer, denn er war ein gutmütiger Menſch und liebte ſeinen Vater. Der kräftige, breitſchultrige Mann mit dem hellblonden Vollbart im rötlichen Geſicht, den von einer Brille bedeckten zwinkernden blauen Äuglein und dem krauſen dunkelblonden Haar hatte ſich infolge dieſer bitteren Lebenserfahrung eine für ſeine Jugend, er zählte erſt zweiunddreißig Jahre, verfrühte Art rauhborſtiger Formen angewöhnt. Er trug dabei einen grimmigen Humor zur Schau und ſtieß manche Leute ab, weil er, wie ſie ſagten, über alles ſchimpfte, richtiger, weil er zu derben Witzen neigte, die vielfach verletzten.

UNIVERSITY OF

Auch Habermann hatte er zunächſt durch eine ſchroffe Äußerung verletzt. Gleich bei der erſten Bekanntſchaft, als er erfuhr, daß dieſer im Hauſe ſeiner Tante wohne, ſagte er:

„Na, gratuliere! Da hauſen Sie nach allem, was man hört, in einer verrückten Bude!“

Habermann hatte dieſe Taktloſigkeit mit einem ſtumm verwunderten Blick beantwortet und den Doktor dann in auffälliger Weiſe links liegen gelaſſen. Dieſer aber war wiederholt Zeuge der ungeziert vornehmen Männlichkeit Habermanns, ſeiner jugendlichen Friſche und anregenden Unterhaltungsgabe. Ohne Aufdringlichkeit wußte er ſich ihm allmählich zu nähern, hielt dabei ſeine Schroffheiten mit großer Selbſtbeherrſchung zurück und offenbarte die Vorzüge eines zwar verbitterten, aber doch noch nicht völlig menſchenfeindlich gewordenen ernſten Charakters. Habermann hatte ihn bald durchſchaut und trug ihm die erſte Taktloſigkeit nicht länger nach, ſondern kam ihm, wie er es überhaupt ſehr gut verſtand, die Menſchen im Sinne ihrer perſönlichen Sonderart zu behandeln, mit friſcher Ungezwungenheit entgegen. Es war nach dem erſten Sonntage, an welchem Habermann, dem Wunſche des Präſes Folge leiſtend, mit dieſem und Bertha geſpeiſt und nachher muſiziert hatte. Bertha war ſehr wortkarg geweſen. Was ſie ſprach, waren nur die Förmlichkeiten einer Aufmunterung ſich zu bedienen, der dankenden Ablehnung einer vom Neffen gereichten Kompottſchüſſel u. dgl. Der Präſes hingegen hatte eine

mit ſeinem ſonſtigen ſtarren Weſen im vollſten Widerſpruch ſtehende Beweglichkeit an den Tag gelegt. Er war ſichtlich bemüht, Habermann ſtets Geſprächsſtoff zuzuführen, und ſtrengte ſich an, dies durch zuweilen ſehr ſonderbar klingende Fragen zu erreichen. Wenn dann Habermann ausgeſprochen hatte, wandte ſich der Präſes wieder mit einer Frage an Bertha, oder er gab ihr während Habermanns Rede ein Zeichen, ſich deſſen Worte nicht entgehen zu laſſen. Bertha nickte mit dem Kopfe, liſpelte ein „Ja!“ oder ein „Ich höre!“ und fühlte ſich offenbar höchſt unbequem. Nicht minder unbequem fühlte ſich Habermann, der unklar ahnte, daß er als Mittel zu einem ihm unbekannten Zwecke dienen ſolle. Als er auf eine erneute beſondere Aufforderung des Präſes nach Tiſch zur Geige griff, wurde ihm die Sache noch ſonderbarer.

Der Präſes, der in ſeiner Nähe ſaß, blickte unverwandt auf Bertha, die, am Fenſter ſitzend, anfangs ſehr gleichgültig ſich gebärdete, dann aber hier und da, und gerade an für den Muſiker bezeichneten Stellen einen flüchtigen Blick auf den Geiger warf. Schließlich ſtarrte ſie wie geiſtesabweſend vor ſich hin, und als Habermann zu ſpielen aufhörte, ſchien ſie, verwirrt und der Wirklichkeit entfremdet, aus einem Traum zu erwachen. Sie hatte kein Wort des Dankes oder der Anerkennung für den Neffen, das beſorgte mit nervöſer Geſchäftigkeit der Präſes, dem man dabei wohl anmerkte, wie ungewohnt ihm der Austauſch weltlicher Höflichkeitsformen war. Bertha aber antwortete auf

seine wiederholte, absichtsvoll betonte Frage: „Nicht wahr?“ mechanisch: „Ja, gewiß!“ „O ja!“ und sah Habermann starren Blickes zu, wie er die Geige in den Kasten legte und seine Noten zusammenraffte. Als er sich verabschiedete, stand sie von ihrem Sitze auf und verneigte sich vor ihm sehr förmlich, während ihre Blicke verrieten, daß ihre Gedanken durchaus nicht bei seiner Person weilten.

Obwohl er darauf gefaßt war, daß Bienenfeld nur in ein wildes, mit grimmigen Witzen verziertes Geschimpfe auf die Pfaffen ausbrechen würde, drängte es ihn doch, dem Arzte die merkwürdigen Eindrücke mitzuteilen. Bienenfeld hörte ihm aufmerksam zu mit dem unveränderlichen Ernste des um Rat befragten Fachmannes. Als Habermann schließlich fragte, ob solche Dinge nicht in Geisteskrankheit ausarten könnten, erwiderte er:

„Der menschliche Hirnkasten kann vieles vertragen, oder besser gesagt, es giebt allerlei Verrücktheiten, denen man nicht den wirklichen Namen des Wahnsinns geben darf. Religiöser Wahnsinn hat bestimmte Ursachen und bestimmte Symptome. Davon scheint bei Ihrer Schwägerin keine Rede zu sein. Ein Verbrechen geschieht aber deshalb doch an ihr, und daneben ein Verbrechen an der Menschheit, wie deren die Pfaffen sich zu allen Zeiten schuldig gemacht haben. Das zerreißt und erstickt die kostbarsten Elemente des Lebens, verstümmelt und verkrüppelt in Herrgottsnamen das, was man gleichwohl gelegentlich desselben Herrgotts

Meiſterſtück nennt, und glaubt oder behauptet, Engel zu formen, indem es die Natur mißhandelt. Dieſe Pfaffen! Wenn ſie nicht Schurken ſind, ſind ſie Narren; wenn ſie nicht in böſer Abſicht die Natur oder die geſunde Vernunft erwürgen, thun ſie's, weil man in ihnen ſelber die geſunde Menſchlichkeit zerſtört hat. Das iſt die ganze Weisheit, welche die Menſchheit ſeit Jahrhunderten vergiftet und unſere Kultur krank gemacht hat: weil in der Natur eine Kraft liegt, die, falſch gelenkt, unbezähmt Verderben bringt, darum erklärt man ſie als den Feind, brennt ſie wie eine giftige Wunde aus und erſetzt ſie durch Trugbilder der Phantaſie, die doch im Grunde nichts anderes ſind, als Zerrbilder oder ſchlau in frommes Gewand gehüllte Elemente eben dieſer Naturkraft. Ein billiges Mittel den Geſunden bettlägerig zu machen, damit er nicht fällt und ſich ein Glied bricht! Und ſolche Betthüter, ſolche arme Schelme, die ſchwach werden, weil ſie ihre Kraft nicht zu üben vermögen, die ſind es ſeit Jahrhunderten, welche die Macht der Pfaffen ermöglichen."

Auf dieſe Weiſe kam Bienenfeld auch auf ſeinen Vater zu ſprechen, und neben der Erbitterung machte ſich die Wehmut eines liebenden, und Liebe ſuchenden Gemütes offenkundig. Ihm that es wohl, ſich einmal auszuſprechen, den Schmerz von der Bruſt zu reden, und erſt hinterher erkannte er, daß ſein Gemüt ihn überraſcht habe, daß er offenherziger geweſen war, als er wollte. Es war aber einmal geſchehen, und der Mann, den er in ſein Herz hatte blicken laſſen, ſtand ihm nunmehr näher.

Sie ſprachen in der Folge ſelten, aber doch zuweilen, von Habermanns junger Tante. Bienenfeld meinte, man könne hier allerdings ein gutes Werk thun und ein junges Geſchöpf wieder in geſunde Bahnen lenken, aber das erheiſche Vorſicht.

„Vor allem ſei um deiner ſelbſt willen vorſichtig!“ meinte er. „Laß dich nicht durch ein eilfertiges Mitleid zu einer verliebten Täuſchung hinreißen. Am Ende irrſt du dich gründlich, und ſtatt Dank zu ernten, verläßt du mit Schimpf und Schande die Stätte, wo du Gutes wirken wollteſt, oder aber, was noch ſchlimmer wäre, es fliegt dir eines Tages ein hyſteriſches Weiblein um den Hals, mit dem du deine Plage haſt.“

Dem Freunde erzählte Habermann nun auch den Verlauf des Abends im Oratorienverein und die ihm gewordene Einladung. Dabei ſprach er von des Domherrn Nichte, als einem reizend natürlichen Mädchen.

„So, ſo! hat ſie dir gefallen?“ ſagte Bienenfeld vor ſich hinblickend und in einem Tone, der Habermann auffiel.

„Kennſt du das Mädchen näher?“ fragte er.

„Einigermaßen, einigermaßen!“ lautete die Antwort. „Ich bin nämlich Hausarzt beim geiſtlichen Rat und .... nun ja, daß du's weißt .... hier und da hatte ich Gelegenheit, mit dem Mädel zu plaudern, und .... ich habe zwar noch kein Wort mit ihr darüber geredet .... aber ich bin dem Dinge gut!“

„Nun und warum redeſt du nicht einmal mit ihr?“ fragte Habermann dagegen.

„Warum? Weil's einmal mein Schickſal iſt, immer mit den Pfaffen zu thun zu haben. Der Herr Onkel kennt mich als einen ſchlimmen Heiden und würde einem ſolchen mißratenen Sohn der Kirche nimmermehr ſeine Nichte anvertrauen."

„Ach was!" verſetzte Habermann. „Dein Prieſterhaß artet in Prieſterfurcht aus. Der geiſtliche Rat erſchien mir als ein ganz vernünftiger Mann . . . ."

„Man kennt das!" unterbrach Bienenfeld ſeinen Freund. „So lange man den Herren nicht nahetritt, ſind ſie freundlich gegen Gerechte und Ungerechte, und der geiſtliche Rat iſt zudem klug genug, nicht nach dem Glauben des Arztes viel zu fragen, der ihm ſeinen zeitweilig widerſpenſtigen Magen immer wieder zur Ordnung ruft. Kommt es aber einmal darauf an, dieſe äußerliche Milde in den tieferen Ernſt der Duldung zu verwandeln, dann iſt der eine wie der andere."

„Und darum ſchweigſt du? Dann iſt's auch mit deiner Herzensneigung nicht allzu ernſt!" verſetzte Habermann.

Jetzt wurde Bienenfeld unwirſch, und aus dem Unmute entwickelte ſich das Geſtändnis einer Liebe, gegen die er ſeit geraumer Zeit mit männlichem Ernſt ankämpfte, weil er, wie er ſagte, das Mädchen nicht in eine zwieſpältige Lage bringen wolle. Habermann hingegen ſtachelte ihn auf, indem er der Meinung war, rechte Liebe ſei nicht ſo bedenklich und wage das Schickſal herauszufordern ſelbſt in ſchlimmeren Lagen, als der hier gegebenen, die man durchaus nicht hoffnungslos

nennen könne. Schließlich kam es dazu, daß Bienenfeld den Freund zögernd mit einiger Beschämung bat bei seinem Besuche, soweit sich Gelegenheit böte, das Terrain zu sondieren, was dieser auch lächelnd versprach.

Habermann entschuldigte sich persönlich bei Bertha, daß er am Sonntag nicht bei ihr speise. Als sie hörte, er sei bei dem geistlichen Rat Dr. Frank geladen, streifte sie ihn mit einem kurzen, fragenden Seitenblick, sagte aber nur halblaut:

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören!"

Dann verabschiedete sie ihn mit einer Kopfneigung. Ihm aber schien es, als ob sie selber sich ihres allzu kühlen Verhaltens schäme, ohne doch die Mittel zu besserem zu finden. Als er an der Thür sich noch einmal umwendete, stand sie an derselben Stelle, wie vorher, und neigte nochmals, nur etwas verlegener, den Kopf.

Der geistliche Rat empfing ihn sehr freundlich. Auch Kaplan Hergenberger, der wenige Minuten nach ihm eintraf, war zu Tisch geladen. Das Empfangszimmer, in welchem ihn Dr. Frank begrüßte, zeigte in seinen mit dunkelrotem Plüsch bezogenen Mahagonimöbeln, in den weißen gehäkelten Schutzdeckchen auf Sofa und Lehnstühlen, sowie in gestickten Sofakissen und Schlummerrollen die von der Nichte fleißigen Händen noch besonders aufgeputzte Behäbigkeit eines altmodisch bürgerlichen Geschmackes, dem aber die in großen schwarzen Rahmen prangenden, wertvollen Kupferstiche der sixtinischen Madonna, des Dürerschen

Allerheiligenbildes, der Guido Reniſchen Himmelfahrt Mariä und des Abendmahles des Leonardo das Gepräge einer gewiſſen Vornehmheit gaben, das in einer großen Bronzependule im Empireſtil, anſcheinend ein Familienſtück, noch eine weitere Ergänzung erhielt. Das Speiſezimmer, in das der Domherr ſeine beiden Gäſte alsbald führte, war moderner, mit Eichenholzſtühlen und geſchnitztem Speiſeſchrank, daneben aber auch mit einem mächtigen, fleißige Benutzung verratenden, gepolſterten Lehnſtuhl ausgeſtattet. Fräulein Thekla erwartete vor dem mit feinem Damaſtlinnen, echtem Silberbeſteck und ſtattlichem Porzellan- und Glaszeug gedeckten Tiſch die Herren, ihnen beim Eintritt mit freundlichem Willkomm die Hand reichend. Habermann glaubte ſie heute noch anmutiger finden zu müſſen, als am Konzertabend. Das in modiſchem Schnitt, aber doch ſchlicht gemachte Kleid von ſchwerem dunklen Wollſtoff hob nicht nur ihr brünnetes Geſicht vorteilhaft, ſondern gab auch den Rundungen ihres kräftigen, jungfräulich-ſtraffen Baues deutlicheren Ausdruck, während zugleich in der ganzen Geſtalt viel mehr gediegene Vornehmheit hervortrat als bei der etwas ſpießbürgerlichen, weißen Feſtkleidung. Unwillkürlich ſtellte Habermann im Geiſte neben dieſes ferngeſunde, friſch knoſpende Geſchöpf ſeine junge Tante und deren wehmütige, krankende Schönheit. Die junge Domherrn-Nichte mochte weniger ſchön ſein, aber von ihrer blühenden Jugend ging ein Behagen aus, das er um ſo lebhafter empfand, je mehr er der ſeltſamen Sonntagsmahlzeiten mit der Tante und dem Präſes

gedachte. Ein heiter anregendes Geplauder, bei welchem der Domherr mit behäbigem Humor den Ton angab, begleitete den Genuß der nach allen Regeln der Kunst lecker bereiteten Speisen. Habermann gedachte des Freundes und benutzte eine günstige Gelegenheit, desselben flüchtig Erwähnung zu thun.

„Ei, mein Herr Leibarzt ist ein Freund von Ihnen?“ rief der Domherr aus. „Na, dann verraten Sie ihm nur nicht, wie Sie mich gefunden haben. Einfache, nicht zu fette und nicht zu gewürzte Kost, keine schweren Weine, so lautet sein Gebot, das er mir vorpaukt, als ob ich ein Vielfraß und eine Weinnase wäre. Von zu gutem Leben käme mein schlechter Magen, behauptet er.“ Hier unterbrach sich der Domherr und schlürfte mit Lust aus seinem Römer den duftenden Rüdesheimer Berg.

„Seine Redensart,“ fuhr er fort, „ist nur Bosheit; denn ich gehorche ihm nur zur Hälfte und werde doch immer wieder gesund. 's ist ein gar böser Heide, Ihr Freund Bienenfeld, und er meint, alle Schwarzröcke seien nichts als Schlemmer. Hab's ihm auch schon gesagt, daß er eigentlich gar nicht in ein katholisches Haus gehört. Schade um ihn — ist ein geschickter Mensch!“

„Sein Vater, der Spitalverwalter, ist ein so religiöser Mann!“ schaltete der Kaplan ein.

Mit vorsichtig beobachtendem Blick auf seine Nachbarin hatte Habermann längst bemerkt, daß diese, sobald der Name Bienenfeld fiel, flammend rot im Gesicht

geworden war und ſich während des Geſpräches, ohne aufzublicken, eifrig mit ihrem Teller befaßte.

„Er iſt ein tüchtiger Charakter," ſagte er. „Was das Übrige angeht, ſo neigt er eben in ſeiner ganzen Lebensauffaſſung ein bißchen zur Schroffheit, meint es aber, wie ich glaube, im Grunde gar nicht ſo ſchlimm. Ich bin überzeugt, daß, wenn er einmal die richtige Frau bekommt, ihm dieſe leicht mildere Sitten angewöhnen wird."

Bei dieſen Worten ſchielte er wieder nach ſeiner Nachbarin, die ihr Glas an die Lippen geſetzt hatte und mit dem Schlürfen des Weines gar nicht zu Ende kommen wollte.

„So teilen Sie ſeine Anſichten nicht?" fragte der Domherr ſeinen Gaſt mit neugieriger Miene.

„Ich habe mir, ehrlich geſtanden, über manche Dinge kein feſtes Urteil gebildet," erwiderte Habermann, „doch meine ich, daß es Bedürfniſſe des Gemütes giebt, die keine Befriedigung in ſolch ſchroff verneinender Anſchauung finden, ſondern eher in der Überlieferung der Kindheit, die immer ihren erwärmenden Zauber behält."

„In der Überlieferung glorreicher, thatenvoller Jahrhunderte!" ſchaltete der Kaplan nachdrucksvoll ein.

„Das freut mich, junger Freund, Sie ſo ſprechen zu hören!" ſagte der Domherr. „Es klingt zwar mehr poetiſch, als gerade gläubig, aber ein dem religiöſen zugeneigtes Gemüt iſt ſchon eine wertvolle Gottesgabe. Mit ſolcher Sinnesart werden Sie ſicherlich

auch bei Ihrer Frau Tante gute Aufnahme gefunden haben."

„Meine Tante kennt meine Gesinnungen nicht!" erwiderte Habermann.

Der Ton, in dem er sprach, überraschte den geistlichen Rat, und mit einiger Verlegenheit sagte er:

„Sie entschuldigen . . . . es war meine Absicht nicht, fremde Verhältnisse neugierig zu berühren."

Habermann gehorchte einer plötzlichen Eingebung, als er erwiderte:

„Es wäre mir sogar sehr angenehm, Herr geistlicher Rat, mit Geistlichen über diese Verhältnisse sprechen zu können."

Eine solche Wendung schien nun beiden Priestern unbequem. Sie sahen sich mit kurzem Blicke an, und der Domherr wischte sich bedächtig den Mund mit der Serviette, ehe er sprach:

„Ihre Frau Tante genießt den geistlichen Beistand eines würdigen Mannes!"

Habermann ließ sich dadurch nicht irre machen. Er skizzierte kurz seine Erfahrungen und Beobachtungen, wies auf den zweifellos krankhaften physischen Zustand seiner Tante hin, und bekannte freimütig, daß er hier eine Verirrung des geistlichen Einflusses zu sehen glaube, welche nach seiner Meinung die kirchliche Behörde verhüten sollte. Er schloß mit den Worten:

„Ich leugne nicht, daß solche Beobachtungen nur geeignet scheinen, den Gegnern der katholischen Kirche als kräftige Waffe zu dienen."

Der Kaplan machte ein verdrießliches Geſicht. Der Domherr ſchien zu überlegen, und da das bedienende Mädchen eben die ſüße Speiſe herumreichte, entſtand zunächſt eine Geſprächspauſe. Nachdem der Domherr drei haſtig verſuchende Löffel des Chocoladencremes genoſſen hatte, ſagte er, mit dem ſilbernen Löffel agierend:

„Werteſter Herr, ſo einfach, wie Sie ſich das anſcheinend denken, iſt die Sache nicht. Wir haben es hier vielmehr mit einem ſehr ſchwierigen Gegenſtand zu thun. Die Feinde der Kirche freilich ſind ſchnell bereit, ſie einmal mit einer Zwangsanſtalt, die die Gewiſſen deſpotiſch knechtet, zu vergleichen, und ein andermal darüber zu ſchmähen, daß wir eine Gewiſſensſache nicht deſpotiſch behandeln. Der kirchliche Organismus iſt ebenſo verwickelt, wie der des Staates, und der Staat hat auch nicht für jeden bedenklichen oder zweifelhaften Fall ſofort einen Geſetzesparagraphen zur Hand. Zwar iſt mir manches in Ihrem Falle noch nicht klar, ich verſtehe des Präſes Gebahren nicht ganz. Wie wir aber den Mann kennen, handelt es ſich um die Prinzipienfrage der Asceſe, ein gar heikles Ding, das in jedem einzelnen Falle eine beſondere Würdigung erheiſcht. Nicht wahr, Hergenberger?“

Damit wendete er ſich an den Kaplan, der auch ſofort das Thema aufgriff und einen hiſtoriſchen Überblick über die Entwicklung der aſcetiſchen Anſchauung des Chriſtentums gab. Er ſprach ſehr redegewandt und mit ſichtlicher Sachkenntnis. Der Domherr nickte,

ſeine ſüße Speiſe verzehrend und zum zweitenmal aus der dargereichten Schüſſel nehmend, dem jungen Kleriker mehrmals beifällig zu. Dieſer ſchloß endlich mit den Worten:

„Durch die Kirche ſind die rauhen, barbariſchen Zeiten und die mit ihnen verknüpfte Herrſchaft roher Leidenſchaften beſeitigt worden. Die Völker waren zu einer neuen Geſittung erzogen worden, welche auch der kirchlichen Erziehungsmethode neue Geſichtspunkte bot. Damit wurde die Asceſe, die früher ein aus der Zeit erklärbares, und für dieſe Zeit koſtbares Mittel der Seelenzucht geweſen war, in den Hintergrund gedrängt. Der glanzvolle Bau der Kirche ſteht jetzt inmitten der von ihr geſchaffenen geſitteten Welt, und die Leidenſchaften haben wenigſtens mildere Formen angenommen, denn die Kirche kämpft nicht mehr mit einem gewaltthätig ſeinem Inſtinkte folgenden Barbarentum. Aber, wenn auch durch die Zeitverhältniſſe zurückgedrängt, konnte die Asceſe fortleben, weil in ihr eine, obſchon heute nicht mehr notwendige, ſo doch immer noch ſehr erhabene erziehliche Kraft für die Seelenzucht gelegen iſt. Richtig verſtanden, iſt ſie eine bewundernswerte Erſcheinung des chriſtlichen Lebens, deren Verallgemeinerung freilich bei der heutigen Kulturlage zu bedenklichen Mißverſtändniſſen führen könnte.“

„Sehr richtig!“ fiel der Domherr, den Löffel weglegend, ein. „Die Mißverſtändniſſe ſind das Böſe dabei. Ob es ſich um eine wohlbegründete gefeſtigte Überzeugung, oder um eine Schwärmerei, um eine

Übereiztheit der Phantasie handelt, das ist die Frage in jedem einzelnen Fall, und zumal bei weiblichen Wesen kann man nach dieser Richtung nicht vorsichtig genug sein."

„Eben wegen dieser Gefahren," schaltete der Kaplan ein, „sucht man in der Seelsorge ascetische Neigungen, die namentlich bei Frauen nicht selten sind, zu unterdrücken."

„Allein," ergänzte der Domherr, „in Ihrem Falle handelt es sich zunächst um eine Gewissenssache des Präses. Er thut nichts Unkirchliches, im schlimmsten Falle handelt er höchstens zweckwidrig. Das müßte ihm jedoch bewiesen werden können, und es kann ihm nicht bewiesen werden ohne eine Einmischung in den Seelenzustand Ihrer Frau Tante. Diese Einmischung kann aber wiederum nicht geschehen ohne deren Willen."

Habermann sagte darauf: „So kann ein ungeschickter Priester das größte Unheil anrichten, ein Menschenleben vernichten, ohne daß er daran gehindert wird?"

„Er kann es," erwiderte der Domherr, „wie ein Arzt durch ungeschickte Behandlung ungehindert einen Menschen töten kann."

„Das ist hart!" versetzte Habermann.

Der Domherr aber erwiderte: „Es klingt hart in der Theorie. Im praktischen Leben kommt die Klugheit zu Hilfe, das Schlimmste zu verhindern. Mir scheint es selbst, als ob wir bei Ihrer Frau Tante einen bedenklichen Fall hätten, als ob der Präses nicht

vorsichtig genug verfahren wäre. Aber nicht dieser oder jener Geistliche kann sich Ihrer Frau Tante mit besserem Rate aufdrängen, Sie sind es, der die entscheidende Rolle spielen kann und soll. Bei Ihren geäußerten Gesinnungen werden Sie das religiöse Gefühl der Dame nicht gewaltthätig oder leichtfertig verletzen, sondern durch taktvollen, langsam fortschreitenden Einfluß ihren Sinn nach anderer Richtung lenken können."

„Wie Sie das machen sollen," setzte der Domherr mit feinem Lächeln hinzu, „weiß ich, der Priester, Ihnen nicht zu sagen. Gilt es dann, die zweifelnde, schwankende Seele zu stützen, so sind wir gern bei der Hand und helfen in Ihrem Sinne. Erst muß die Probe gemacht sein, wie es um den Gemütszustand der Dame steht; diese Probe ist aber nicht auf theologischem Wege zu machen."

Habermann warf einen Seitenblick auf den weltklugen Priester, und sah dann zum Kaplan, der seinem Blicke anscheinend gleichgültig auswich.

Der Domherr hob die Tafel auf, Fräulein Thekla zog sich zurück, und die Herren betraten des Domherrn Arbeitszimmer, eine geräumige Stube, in deren Mitte ein großer Flügel stand, an welchen sich ein Sofa mit Tisch und Fauteuils lehnten, während die Wände von Bücherschränken und von einem mächtigen Schreibtisch besetzt waren. Auf dem Schreibtisch, auf der Höhe der Schränke, auf kleinen Tischchen an den beiden Fenstern und an Borden über den beiden Thüren gewahrte man alte Steinkrüge, Gläser,

Figuren. Zu beiden Seiten des Schreibtiſches ſtanden eine große Mappenſtellage und ein mit Fächern eingerichtetes, mannhohes Geſtell, von oben bis unten mit braunen Pappſchachteln gefüllt. Der Domherr reichte Cigarren, die Haushälterin, eine ältere Perſon von gebildetem Weſen, ſervierte den Kaffee und Liqueurgläſer, und der Domherr ſelbſt holte aus dem Speiſezimmer eine rundbäuchige Flaſche Chartreuſe. Mit der Haushälterin war eine dicke getigerte Katze gekommen, die, ihren Schweif dehnend und biegend, ſich an den Domherrn ſchmiegte. Er nahm ſie auf ſeinen Schoß und gab ihr ſchmeichelnd Koſenamen, ſie rollte ſich zuſammen, und während er ihr das Fell ſtrich, redete er Habermann mit herzlichen Worten zu, Einfluß auf ſeine Tante zu nehmen.

„Sie thun ein gottgefälliges Werk!“ ſagte er. „Die Kirche will nicht finſtere Weltflucht, ſie will nur die Menſchen ſchützen und ſtützen im Verkehr mit der Welt; die katholiſche Religion iſt kein finſterer, Grabluft atmender Glaube, ſondern ſie lehrt Gott heiteren Sinnes dienen und ſich des Lebens in Ehren freuen. Die Asceſe hat Vorausſetzungen und Bedingungen, die nicht bei jedermann und ganz gewiß nicht bei Ihrer Frau Tante zutreffen. Der gute Präſes iſt nicht anzuklagen, aber er iſt nicht der rechte Gewiſſensrat für eine ſolche Dame!“

Der Kaplan ſchwieg und beſchäftigte ſich mit ſeiner Cigarre und mit dem Zucker, den er in ſeiner Taſſe eifrig umrührte. Habermann drückte dem Domherrn

ſeinen Dank aus für den wohlmeinenden Rat und meinte, nur für ihn, einen jungen Mann, habe die Aufgabe, die ihm auch von Berthas Eltern zugemutet werde, arge Schwierigkeiten.

„Das mag wohl ſein!“ verſetzte der Domherr. „Übrigens ſieht ſich in menſchlichen Dingen manches vorher recht ſchwierig an, und kommt es erſt in Bewegung, entwickeln ſich die Verhältniſſe, dann macht es ſich leichter, als man gedacht hat; die Dinge nehmen von ſelber ihren Lauf, und man iſt am Ziele, ohne es zu merken. Auch der Menſch iſt ein Stück Natur, und ſo kunſtvoll uns Gottes Werk erſcheint, zumal des Menſchen Denken und Empfinden, nach ſo einfachen und zugleich ſo mächtig wirkenden Geſetzen bewegt ſich die menſchliche Seele, iſt nur erſt der geſunde Ausgangspunkt gefunden. Die Menſchen ſind es, die verwirren und in ſeinem Gange hemmen, oder nach falſcher Richtung lenken, was Gott einfach, klar und gut geſchaffen hat.“

Eine nunmehr entſtehende Pauſe ernſten Schweigens beſeitigte der Domherr, indem er die Aufmerkſamkeit Habermanns auf ſeine Sammlungen lenkte. Außer den einzelnen kunſtgewerblichen Altertümern, die in der Stube ſichtbar aufgeſtellt waren, beſaß der geiſtliche Rat in großen Mappen, die er aus einem kleinen Nebengelaß herbeiſchleppte, eine eigenartige Sammlung von Bildniſſen verſchiedener Päpſte, Kardinäle, der ehemaligen geiſtlichen Kurfürſten, berühmter Äbte, Kirchenlehrer oder Prediger, darunter durch Seltenheit oder durch

Kunſtwert hervorragende Prachtſtücke. Eine andere Sammlung bezog ſich auf Münzen, Medaillen, Siegel und Wappen des Kirchenſtaates, der deutſchen geiſtlichen Kurfürſten, verſchiedener Bistümer und Abteien. Endlich verfügte der mit der ganzen Eitelkeit des eifrigen Sammlers ſeine Schätze herbeiſchleppende Domherr über eine reiche Sammlung kirchlicher Seltſamkeiten, Broſchüren, Kupferdrucke und Holzſchnitte wider die Reformatoren und wider das Papſttum, Schriften über Teufelsaustreibung und Hexerei, abſonderliche bildliche Darſtellungen des Himmels und der Hölle und andere bizarre oder übernaive Äußerungen religiöſer Phantaſie. Man war mitten in der Arbeit des Erklärens und Betrachtens, als Thekla, für die Straße angezogen, den Schleier über das Geſicht gebreitet und den zierlichen Muff in der Hand, in Begleitung einer kleinen älteren Dame eintrat. Der Domherr begrüßte dieſe ſehr lebhaft und ſtellte ihr ſofort Habermann vor. Es war die Freiin von Perlach, eine Freundin des Hauſes, welche Thekla gewiſſermaßen bemutterte und jetzt gekommen war, ſie zu einem Spaziergange abzuholen. Vorher, ſo äußerte Thekla, hätten die Damen gern noch etwas Muſik gehört. Sie wußte, daß Habermann ſeinen Geigenkaſten hatte bringen laſſen. In der reichen Muſikbibliothek des Domherrn fand ſich bald ein für Violine und Piano eingerichtetes Werk, über das man ſich einigte. Die Freiin und der Kaplan ſetzten ſich in einiger Entfernung vom Flügel, Thekla beſorgte das Umwenden der Notenblätter, der Domherr

und Habermann waren beſtrebt, gegenſeitig im beſten Lichte zu erſcheinen. Habermann fand lebhafte Bewunderung, der Domherr zumal gab ſeine Anerkennung in der von Schmeichelei freien Art des entzückten Kenners kund. Er ſpielte noch ein Einzelſtück, nach deſſen Schluß ſowohl der Domherr, wie Thekla, ihm ihre Überraſchung über in ſolchem Grade nicht erwartete Meiſterſchaft kundgaben. Dann verabſchiedeten ſich die Damen, und der Kaplan erklärte, ihnen eine Strecke weit das Geleite geben zu wollen, da er zum Veſperdienſt nach ſeiner Pfarrkirche müſſe. Habermann blieb auf des Domherrn Bitte zurück, und die beiden muſizierten und ſchwatzten noch über Muſik, bis nahe an die Abendbrotſtunde.

Dann verließ jener das Haus in angeregter Stimmung. Er hatte mitten im Kreiſe des unzweifelbar ſtrengen Katholizismus liebenswürdige, heitere und geiſtig regſame Menſchen kennen gelernt.

Sechstes Kapitel.

Der Winter war zur vollen Stärke gediehen. Schwere Schneemaſſen lagen auf den Dächern und knarrten und knirſchten unter dem Tritte der Füße, unter dem Gewichte ächzend ſich fortbewegender Wagenräder. In blendender Weiße ragten die Kirchtürme gegen den klaren, blauen Himmel, lange Eiskryſtalle wuchſen aller Orten. Der Strom trug eine feſtgefrorene Decke zur Freude des darauf ſich tummelnden jungen Volkes. So eilig der ſchlüpfrige Weg es geſtattete, ging in wärmender Kleidung, dicht vermummt, jedermann ſeinen Geſchäften nach, und der „Hundekälte“ galt das erſte Wort, das mit dampfendem Munde jeder ſprach, der in eine befreundete Stube oder in die Stammkneipe eintrat. Frau Bertha war zum Nachmittagsgebete in den Dom gegangen. Im ſtillen Winkel einer Seitenkapelle kniete ſie vor dem Flügelaltare. Unweit davon, wenn ſie ſeitlich blickte, ihr noch ſichtbar, ſtand ein berühmtes ſteinernes Bildwerk, eine Pietà: die heilige Mutter hielt des Heilandes hageren, ſtarren Leichnam im Schoße, den Blick des von einem Kopftuche, wie

von einer großen Kapuze umrahmten Geſichtes in jammervollem Schmerze nach oben gerichtet. Ueber der Gruppe ſchwebte ein kleines Lichtchen in roter Ampel; eine nicht gerade äſthetiſch denkende fromme Seele hatte in die eine ſteinerne Hand der Schmerzensmutter ein Sträußchen papierner roter und weißer Roſen geklemmt. Die kalten Rieſenhallen waren leer und todesſtill. Da hörte Bertha ſchlürfende Schritte. Es war ein Weib mit verblichenem grauen Shwaltuche über dem Kopf, zwei froſtzitternde, in abgeſchabte, zu kurze und zu enge Kleider gehüllte Kinder, ein Knabe von etwa ſieben Jahren und ein Mädchen in annähernd gleichem Alter, an ihrer Seite. Eng drückten ſich die Kinder an die Mutter, die, wie ſchützend, ihre Arme um die Nacken der Kleinen gelegt hatte.

Vor der Pietà machten ſie Halt und knieten nieder. Bertha konnte das Profil der Frau ſehen, die noch nicht alt und auch durchaus nicht häßlich war; aber Not und Gram mochten die hageren Züge der weiblichen Weichheit beraubt und die zartere Modellierung in knochige Schärfe verwandelt haben, während die Kälte der Geſichtsfarbe ein unſchönes Farbenſpiel von geblicher Bläſſe mit violetten Tönen verlieh. Das Weib faltete die Hände, und Bertha ſah, wie ihre Lippen, das Weinen verhaltend, zuckten und das Auge ſich auf das ſteinerne Schmerzensgeſicht mit flehentlichem Ausdruck heftete. Das kleine Mädchen ahmte die Mutter nach, ſich nahe an ſie haltend, der Knabe kauerte auf dem Fußboden und ſchmiegte ſich enger an

die Mutter, als wollte er ſich unter das wärmende Shwaltuch verkriechen. Zuweilen zuckte er mit den Beinen, und ein fröſtelndes Zittern durchlief den kleinen Körper. Aber auch die gefalteten Hände der Mutter zitterten, und das Schweſterchen bewegte ſich unruhig auf ſeinen Knieen und zog die Schultern an den Kopf.

Bertha war in ihrer Andacht geſtört; ihr Blick blieb an der Gruppe haften. Sie ſah ja zuweilen vor und in den Kirchen zerlumptes Bettelvolk herumkauern; aber aus dieſer Mutter mit ihren Kindern ſprach zu ihr die Not eine ganz beſonders herzergreifende Sprache, wozu freilich die Gegenüberſtellung der Pietà noch ſteigernd wirkte. Es lag ein rührend ſtimmungsvoller Zauber in dem Anblicke dieſer, das menſchliche Elend verkörpernden Familie vor dem ſteinernen Abbilde der großen chriſtlichen Tragödie. Wie eine Zwieſprache, in welcher der Stein Leben bekomme, erſchien es Bertha.

„Du kennſt, was es um Mutterleid iſt. Hilf mir in meinem Jammer!“ betete das arme Weib.

„Obich es kenne!“ erwiderte das ſteinerne Schmerzensbild. „Vereine deine Klagen mit mir. Ich bin die Führerin aller betrübten Mütter. Durch das All, durch die Himmelsräume klingt er welterſchütternd, unſer Klagegeſang; denn Mutterleid iſt höchſtes Leid!“

„Ja,“ ſagte das arme Weib, „dein Anblick iſt mir der einzige Troſt in meinem Jammer, denn vor dir fühle ich, daß ich nicht allein unglücklich bin, daß dem Elenden immer noch eine Gemeinſchaft der Thränen bleibt. Aber dein Sohn, den du in den Armen hältſt,

iſt tot, meine Kinder leben und hungern und frieren, und des eigenen Schoßes Kinder leiden ſehen und nicht helfen können, das iſt ein Schmerz, der das Mutterherz zerreißt. Da kann nicht die Klage helfen, da iſt die Thräne zwecklos; Hülfe, Hülfe iſt's, wonach ich ſchreie!"

„Auch ich habe nach Hülfe geſchrieen mit blutendem Mutterherzen, und ſie haben ihn doch ans Kreuz geſchlagen, und ich habe ihn doch unter Qualen ſterben ſehen."

„Dein Sohn war ein ſtarker Mann, er litt und ſtarb wohl wiſſend warum und wozu. Meine Kinder ſind wehrloſe Würmchen, die das Elend trotz alles Sträubens zertritt."

Bertha hörte ſie eifern, die beiden Mütter, welche von ihnen den größeren Schmerz erdulde. Da brach durch eines der farbigen Glasfenſter der helle Schimmer der Nachmittagsſonne, bunt flimmernd ſchoß ein ſich nach unten verbreitender Strahl von der Fenſterhöhe über die Gruppe hinweg, warf auf die Scheitel der Kinder und auf das graue Tuch der Mutter zuckende Lichter und ließ das Antlitz des toten Erlöſers in roſig und bläulich ſchimmerndem Glanze aufleuchten. Der Knabe wandte ſich um und folgte mit kindlichem Staunen dem Wege des Sonnenſtrahles bis zu der prunkenden Farbenpracht der bunten Heiligen im hochragenden Spitzbogenfenſter. Dann guckte er nach dem nächſten Fenſter, und dabei ſtieß ſein Auge auf Berthas Geſtalt. Sie hatte das Geſicht ihm zugekehrt und lächelte ihn mit freundlichem Mitleid an. Er begaffte ſie mit blöder Miene. Seine Mutter nahm indeſſen ſeine

veränderte Haltung wahr und lenkte den Blick nach gleicher Richtung. Bertha ſah erſt jetzt des Weibes ganzes Antlitz, in welchem der Gram tiefe Spuren gezeichnet und deſſen Augen von vielem Weinen ſprachen. Raſch wendete die Frau den Blick, und als fühlte ſie ſich geſtört, zerrte ſie die Kinder an den Kleidern und ſtand auf. Bertha verneigte ſich vor dem Altare, machte das Kreuzeszeichen und folgte kaum hörbaren Schrittes der Unglücklichen und ihren mit von Kälte ſteifen Füßen dahinſchlürfenden Kindern. Dort, wo das Seitenſchiff gegen das Eingangsthor mündete und dämmeriges Halbdunkel zwiſchen rieſigen Säulenbündeln und ſteil aufragendem grauen Mauerwerke unter dem finſteren Gewölbe herrſchte, holte ſie die Gruppe ein.

Das Weib blieb ſtehen und drückte ſich mit den Seinigen ſcheu an die Wand, ſo daß ſie nur eine undeutliche ſchwarze Maſſe bildeten, die aber noch in den Umriſſen erkennbar war.

Bertha blieb ſtehen.

„Sie leiden Not, liebe Frau?“ fragte ſie in gedämpftem Tone.

„Ja!“ kam es kaum hörbar von den Lippen des Weibes.

„Lebt Ihr Mann noch?“

„Ja, er iſt krank, und wir ſind fremd hier,“ erwiderte die Frau in einer die Norddeutſche kennzeichnenden Sprechweiſe.

„Wie heißen und wo wohnen Sie?“

Die Frau ſtockte zweifelnd, ehe ſie den Namen

Erkrath und ein Seitengäßchen der Lederergasse nannte. Zugleich brach sie in heftiges Weinen aus. Die Kinder sahen verwundert zu ihr auf und klammerten sich noch fester an sie.

„Was fehlt Ihrem Manne?“ fragte Bertha.

„Er hatte früher den Gelenkrheumatismus, und das ist jetzt wiedergekehrt!“ lautete die Antwort.

„Was hat er für einen Beruf?“

Die Frau stockte wieder. Dann sagte sie ganz leise und kaum verständlich:

„Er war Buchhalter!“ Sie weinte dabei noch heftiger.

„Buchhalter?“ wiederholte Bertha etwas erstaunt. Dann setzte sie im Tone einer hastigen Entschlossenheit hinzu:

„Ich will mit Ihrem Manne sprechen. Kommen Sie, ich gehe gleich mit Ihnen.“

Frau Erkrath war so überrascht, daß sie keine Bewegung machte, der Aufforderung zu gehorchen.

Erst als Bertha mit einem leichten Anfluge von Mißtrauen sagte:

„Wollen Sie das nicht?“ ergriff sie hastig deren Hand und stammelte schluchzend:

„Ich danke! Ich danke!“

Aus dem Dome ins Freie gelangt, stellte Bertha einige freundliche Fragen an das kleine Mädchen, das dieselben mit scheuer Verwunderung in der Sprechweise der Mutter beantwortete. Der Junge, der nach der Mutter Aussage schwächlich war und kränkelte, hielt sich immerfort ängstlich an diese geschmiegt. Ver-

wundert ſahen die Leute der Gruppe nach, welche, den Domplatz überſchreitend, einer engen, dunklen Quergaſſe zuſchritt. Manche erkannten trotz des dichten braunen Schleiers Frau Weſter an Geſtalt und Kleidung, ſchüttelten den Kopf oder ſpöttelten über die „neue Narrheit“. Nicht wenige aber ſahen mit nachdenklicher Rührung auf die in einen langen Umhängepelz mit breitem Kragen gehüllte, verſchleierte Geſtalt, wie ſie, in ihrem Gange und in den gelegentlich ſichtbar werdenden kleinen Füßchen die feine Dame verratend, neben den Jammergeſtalten des Elends ruhig und unbekümmert um die Gaffer einherſchritt. In der engen Gaſſe, die nur für zwei nebeneinander gehende Menſchen Raum bot, mußte erſt der Junge mit einiger Mühe dazu beredet werden, daß er von der Mutter abließ und mit dem Schweſterchen vorausſchritt. Dann erfuhr Bertha, zugleich lauſchend und mit vorſichtigem Schritte des mit glattem, hartem Schnee bedeckten und dabei holprigen Weges achtend, das Schickſal der Familie Erkrath. Sie ſtammte aus Preußen. Der Mann war in Magdeburg Buchhalter geweſen mit gutem Einkommen, als er in den durch ſeltſame Nebenumſtände ſehr dringlichen Verdacht der Unterſchlagung einer bedeutenden Geldſumme kam. Er wurde in Unterſuchungshaft genommen. Die Familie zehrte nicht nur die kleinen Erſparniſſe auf, ſondern machte auch Schulden bis zu dem Tage der Gerichtsverhandlung, an welchem Erkrath wegen mangelnder Beweiſe freigeſprochen wurde, ohne aber ſeine Unſchuld völlig klar-

geſtellt zu haben. Der Verdacht ruhte nach wie vor auf ihm, und er hatte ſich noch beſonders dadurch geſchadet, daß er bei ſeiner Verteidigung eine gegen den Sohn ſeines angeſehenen Prinzipals gerichtete Mutmaßung ausſprach. Der junge Mann war zwar als leichtſinnig bekannt, genoß aber gleichwohl die allgemeine Achtung und erfreute ſich vieler Bekanntſchaften und Freundſchaften. Nicht nur in der Stadt Magdeburg, ſondern auch im weiten Umkreiſe derſelben war für Erkrath keine Stellung mehr zu finden. Die Schulden wuchſen indeſſen ſo an, daß ſchließlich die ganze Familienhabe der Pfändung unterlag. Die Unglücklichen wendeten ſich nach Berlin, wo ſie eine Weile auf die verſchiedenſte, aber immer kümmerliche und nur mit dem Tage rechnende Weiſe den Kampf ums Daſein führten, bis endlich ein anſcheinend glücklicher Zufall eine gute Stellung an ihrem jetzigen Aufenthaltsort bot. Mit Mühe hatten ſie die Reiſemittel aufgebracht und atmeten befreit auf, als ſich alles zum Beſten anließ. Da führte der Zufall in das Geſchäft, in welchem Erkrath Stellung gefunden hatte, einen Reiſenden, der ihn flüchtig kannte und von den Magdeburger Vorgängen unterrichtet war. Aus unüberlegter Schwatzhaftigkeit oder in der Meinung, Erkraths neuem Chef einen Dienſt zu erweiſen, erzählte er dieſem die Sache und zwar im ungünſtigſten Lichte. Erkrath erhielt ſofort ſeine Kündigung. In der kleinen Stadt vermochte er weniger noch als anderswo neue Stellung zu finden, und zugleich erneute ſich ein altes

rheumatiſches Übel. Das Elend begann wiederum und ſchlimmer als je. Die unentgeltliche Aufnahme in das Krankenhaus wurde verweigert, weil es ſich um ein chroniſches Leiden handelte, die Unterſtützungskaſſe der Kaufleute konnte nur das ſatzungsgemäße Krankengeld für vierzehn Tage bieten. Erkraths Arbeitsunfähigkeit dauerte jedoch Wochen. Die Frau bemühte ſich um Handarbeit; aber ſchon ihre Sprache kennzeichnete ſie als eine Fremde, ſie hatte keine Empfehlungen, und ſo wies ſie jede Hausfrau bedauernd ab. Einzelne meinten mit zweifelhaftem Mitleid, es gäbe ſchon genug einheimiſche arme Frauen, die vergebens nach Arbeit ſuchten, eine Fremde habe erſt recht wenig Ausſicht. Der weiſeſte Rat, den man ihr gab, war, ſich nach Reiſegeld umzuſehen und ſchleunigſt nach Hauſe zu reiſen. Selbſt für niedere Dienſte ſtand ihre Eigenſchaft als „Fremde“ im Wege. So hatten ſie ſchließlich auch keine noch halbwegs anſtändige Wohnung mehr halten können und waren froh, nur irgend ein Obdach zu finden. Jetzt war die Not aufs Höchſte geſtiegen; zur Kleidung nicht nur, auch für die geringſte Nahrung fehlten die Mittel. Immerfort weinend hatte Frau Erkrath erzählt. Nicht nur die hochdeutſche Sprache, auch die Wendung der Gedanken verriet eine Bildung, welche Bertha bei den armen Leuten, die ſie ſonſt unterſtützte, nicht zu finden gewohnt war, und in regem Mitgefühl ermaß ſie die Summe des Jammers, um die es ſich hier handelte.

„Beruhigen Sie ſich! Was ich für Sie thun kann,

ſoll geſchehen!“ ſprach ſie tröſtend, während man die Lederergaſſe überſchritt. Von da führte der Weg in ein Winkelgäßchen, wo der Fuß bald tief in den wenig betretenen Schnee einſank, bald, da wo das aus den Häuſern ausgegoſſene Waſſer eine Eisfläche bildete, ſich nur mühſam vor dem Ausgleiten bewahrte. Jetzt ſtanden ſie vor einem roſenfarbenen Hauſe mit halb offen ſtehender grüner Thür. Hier traten ſie ein. Aus einer neben dem engen, gepflaſterten Flur gelegenen Stube ſtreckte ſich neugierig der Oberkörper eines Mannes in grauer Flanelljacke unter den Hoſenträgern und mit einem ungeſchlacht breiten, mit ſtruppigem Schnurrbart ausgeſtatteten Kopfe auf den mächtigen Schultern. Er hielt die Pfeife in der Hand, und ſtechender Tabaksgeruch drang aus der Stube. Der breite Körper des Mannes öffnete die Thür, weit genug, daß im lichten Hintergrunde ein nicht minder ungeſchlachtes, aufrechtſtehendes Weib ſichtbar wurde, das auf dem einen Arm einen ſchreienden Säugling hielt und mit der freien Hand eben die gewaltige Bruſt aus der roſenfarbenen Kattunjacke zu befreien bemüht war, während ſie gleichzeitig gegen den nicht ſichtbaren Zimmerteil hin ſchalt, aus welchem das Geräuſch balgender Kinder hörbar wurde. Eine hellgrau getünchte ſteile Holztreppe führte nach einem oberen Stockwerk, von welchem das laute Gebell eines kleinen Hündchens herabklang. An der Treppe vorbei, durch einen kleinen Hof, in welchem Papierabfälle, Porzellanſcherben, Ziegeltrümmer und Schutt aller Art von einem Haufen in der Ecke

aus ſich über die ganze ſpiegelglatt gefrorene Bodenfläche zerſtreuten, führte Frau Erkrath ihre Begleiterin nach einem ſchmalen Hinterbau, eine enge Treppe mit verbrauchten Stufen hinauf. Sie öffnete eine rohgezimmerte, blaugraue Thür mit altem Drücker und ließ Bertha den Vortritt. Dieſer zeigte ſich ein ziemlich heller, zweifenſtriger weißgetünchter Raum, mit ſchweren Querbalken an der Decke. Öde Leere ſtarrte ihr von den Wänden, von den gardinenleeren, nur mit ſchmutzigen weißen Vorhängchen verſehenen Fenſtern entgegen. In der Bettlade richtete ſich aus dem zerknitterten, mageren Buntzeug verwunderten Blickes ein bleicher, noch ziemlich junger Mann mit wirrem blonden Vollbart auf. Er war vollſtändig bekleidet in verſchliſſenem Anzuge. Anſcheinend mühſam glitten ſeine mit Filzſchuhen bedeckten Füße unter dem dünnen Deckzeug hervor, während faſt gleichzeitig ſeine Frau ihm zurief:

„Karl, ich bringe Hülfe!“ und Bertha mit abwehrender Geberde ſagte:

„Bleiben Sie liegen, Herr Erkrath! Bleiben Sie!“

Trotzdem richtete ſich der Mann ſoweit auf, daß er die gedrängte, raſch hingeworfene Erzählung ſeiner Frau auf dem Bette ſitzend anhörte. Während des Sprechens hatte Frau Erkrath Bertha auf einen Rohrſtuhl eingeladen. Dieſe warf einen flüchtigen Blick durch den Raum, wobei ſie noch eine Kinderbettlade mit zerriſſener Decke und eine alte Kommode gewahrte, auf welcher ein Petroleumöfchen und einiges Geſchirr ſtand. In einer Ecke war eine Waſchbütte bemerkbar,

an der Thür hingen unbeſtimmtem Gebrauche dienende Fetzen. Noch drei Rohrſtühle ſtanden neben ihr vor einem viereckigen Tiſche. Ein Ofen befand ſich zwar im Zimmer, doch war von Heizung nichts zu ſpüren.

„Es iſt nicht gar freundlich hier, meine Gnädige!“ ſagte Herr Erkrath mit hauchendem Munde, während er die Kinder, die ſich ihm genähert hatten, traurigen Blickes anſah und über den Scheitel ſtreichelte. „Wir ſind ſehr zurückgegangen,“ ſetzte er beſchämt hinzu.

„Aber Sie frieren! decken Sie ſich wieder zu!“ ſagte Bertha.

„Wenn Sie geſtatten!“ erwiderte Erkrath. „Es iſt in der That etwas kalt!“

Frau Erkrath half dem Gatten unter die Decke zurück, während ſie zugleich die jetzt vom Schleier entblößten, feinen bleichen Züge Berthas beobachtete. Bertha wich dem forſchenden Blick aus, indem ſie den kleinen Jungen an ſich heranwinkte und ihn fragte:

„Beteſt du auch fleißig zum lieben Schutzenglein?“

Der Knabe ſah auf ſeine Mutter, und das ältere Schweſterchen ſtarrte Bertha verwundert an.

„Wir ſind evangeliſcher Konfeſſion, meine Gnädige!“ erwiderte Herr Erkrath.

„So!“ verſetzte Bertha, und ihre Miene erzeugte einen ängſtlichen Zug im Geſichte der Frau Erkrath.

„Unſere Kinder werden chriſtlich erzogen,“ ſagte dieſe in entſchuldigendem Tone, „aber ſo etwas iſt bei uns nicht der Brauch.“

„Und doch haben Sie so inbrünstig im Dom vor der schmerzhaften Mutter gebetet?“ fragte Bertha dagegen.

„Die evangelische Kirche,“ antwortete jene, „ist weit von hier entlegen und zudem geschlossen, wenn keine Andacht ist. Vor längerer Zeit schon habe ich zum erstenmal den Dom betreten, und das Bild hat mich ergriffen. Ich bin fast jeden Tag dahin zurückgekehrt und habe vor demselben gebetet.“

„Wenn Sie evangelisch sind, kann dann die evangelische Gemeinde nichts für Sie thun oder der Geistliche?“ fragte Bertha weiter.

„Ich war einmal dort!“ erwiderte Frau Erkrath. „Einen Thaler habe ich bekommen und, wie anderswo, den Rat erhalten, wir sollten bald in die Heimat zurückreisen.“

„Es sind wohl wenig Mittel vorhanden,“ ergänzte Herr Erkrath, „und die Nachfrage nach Unterstützungen mag groß sein.“

„Unser Glaube ist's auch, der uns vieles erschwert!“ sprach die Frau weiter. „Hier bei den kleinen Leuten sind wir nicht nur die Fremden, deren ungewohnte Sprache schon die Herzen erkältet, sondern auch die „Lutherischen“, die man mißtrauisch ansieht und denen man selbst kleine Gefälligkeiten nur mürrisch erweist, wenn man sie nicht gar schroff ablehnt.“

„Das ist mal so! Einem Katholischen ging's unter gleichen Verhältnissen in unserer evangelischen Heimat auch nicht besser!“ sagte Herr Erkrath. „Und dem

Fremden würde man auch dort ſagen, daß, wenn er nichts verdient, er ſich dahin ſcheren ſoll, woher er gekommen iſt.“

„Das iſt aber nicht chriſtlich!“ verſetzte Bertha.

Ein melancholiſches Lächeln kam auf Erkraths Lippen, als er erwiderte:

„Das iſt es freilich nicht, aber die Leute verſtehen ihr Chriſtentum eben nicht beſſer, und was nicht von ihrer Art iſt, nicht wie ſie denkt und ſpricht, von dem fühlen ſie ſich durch eine Scheidewand getrennt. So geht's in kleineren Städten. In den großen verſchwinden ſolche Engherzigkeiten, aber beſſer wird es für den Armen deshalb doch nicht. Da iſt ſich alles fremd, kümmert keiner ſich um den andern, und wenn einer verhungert, dann redet man achſelzuckend von der „ſocialen Frage“. Man darf von den Menſchen nicht zu viel erwarten, und es bleibt nichts anderes in der Not, als blinde Hoffnung auf einen ungeahnten Zufall oder ſtumme Ergebung in das Ende. Was macht's dem großen Ganzen aus, wenn ſo ein Häuflein Menſchen in einem Winkel verhungert!“

Mit bebender Stimme und mit einer Gebärde gegen ſeine Familie hatte Erkrath die letzten Worte geſprochen.

„Sie haben das Gottvertrauen vergeſſen!“ ſagte Bertha in ernſt mahnendem Tone.

„Ich bin kein glaubensloſer Mann, meine Gnädige,“ antwortete Erkrath darauf, „aber wenn es zum Äußerſten kommt und man Weib und Kind verderben ſieht, während man ſelber hülflos dem Gräßlichen zuſehen

muß, dann — — — Ich weiß nicht, ob Sie verheiratet ſind, ſelbſt Kinder haben — — —"

„Ich bin Witwe und ohne Kinder!" erwiderte Bertha.

„Dann ahnen Sie den Schmerz nicht, der eines Familienvaters Eingeweide durchwühlt. Wir haben es eine gute Weile ausgehalten, meine Frau und ich, denn wir haben uns lieb. Wir haben uns in ſtillen Nächten aneinander geſchmiegt und uns feſtgehalten, als käme jemand, der uns auseinanderreißen wollte, und unter Thränen haben wir es gefühlt, es ſei nicht möglich, es ſei wider die Natur, daß zwei Menſchen, die ſich ſo lieb haben, mitſamt den Kindern, in denen ihre Liebe ſich vereint, verderben ſollten. Wir ſagten uns, es müſſe irgendwie, irgendwoher Hülfe kommen um unſerer Liebe willen, und aus der Zärtlichkeit des einen für das andere erblühte eine blinde, eine berauſchte Hoffnung, die uns wenigſtens ſtundenweiſe aufrecht hielt, ja miteinander weinen war in unſerm Elend ſchon etwas wie ein Genuß. Nur die Kinder entbehren ſehen war ſchmerzlich, nur dafür gab es keine Betäubung. Und ſchließlich half auch die Liebe nicht mehr, ſchließlich war jedem von uns bange beim Anblick des andern, wie es werden würde."

Frau Erkrath hatte ſich in ſtummer Bewegung über ihren Gatten geworfen und lag leiſe weinend an ſeiner Bruſt. Die Kinder ſtanden in bang fragender Scheu nebeneinander. Erkrath hatte den Arm über ſeines Weibes Schultern gelegt, und mit erregter Stimme fuhr er fort:

„Geben Sie mir das kärglichſte Brot, nur ſo viel, daß ich die Meinigen vor Hunger und Froſt ſchützen kann, ich will zufrieden ſein und Gott danken, wie ich nie darüber mit der Vorſehung gehadert habe, daß ſie mich durch fremdes Unrecht unglücklich werden ließ. Aber, meine Gnädige, wenn es an das Äußerſte gekommen iſt, wenn uns die Verzweiflung faßt, weil kein Ausweg ſichtbar iſt — — —“

„Dann findet Gott doch noch einen Ausweg!“ ſagte Bertha und erhob ſich. „Er hat Ihre Frau in den Dom geführt, meinen Blick auf ſie gelenkt.“

Frau Erkrath richtete ſich auf und ſah hoffnungsvoll innigen Blickes auf ſie.

Sie näherte ſich ihr, während ſie nach der Taſche griff, und reichte ihr aus dem Geldtäſchen ein Zehnmarkſtück.

„Es iſt für das Ärgſte!“ ſagte ſie bewegten Tones. „Ich habe mich jetzt ſelbſt überzeugt und will ſehen, was ſich weiter thun läßt. Es fängt zu dunkeln an und ich will gehen.“

Frau Erkrath machte eine haſtige Bewegung, als wollte ſie Bertha die Hand küſſen, was dieſe zu vereiteln wußte.

„Gott ſegne Sie dafür, junge Dame!“ ſagte ſie mit zitternder Stimme. Dann zeigte ſie flüchtig das Goldſtück ihrem Mann uud trieb die Kinder an, der Wohlthäterin die Hand zu küſſen. Dieſe ſtreichelte beide wohlwollend und ſagte zu Frau Erkrath:

„Vor allem ſorgen Sie für eine warme Stube. Die Kinderchen ſiud ja ganz erſtarrt!“ Und zu den

Kindern sprach sie: „Betet fleißig für eure Eltern, die euch lieb haben!“

Erkrath richtete sich auf und sagte mit zögernder Stimme: „Ich weiß nicht einmal, wem ich danken darf für ein so edles Werk!“

„Frau Wester ist mein Name!“ erwiderte Bertha.

„Sie — — Sie sind Frau Wester, die reiche, fromme Wohlthäterin? rief jetzt Frau Erkrath aus.

„Sie haben von mir gehört?“ fragte Bertha dagegen. „Ich unterstütze allerdings einige Personen in diesem Viertel — — —“

Frau Erkrath entgegnete: „Gar oft ist mir Ihr Name zu Ohren gekommen, der hier ringsum von den Leuten mit Verehrung genannt wird.“

Bertha sagte: „Und wenn Sie wußten, daß ich den Notleidenden gern hilfreich bin, warum erfragten Sie nicht meine Wohnung?“

„Das — — das ist's eben, was ich vorhin sagte!“ lautete Frau Erkraths Antwort. „Man — sagte — Sie seien streng katholisch, und wir als Evangelische hätten nichts zu hoffen.“

„Sie sehen, daß man Sie irrig berichtet hat!“ erwiderte Bertha mit einem leisen Anflug des Ärgers und wendete sich gegen die Thür.

„Gute Besserung, Herr Erkrath!“ sagte sie dann, die Hand an den Drücker legend, mit freundlichem Lächeln.

„Tausend Dank, tausend Dank für Ihren Edelmut, Frau Wester. Den Glauben an die Menschheit

haben Sie uns wiedergebracht!“ rief ihr dieſer von ſeinem Lager entgegen.

Frau Erkrath geleitete Bertha an die Treppe und ſtammelte nochmals Dankesworte, welche dieſe mit der Mahnung beantwortete, nur ſchleunigſt für Heizung und warme Speiſe zu ſorgen. Eine weitere Begleitung lehnte ſie ab und ſchritt allein durch den glatten Hof und den finſteren Flur auf die Straße, wo ſchon Winterabend hereinbrach. Während ſie durch die dunkelnden Gaſſen ſchritt, beſann ſie ſich recht wohl des mißbehaglichen Gefühls, das ſich ihrer bemächtigt hatte, als ſie erfuhr, ihr raſches Mitgefühl habe ſich Proteſtanten zugewendet, und nicht minder beſann ſie ſich darauf, daß der leiſe Ärger, den ſie bei der Mitteilung der Frau Erkrath über die Meinung der Leute verſpürt hatte, nicht bloß dem Geſchwätze der Leute, ſondern einem eigenen Gefühl der Beſchämung, das ſie gern unterdrückt hätte, gegolten habe. Des Mannes im Grunde unchriſtliche Worte von den Tröſtungen der Liebe und die darauf folgende Scene hatten ſie tief erſchüttert. Etwas Großes, Herzergreifendes, das mit der Religion nichts gemein hatte und doch das Bild des Elends mit einem ſtrahlenden Heiligenſchein verklärte, ſprach daraus mächtig bewegend zu ihr. Aber auch ohne dieſe ſtärkere Wirkung lag in dem Zuge der Bildung, der ſich bei den Leuten offenbarte, etwas, was nicht nur ihr Elend vergrößernd, auch das Mitleid kräftiger erregte, ſondern was auch an ſich Bertha ſympathiſch berührte. Die Armen, mit denen ſie ge-

wöhnlich in Verbindung gekommen war, gehörten der unterſten Volksklaſſe an, ſie waren in ihren Klagen bettelhaft winſelnd, in ihren Dankſagungen ſklaviſch unterwürfig und überſchwenglich geſchwätzig; ein tieferer ſeeliſcher Zug offenbarte ſich nur ſelten, und ihre oft mit allerlei Zeichen der Verwilderung und Roheit verbundene Armut erzeugte niemals jene tiefgehende Rührung, die ſich ihrer diesmal bemächtigt hatte. Selbſt da, wo das rohe materielle Bedürfnis ſich zu einer eigentlichen Tragik menſchlichen Elends geſteigert hatte, fanden ſich meiſtens die Kraft des Mitleids lähmende abſtoßende, gemeine Züge. So war Berthas Armenpflege ihr nie zu einer Quelle tieferer ſittlicher Genugthuung geworden, ſondern war ihr immer nur eine oft mit ſchwerer Überwindung verbundene Übung religiöſer Pflichten. Heute zum erſtenmal empfand ſie Genugthuung, freute ſie ſich über das chriſtliche Pflichtgefühl hinaus, unglücklichen Menſchen geholfen zu haben, und daneben hatte ſich ihr auch zum erſtenmal die Würde der Armut geoffenbart.

Waren aber auch durch die unmittelbare Gemütswirkung die erſten Regungen konfeſſioneller Engherzigkeit ſo kräftig erſtickt worden, daß die zufällige Mahnung daran ſie beſchämt hatte, ſo kehrten ſie doch in Geſtalt ernſter religiöſer Bedenken, das Gefühl innerer Befriedigung vergällend, wieder. Es war zwiſchen ihr und dem Präſes über die Stellung zum Proteſtantismus nie ernſtlich die Rede geweſen. An einem Orte, an welchem die Proteſtanten eine verſchwindende Minder-

heit bildeten, war kein Bedürfnis dazu vorhanden. Man dachte im allgemeinen gar nicht daran, daß es außerhalb des Katholizismus ſtehende Chriſten gebe. Bei einigen zufälligen Anregungen hatte der Präſes auch die Frage ſehr gleichgültig und nebenſächlich behandelt. Das war eine andere Welt, deren ſo reicher Gnadenſchätze und einer ſo erhabenen Gedankenwelt beraubte Angehörige man achſelzuckend bemitleiden konnte, mit der näher ſich zu beſchäftigen aber keinen unmittelbaren Wert hatte. Jetzt war jedoch die Frage unerwarteter Weiſe für ſie praktiſch geworden. Dem Gefühl, das ihr ſagte, Armut ſei Armut, und nur unmenſchlich könne es ſein, von jemandem, deſſen Elend man kennt, deshalb ſich abzuwenden, weil er andern Glaubens ſei, wagte ſie ſich nicht anzuvertrauen, es erſchien ihr zu weltlich, zu ſehr der religiöſen Gleichgültigkeit verwandt. Zudem hatte die laute Betonung der irdiſchen Liebe, deren Zeugin ſie geweſen war, erſt noch dämmernde Gedanken in ihr rege gemacht, vor denen ſie erſchrak. Es hätte ihr bitteren Schmerz bereitet, dieſe unglücklichen Menſchen verlaſſen zu müſſen, aber die Entſcheidung des Seelenfreundes mußte angerufen werden. Freilich ſagte ſie ſich, ſie könnte auch in dieſer Sache nach ernſter Gewiſſenserforſchung und Überlegung aus eigener Meinung handeln. In neuerer Zeit war ſie mehrfach auf ihr eigenes Gewiſſen angewieſen geweſen, denn der Präſes war ein gänzlich anderer geworden. Jene Abendſtunden, in denen er mit ihr wie mit einer eingeweihten Schülerin auf den

Höhen myſtiſcher Begeiſterung geweilt hatte, und in deren Verlauf ſie ſo oft die unnennbaren Süßigkeiten ſehnſüchtiger Verzückungen genoſſen hatte, waren erſt zu einem ſehr wortkargen, wie mit ſchwüler Gewitterluſt beladenen Zuſammenſein, dann zu Leſe-Abenden geworden, bei denen entweder der Präſes oder ſie ſelbſt aus einem frommen Buche vorlas.

Das war ganz unmerklich ſo gekommen. Als es Bertha auffiel, hatte ſich ſchon eine Gewohnheit daraus gebildet, gegen die ſie um ſo weniger ſich aufzulehnen wagte, als ſie eine beſondere Abſicht des Prieſters darin bemerkte, der jede geiſtliche Unterredung vermeiden zu wollen ſchien und ſogar in der wöchentlichen Beichte eine merkwürdige Flüchtigkeit und Lauheit an den Tag legte. Es war gerade ſo, als ob er ſeine Intereſſen vor allem dem jungen Habermann widmen wollte. Bei den ſonntäglichen Mahlzeiten ſtrengte er ſich in auffälliger Weiſe an, eine ihm ſonſt durchaus fremde weltliche Geſprächigkeit zu entfalten. Habermann ging darauf ſehr entgegenkommend ein, und es konnte nicht fehlen, daß auch Bertha als Dritte in das Geſpräch hineingezogen wurde. Anfangs antwortete ſie nur das Nötigſte, aber ſchließlich kam ſie, ohne es recht zu bemerken, dazu, mehr zu antworten, ja ſelber zu fragen, und ſchließlich überraſchte ſie ſich bei einer längeren Rede. Nicht anders erging es ihr mit der Muſik. Da Habermann nicht mehr ihre Abendandacht ſtörte, waren die harten Kämpfe und zugleich die ſchweren aſcetiſchen Übungen nicht mehr vonnöten. Gleichwohl hatte ſie

die erſten drei oder vier Male auch bei jenen Nachtiſchproduktionen des Neffen genaue Selbſtprüfung geübt und auch etwas wie ſündiges Wohlgefallen gefunden, welches mit Geißelhieben erſtickt werden mußte. Bald aber ſchien ihr Habermanns meiſterliches Spiel eine Gewöhnung, die ſie ohne weitere Gedanken gleichgültig hinnahm. Peinlich war ihr nur die Wahrnehmung, daß der Präſes ſie immer ſcharf beaufſichtigte und dabei war ihr ſein launiſches Weſen rätſelhaft. Bald nickte er ihr ermunternd zu, reizte ſie förmlich zu lebhafter Teilnahme, bald verriet er ein deutliches Mißbehagen. Sie ging nach wie vor ihren Andachtsübungen nach, das rauhe Hemd bedeckte ihren Leib auf dem harten Ruhelager in der kalten Stube, aber die Geißel lag unberührt auf dem Betpult, und ihr Anblick entfeſſelte nicht mehr den früheren Eifer der die Seele befreienden Kaſteiung, ſondern flößte ihr Grauen ein, wie das Zeichen einer drohenden harten Strafe. Nach einer Weile bemächtigte ſich ihrer aber das Gefühl einer qualvollen Leere, und ſchwere Gewiſſensangſt bedrückte ſie. Sie war nicht verweltlicht, der Neffe übte auf ſie weder einen beſonderen perſönlichen Eindruck, noch erweckte er in ihr die Sehnſucht nach weltlichen Freuden. Aber ihr war es, als ob dieſe ſonntäglichen Geſpräche, dieſe Muſik ſie einſchläferten, ihr für die ganze Woche eine geiſtige Trägheit einflößten, die keine Spur mehr übrig ließ von jenen früheren heftigen Erregungen des Gemüts, die neben manchem Schmerzlichen doch ſo viel Süßigkeit in ſich geborgen

hatten. Mit Schrecken gestand sie es sich, daß ihre Seele die Schwungkraft verloren habe. Sie vermochte sich trotz aller Gewissenspein nicht mehr aufzurütteln zu einer warmen Begeisterung, sie empfand nicht einmal die volle, kräftige Reue darüber, daß sie durch laue Nachlässigkeit ersichtlich um die Gnade Gottes gebracht sei. Die Geißel ward wieder hervorgeholt, aber sie entsank nach dem ersten kraftlosen Streiche der widerwilligen Hand. Eine Weile trug sie diese, die seelische Unzufriedenheit mit physischem Mißbehagen paarende Stimmung mit sich herum, bis sie verzweifelnd die Hilfe des Präses in Anspruch nahm. Thränenden Auges schilderte sie ihren Zustand. Er hörte sie diesmal aufmerksamer an, als es in der letzten Zeit seine Gewohnheit gewesen war. Dann ruhte sein Blick mit solch unsäglicher Trauer auf ihrem Antlitz, wie ein Vater seine verlorene Tochter betrachtet. So meinte wenigstens Bertha. Wie erstarrt sah sie ihn aber an, als er, ein gutmütiges Lächeln auf den Lippen, sagte:

„Beruhige dich, mein Kind, und beantworte mir erst eine Frage: „Was hältst du von deinem Neffen Habermann?“

„Habermann? Was soll der hier?“ antwortete sie und begegnete seinem forschenden Blick mit einer Miene des Staunens.

„Nun, ich — — — meinte nur — — —“ erwiderte der Präses mit ungeschickter Verlegenheit, welche Bertha stutzig machte.

„Vater!“ schrie sie auf. „Sie — — — Sie

könnten denken — — — Oh!“ und mit ſchmerzlichem Unmut wendete ſie ſich ab.

Nach einer nicht ſehr kurzen ſchweigſamen Pauſe näherte ſich ihr der Präſes. Seine Stimme klang erregt und unſicher, als er ſagte:

„Meine Frage ſollte nur Klarheit geben über einen Fall, der ja immerhin möglich — — —“

„Möglich nennen Sie das,“ unterbrach ihn Bertha heftig, „weil in Ihnen noch immer das üble Vorurteil gegen die Kraft eines Weibes nicht erloſchen iſt, und bedenken nicht, welche Möglichkeit es nach Ihren eigenen Lehren iſt, an die Sie mich gemahnen. Nicht davon iſt die Rede, ſondern davon, daß ich lahm und lau, arm und matt geworden bin. Sie wollten mir eine Probe auferlegen. Ich habe ſie nicht beſtanden. Aber ich habe mich doch nicht verloren; an meiner Sehnſucht fühle ich es, daß ich noch zu retten bin, wenn Sie, mein Vater, wieder Ihre abſichtliche Lauheit gegen meinen Seelenzuſtand aufgeben, und wenn vor Allem die Urſache dieſer geiſtigen Erſchlaffung, die Sonntagsmahlzeiten mit Herrn Habermann und ſein Muſikgetändel, beſeitigt werden.“

„Du biſt völlig im Irrtum über deinen Seelenzuſtand, mein Kind!“ antwortete der Präſes in erregtem Eifer, aber mit zögernder Zunge. „Du haſt die Probe zunächſt beſtanden, das bekundet dein andauernder Widerwille gegen dieſe weltlichen Verlockungen. Ich habe deinen kräftigen Widerſtand wohl beobachtet. Was du jetzt empfindeſt, iſt nur die Kriſis eines natür-

lichen Überganges. Aus jenen erſten heftigen Gemütserregungen der kämpfenden, ſich durchringenden Seele, nach denen du dich, wie nach einem wünſchenswerten Zuſtand, zurückſehnſt, ſollſt du zu einem Zuſtand der Gnade gelangen, der ſichere Ruhe, ſeeliſches Gleichmaß in ſich ſchließt. Das nennſt du fälſchlich Lauheit, Mattigkeit, weil in dir noch jene Erregungen nachzittern, die nicht der Zweck, ſondern nur ein unvermeidliches Mittel zum Zweck waren. Ungeduld, Übereifer iſt dein jetziges Weſen, nervöſe Haſt des Weibes. Der Zuſtand, ich weiß es wohl, iſt hart, und manche ſind daraus in quälende Zweifelſucht verfallen, ſtatt durch Geduld zur inneren Ruhe zu gelangen. Geduld iſt's, was du brauchſt, mein Kind."

Seine Rede hatte den Präſes anſcheinend ſehr angeſtrengt, denn als er endlich ausſetzte, ging ſein Atem raſcher, und er rieb die Stirn mit dem Taſchentuch.

Bertha ſah eine Weile nachdenklich vor ſich hin, dann wendete ſie ihr Antlitz dem Seelenfreund zu und machte Miene zu ſprechen. Er aber rüſtete ſich zum Gehen; ohne ſie zu Worte kommen zu laſſen, ſagte er, der Thür zuſchreitend:

„Geduld! Geduld! Nur Geduld!"

Ehe Bertha hatte ſprechen können, war er verſchwunden. Ihr hatte es geſchienen, als klänge ſeine Stimme gepreßt und ſein Gang ſchwanke. Sie hatte es ſchon längſt bemerkt an der gekrümmten Haltung, dem überreizten Glanz der von breiten dunklen Ringen umgebenen Augen und an der grünlich bleichen Ge-

ſichtsfarbe, daß er ſeine aſcetiſchen Übungen verſtärkt haben mußte in derſelben Zeit, in welcher er gegen ſie eine lauere Art eingeſchlagen hatte. Sie wußte ſich die Dinge nicht zuſammenzureimen, aber aus den wenigen Worten, die der Präſes ihr gewidmet hatte, glaubte ſie etwas Unfreies herausgehört zu haben. Sie war verſtimmt über den ehedem ſo begeiſtert bewunderten Meiſter und begann ihm zu mißtrauen. In der kommenden Zeit ließ ſie ihn auch dieſe Mißſtimmung merken, und aus ſeinen forſchenden Blicken ſowohl, wie aus gelegentlichen Andeutungen, die aber keineswegs in der früheren herben Strenge, ſondern nur wie ein leiſer Vorwurf über mangelndes Vertrauen klangen, erkannte ſie, daß er in ihrem Gemüte las. Etwas wie Bedauern regte ſich in ihr, denn ſeine leiſen Vorwürfe klangen ſo klagend, er machte eine ſo aufrichtig betrübte Miene dabei und ging des Abends zuweilen wahrhaft traurig von ihr weg. Es lag etwas zwiſchen ihnen, ſie verſtanden ſich nicht mehr. Bertha fühlte ſich aber von Schuld frei, und etwas von dem urweiblichen ſchmollenden Trotz lebte in ihr auf gegen den Freund, der es einmal nicht anders haben wolle. Sie führte nunmehr ihr religiöſes Leben nach eigenem Ermeſſen und ſpann ſich in einſame Gedanken ein, welche auf den verſchlungenſten Wegen immer in demſelben Ziele einer unſtillbaren Sehnſucht mündeten, die, ehe ſie zu voller aſcetiſcher Begeiſterung entflammt war, wieder in kraftloſer Ermattung zerflatterte. Aus der ſtets ſich wiederholenden Erfahrung

ihrer unzulänglichen seelischen Kraft hätte sich die von dem Präses angedeutete Zweifelsucht bald ergeben, wenn sich ihrer nicht, wie sie sich selber sagte, Gott erbarmt und ihr eine kräftige Versuchung geschickt hätte. Habermann wurde dieses willkommene Werkzeug des Himmels. Teils in unbewußtem Triebe, teils der Aufforderung des Domherrn bewußt gehorchend, trat dieser aus seiner bisherigen Zurückhaltung heraus und erzählte zunächst von seinen Eindrücken im Hause des Domherrn. Solche Erzählungen wiederholten sich, je häufiger er dort verkehrte. Er bewunderte den angenehmen Geist, die feine, heitere Lebensart des Domherrn, sprach sich über den still bescheidenen Ernst des Kaplans Hergenberger mit warmer Anerkennung aus und gab seinem Staunen Ausdruck, wie in dieser männlich-priesterlichen Umgebung ein so liebenswürdig mädchenhaftes, unbefangen heiteres Wesen, wie die junge Thekla, sich hatte entwickeln können. Da er auch die Freiin von Perlach näher kennen gelernt und an dem originellen alten Fräulein Gefallen gefunden hatte, äußerte er mit warmer Überzeugung seine Befriedigung darüber, daß sich unmittelbar im Schatten des Katholizismus, dem er in der Universitätszeit und im Auslande fremd geworden war, so behaglich anregend wohnen lasse. Er plauderte gefällig, in dem bezwingenden Herzenstone eines rasch entzündbaren, begeisterungsfähigen Gemüts. Bertha war zunächst aus frommer Erwägung darüber erfreut, daß ihr Neffe, ein echtes Weltkind, sich dem katholischen Glauben so zugänglich

zeige. Unverſehens überraſchte ſie ſich aber dabei, daß es daneben auch recht ſehr ſein perſönliches Weſen war, was ihr gefiel. In dieſer Beobachtung fand ſie eine Befriedigung beſonderer Art. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß ein derartiges irdiſches Wohlgefallen an einem jungen Manne für ihren religiöſen Standpunkt eine Verſuchung bedeutete, aus der Lauheit weiterzugleiten auf den glatten Boden der Weltluſt. Dieſe Verſuchung belebte aber ihre matte Seele, rüttelte ſie aus ihrer Lethargie auf. Sie mußte dagegen ankämpfen, und ſie kämpfte mit einer lebhaften Freudigkeit. Sie fühlte etwas wie Dankbarkeit gegen Habermann, der ihr dieſes belebende Element bot, und begab ſich daran, ein Spiel mit der Verſuchung zu treiben, ſich vorzuwagen und durch ein Lächeln, durch eine freundliche Gegenrede den Neffen zu lebhafter Unterhaltung zu ermuntern. Während dieſer ſtaunend beobachtete, daß ſeine Methode über alles Erwarten günſtige Wirkungen erzeugte, begab aber Bertha nach ſolchen Unterhaltungen ſich an die Gewiſſenserforſchung, übertrieb in ihrer Phantaſie die Gefahr, der ſie ſich preisgegeben hatte, erforſchte mit ſpitzfindiger Klügelei, bis zu welchem Grade ſie ſich von dem jungen Manne habe zerſtreuen laſſen, tändelte auch während der Woche abſichtlich mit ſeinem Bilde und reizte ſich durch dieſe Selbſtbeobachtung neuerdings zu einer aſcetiſchen Begeiſterung auf. Dem immer wachſamen Blicke des Präſes konnte es nicht entgehen, daß das ſchmerzhafte Lächeln wieder auf ihre Lippen kam, und daß die Bläſſe und Mattig-

keit ihrer Erſcheinung zunahm, während ihre Augen in einem überſchwenglichen Feuer glänzten, daß aber trotz alles Krankhaften ein deutlicher Hauch der Befriedigung über ihrem Weſen lag. Er fragte ſie nicht, wich aber mit unverkennbarer Scheu allen von Bertha verſuchten Anläſſen zu den früheren myſtiſchen Zwieſprachen aus.

So war der jungen Witwe Zuſtand geweſen, als der Zufall ihr die Frau Erkrath in den Weg führte.

Als ſie dem Präſes ihre neue Gewiſſensbeſchwerde vortrug, nahm dieſer die Sache wider ihr Erwarten ernſthafter und gründlicher als ihre ſonſtigen Anliegen. Es ſchien aber, als ob er ſelbſt nicht ganz klar über das einzuſchlagende Verhalten ſei. In allerlei Windungen und Krümmungen warf er die Theorieen der katholiſchen Theologie über Ketzerei und den Umgang mit Ketzern zuſammen mit den Begriffen der chriſtlichen Nächſtenliebe, das Gleichnis des barmherzigen Samariters reihte ſich unmittelbar an eine zornige Verurteilung Luthers, und wenn es einen Augenblick ſchien, als warne er ſeine Schülerin auf das Dringlichſte, ihre Wohlthaten an eine ketzeriſche Familie zu verſchwenden, ſo brachte der nächſte Satz das genaue Gegenteil, eine Mahnung zum Mitleid für diejenigen, welche der Segnungen der Kirche nicht teilhaftig ſeien. Ihm fehlten die theologiſchen Kenntniſſe, um mit feiner Dialektik zwiſchen Ketzern, die bewußt von der Kirche abfallen, und im Zuſtande der Ketzerei Geborene zu unterſcheiden, und nicht minder fehlte ihm die Welt-

klugheit, welche über Schwerfälligkeiten theologiſcher Art mit der milden Praxis gegebener Thatſachen hinwegzugleiten vermochte. Endlich nach langen wirren und verwirrenden Umſchweifen ſchien ihm ein Fingerzeig für die glückliche Löſung geboten. Daß die proteſtantiſche Frau im katholiſchen Dom gebetet und ſo Hilfe gefunden hatte, war eine ſeltſame Fügung Gottes, die Bertha noch zu etwas anderem für die Familie auserſehen haben mochte als zur leiblichen Wohlthäterin.

„Gottes Wege ſind wunderbar," meinte er, „und wie er des Weibes Schritte in den Dom lenkte, mag er auch die ſchwere Prüfung über die Familie verhängt haben in höherer Abſicht, zu deren Vollſtreckerin ſeine Gnade dich auserſehen hat."

Siebentes Kapitel.

Dr. Bienenfeld war völlig umgewandelt, seit er von Habermann gehört hatte, wie wohlwollend ihn der geistliche Rat beurteile. Er hatte dabei von seinem Freunde einige Mahnreden über das Geschmacklose und Einseitige übertriebener Pfaffenfeindschaft geduldig angehört. Habermann verkehrte von nun ab häufig bei dem geistlichen Rat und wußte ihm dann immer etwas Angenehmes zu erzählen, entweder von Fräulein Thekla oder zum mindesten eine freundliche Bemerkung des geistlichen Rats, denn mehr als es in seiner bewußten Absicht lag, war er im Hause des Domherrn zum Lobredner seines Freundes geworden, dessen er im Gespräche möglichst oft gedachte. Es war nicht verwunderlich, daß Thekla sich dem Hausfreunde mehr und mehr näherte und in ein gewisses vertrauliches Verhältnis zu ihm geriet. Dieses aber gestaltete sich alsbald zu einem eigenartigen Vermittleramte. Der Domherr erfreute sich zu Bienenfelds größtem Leidwesen in neuerer Zeit einer sehr guten Gesundheit, und Thekla war viel zu unschuldig, um sich irgend

eine harmloſe Krankheit anzugewöhnen. Bienenfeld hatte alſo gar keinen Anlaß, in das Haus zu kommen. Indeſſen war die Stadt nicht ſo groß, daß man ſich nicht zuweilen hätte begegnen können, und bei einer ſolchen Begegnung begnügte er ſich eines Tages nicht mehr mit dem raſchen, aber ſehr freundlichen Blick der errötenden Thekla, ſondern erkundigte ſich, ſie anhaltend, nach dem Befinden des Onkels; bald darauf begleitete er ſie ſogar eine Strecke weit, als ſie zur Freiin von Perlach ging.

Er wußte recht wohl, wie vertrauten Umgang Thekla mit der alten Dame pflegte. Dieſe war in allen beſſeren Häuſern eine gern geſehene Perſönlichkeit. Man lud ſie zu Gaſt und erwies ihr ſonſt in zarter Weiſe manche Freundlichkeit, die ihren beſcheidenen Verhältniſſen zu ſtatten kam. Die Freiin vergalt es reichlich. Sie war keine bösartige Klatſchbaſe, hatte aber immer allerlei Neuigkeiten und daneben eine Fülle von Ratſchlägen für alle möglichen Umſtände und Verhältniſſe. Die Männer machten ſich wohl zuweilen luſtig über ihre Allerweltsweisheit, aber im Ernſte mußten ſie zugeſtehen, daß das alte Fräulein einen geraden Sinn und reiche Lebenserfahrung beſitze. Manchen Liebesleuten hatte ſie mit ſanfter Liſt zum Ziele geholfen, manchem jungen Herrn in ſchlimmer Zeit die väterliche Kaſſe geöffnet, manchmal auch im Namen der Eltern einer albernen Liebelei durch Zureden ein glimpfliches Ende bereitet, ja auch, was nicht laut geäußert wurde, gefährliche Riſſe in einer oder der andern

Ehe mit ihren zarten, hageren Händchen wieder geschlossen. Sie besorgte mit den Töchtern Ballkleider, wenn die Mama eben keine Zeit hatte, sprach zu gunsten eines Jungen aus ihrem Freundeskreise mit dem Oberlehrer, den sie kannte, wie sie alle Welt kannte, half bei Hochzeitszurüstungen und bestellte Seelenmessen. Vor allem aber war sie auf zwei Dinge stolz, auf ihre gründliche theologische Bildung und auf ihre medizinischen Kenntnisse. Alle hervorragenderen Geistlichen kannte sie genau, entlieh aus ihren Bibliotheken Bücher und disputierte mit ihnen. War aber irgendwo jemand krank, dann hatte sie entweder eigene erprobte Ratschläge oder sie wußte wenigstens die Ratschläge der Ärzte zu richtiger Ausführung zu bringen, was die Umgebung eines Kranken oft nicht so gut verstanden hätte. Dabei übte sie aber auch eine sehr unverfrorene Kritik an dem Fachwissen der betreffenden Ärzte und war von diesen bei ihrer ausgebreiteten Bekanntschaft gewissermaßen gefürchtet. Bienenfeld fürchtete sie zwar nicht, aber er mochte sie nicht leiden. Er hatte sie öfter in diesem oder jenem Hause getroffen und, wie er sagte, stets „abfahren“ lassen. Daß aber die „alte Schachtel“, wie er sie nannte, trotzdem den „Grobian“ überall als einen sehr geschickten und vernünftigen Arzt pries und seinem Rufe sehr förderlich war, wußte er nicht oder wollte es nicht wissen.

Die natürliche Zwanglosigkeit und das Bestreben nach einem Gesprächsstoff veranlaßten ihn, Theklas Bezeichnung ihres Wegziels mit einem spottenden

Scherze über die Freiin zu beantworten, der nicht allzu bösartig war, Thekla aber doch Veranlassung gab zu erwidern:

„Sie sind ein gottloser Mensch, Herr Doktor! Die Baronesse aber ist ein seelengutes Geschöpf, das niemand was zuleide, dagegen recht vielen schon Gutes gethan hat. Sie verdient nicht, verspottet zu werden. Mir ist sie besonders lieb und wert!

Bienenfeld entschuldigte sich in humoristischem Tone, die Sache sei ja nicht so schlimm gemeint gewesen, Thekla aber nutzte die Gelegenheit und fuhr fort:

„Sie sind aber doch ein gottloser Mensch; das gesteht selbst Ihr bester Freund, Herr Habermann, zu. Das ist gewiß auch ein gescheiter und gebildeter Mann, aber er hält was von der Religion."

„Habermann also hat mich angeschwärzt?" versetzte Bienenfeld lachend.

„Im Gegenteil, er nimmt Sie immer in Schutz!" lautete die Antwort. „Vom Onkel und von Herrn Kaplan Hergenberger weiß ich, daß Sie nichts glauben, und solche Menschen, die nichts glauben, sind alle boshaft, wie Sie eben gezeigt haben."

„Ich bin also nicht zum besten bei Ihnen angeschrieben, Fräulein Thekla?" fragte Bienenfeld scherzend.

„Als ob Ihnen daran was Besonderes gelegen wäre, was ich von Ihnen halte!" erwiderte Thekla achselzuckend, und sah ihn mit herausforderndem Mädchentrotz an.

„Und wenn mir nun doch etwas daran gelegen wäre?“ ſagte er nach kurzem Zögern.

Sie warf einen flüchtigen Blick auf ihn und ſah ein Lächeln in ſeinem Geſicht, das ſie für den Ausdruck ſpöttiſcher Überlegenheit hielt.

„Dann würde ich höchſtens ſagen: »Beſſern Sie ſich!«“ antwortete ſie übermütig und fuhr fort:

„Ich begreife die Menſchen gar nicht, die nichts glauben wollen. Das iſt, abgeſehen von aller Sündhaftigkeit, ja furchtbar langweilig! Wenn das allgemein eingeführt wäre, dann gäbe es keine Kirchen, kein Weihnachtsfeſt, keine Oſtern, keine Frohnleichnamsprozeſſion, nicht einmal ordentliche Hochzeiten und Beerdigungen. Man müßte ſich wie ein Hund begraben laſſen.“

„Vorerſt werden Sie an die Hochzeit denken, Fräulein Thekla!“ entgegnete Bienenfeld.

„Ich denke weder an das eine noch an das andere!“ entgegnete Thekla wieder im Tone der Neigung, den Begleiter abzutrumpfen. „Ihnen aber darf man eine vernünftige Frau wünſchen, die Sie anders denken lehrt.“

„Wüßten Sie mir vielleicht eine ſolche recht vernünftige Frau?“ fragte Bienenfeld.

„Ei bewahre!“ erwiderte das Mädchen. „Wenn ich eine wüßte, wäre ich meinem Gewiſſen verpflichtet, ſie vor Ihnen zu warnen.“

„Das ſind ſchlimme Ausſichten!“ ſcherzte Bienenfeld. „Nach Ihrer Meinung brauche ich eine ver-

nünftige Frau, und wenn etwa eine ſolche irgendwo vorhanden wäre, dann ſind Sie bereit, vor mir zu warnen."

„Wie boshaft Sie das wieder ſagen, »wenn etwa irgendwo eine ſolche vorhanden wäre!«" tadelte Thekla.

Unter ſolchen Neckereien, die Thekla ſichtlich erluſtigten, daß ſie zuweilen den Muff vor den kichernden Mund hielt, kamen die Beiden vor das Wohnhaus der Freiin. Dort verabſchiedete man ſich mit einiger Förmlichkeit, bei der Bienenfeld aber doch einen lebhaften Gegendruck in ſeine Hand und einen recht freundlich lächelnden Gruß gewann. Er beſchloß, künftighin ſeine Abneigung gegen die Freiin zu beherrſchen und einige Anknüpfung mit ihr zu ſuchen. Das gelang ihm auch bald. Die alte Dame war einigermaßen erſtaunt über die plötzliche Freundlichkeit des Herrn Doktors. Ein feines Lächeln glitt aber über ihre Lippen, als er eines Tages, da ſie mit Thekla ging, von der andern Straßenſeite herüberkam, die Damen begrüßte und ihnen eine kurze Strecke das Geleit gab. Das geſchah auch zum zweiten- und zum drittenmal, als, wie es ihre häufige Gewohnheit, die Freiin mit Thekla einen Nachmittagsſpaziergang in der Allee machte. Der Doktor war ſonſt nie unter den täglichen Spaziergängern dort zu finden geweſen, höchſtens hatte man ihn in eiligem Gange die Anlage an irgend einer Stelle durchqueren ſehen. Jetzt kam er in der Reihe der Spaziergänger ihnen langſamen Schrittes entgegen, hielt ſie an, drehte mit ihnen um und machte gar keine Miene ſich zu

entfernen, ſondern blieb während des ganzen Spaziergan-
ges, bei welchem nach allgemeiner Gewohnheit die Anlage zweimal durchmeſſen wurde, an ihrer Seite. Als ein viertes Mal ſich dieſe Begegnung wiederholte, ſtellte die Freiin an Thekla die kurze Frage:

„Mädel, ſag' mal, beſtellſt du dir den Doktor in die Allee? — Keine Flauſen, keine Ausreden! Heraus mit der Wahrheit!“

„Aber, Baroneſſe, wie können Sie ſo etwas denken?“

„'s iſt dir aber nicht zuwider, daß er auf einmal unter die Alleebummler gegangen iſt?“ fragte die Freiin mit inquiſitoriſchem Seitenblicke.

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich verliebt bin?“ rief Thekla jetzt erheitert aus.

Die Freiin hielt es geraten, die Sache nicht weiter zu bereden und die Heiterkeit Theklas über ihren komiſchen Einfall wehrlos über ſich ergehen zu laſſen. Am nächſten Tage führte ihr, als ſie allein in der Stadt ging, ein günſtiger Zufall Bienenfeld in den Weg. Er wollte mit höflichem Gruß an ihr vorbeigehen.

„Bitte, Herr Doktor,“ ſagte ſie, „wenn ich auch heute allein bin, können wir doch ein bißchen plaudern.“

Bienenfeld gab der Weiterſchreitenden das Geleite. Dieſe ſagte:

„Lieber Doktor! Sie haben eine gute Praxis — ich weiß das —, da ſollten Sie nicht die Zeit mit dem Bummeln in der Allee verlieren. — Ich errate, was Sie ſich jetzt denken! — Was geht das die »alte

Schachtel« an, denken Sie ſich. — Bitte, keine Ausreden! — Es geht mich auch nur ſoweit an, als mein Schützling, des geiſtlichen Rats Thekla, dabei in Frage kommt. Sie haben ſich recht ſchlau an mich herangepürſcht, um es bequemer mit dem Mädel zu haben. Das nehme ich Ihnen auch gar nicht übel. Hab' ſchon oft genug den Elefanten gemacht in meinem Leben. Aber, mein Beſter, alles zur rechten Zeit. Vorläufig iſt das Dingelchen noch ahnungslos, wie eine junge Taube. Das würde bei längerer Courſchneiderei bald aufhören. Ehe ſich aber das liebe Mädel was in den Kopf ſetzt, was hinterher vielleicht Thränen koſten kann, muß ich Ihnen ſagen, daß Ihre Sache nicht ſo ganz ſäuberlich liegt, und daß ich mir nicht nachſagen laſſen will, ich hätte hinter des Onkels Rücken eine Liebelei anbändeln helfen. Sie ſind ein tüchtiger und braver Menſch, ich gönne Ihnen das Kind, ein ſo koſtbarer Schatz von einem weiblichen Weſen es auch iſt. Aber mit dem Onkel müſſen wir erſt ins Reine kommen, und da möchte es doch, angeſichts Ihrer Geſinnungen, gewaltig fehlen. Deshalb haben Sie die Güte und verſäumen Sie Ihre koſtbare Zeit nicht mehr mit uns in der Allee!"

Im erſten Augenblicke der Überraſchung ſah Bienenfeld die alte Dame mit der wenig geiſtreichen Miene eines abgekanzelten Schuljungen an. Er faßte ſich aber raſch und ſuchte der Lage gewiſſe Vorteile, die er in derſelben erkannte, abzugewinnen. Mit rückhaltloſer Offenherzigkeit geſtand er der Freiin, er habe, da bei

der merkwürdig guten Gesundheit des Herrn geistlichen Rats ihm keine andere Gelegenheit geboten gewesen sei, auf die getadelte Weise eine äußere Anknüpfung mit Fräulein Thekla gesucht, um vorerst Gewißheit darüber zu bekommen, ob sie ihm geneigt sei, ehe er mit dem geistlichen Rat Rücksprache nehmen wollte. Gewisse Äußerungen seines Freundes Habermann hätten Hoffnungen in ihm erweckt, und die Freiin würde wohl auch ein gutes Wörtchen gelegentlich einzulegen vermögen. Wenn dann Theklas Neigung als zweifellose Thatsache ins Gewicht fallen würde, ließen die milden Gesinnungen des geistlichen Rats keinen Widerstand erwarten.

Die Freiin war ganz anderer Ansicht. Sie ließ zwar durchblicken, daß ein gelegentliches gutes Wort von ihrer Seite nicht unmöglich wäre, wenn sich bei Thekla wirklich eine ernste Neigung offenbaren sollte, eine solche aber erst durch ihren Beistand hervorrufen zu helfen, dessen weigerte sie sich entschieden.

„Bei seiner warmen Liebe für Thekla," meinte sie, „wird der geistliche Rat unter Umständen einem schweren Gewissenskonflikte ausgesetzt, den ich nicht hervorrufen will, sondern als Freundin des Hauses mit aller Kraft zu verhindern mich verpflichtet fühle. Als Priester müßte er schließlich doch, so schwer es ihm Theklas wegen fallen möchte, gegen Sie entscheiden."

Nun folgte ein theologischer Vortrag über das Wesen der christlichen Ehe und über den Unterschied zwischen milder Nachsicht gegen Sünder und sträflicher Duldung ihrer verwerflichen Ansichten.

Der zerknirſchte Arzt entwand ſich endlich der andauernden Beredſamkeit ſeiner Begleiterin, die ihm zum Abſchied noch ſagte:

„Jetzt haben wir uns ausgeſprochen! Wenn's einmal brennt, dann iſt's Menſchenpflicht, beim Löſchen zu helfen, und ich werde nicht Petroleum zugießen. Vorläufig aber thue ich das Meinige der Feuersgefahr zu begegnen und jeden Brennſtoff, wär's auch das kleinſte Zündhölzchen einer Straßenunterhaltung, beiſeite zu räumen. Nichts für ungut, lieber Doktor!“

Damit ging die kleine Perſon mit weitausſchreitendem, eilfertigem Gange ihres Weges weiter. Der Doktor ſchluckte einen Fluch hinunter und wartete ungeduldig auf die Stunde, zu welcher er Habermann im Kaffeehauſe erwarten durfte.

Dieſer kam in auffällig heiterer Stimmung nach dem Kaffeehauſe, ſo daß Bienenfeld ihn um die Urſache fragte, ehe er von dem eigenen Ärger Mitteilung machte.

„Einen Patienten habe ich für dich gewonnen!“ lautete die vergnügte Antwort.

„Iſt deine Tante unwohl oder iſt der Herr Präſes vollends toll geworden? In letzterem Falle danke ich für die Ehre!“ erwiderte Bienenfeld, den gewohnten brummigen Ton noch ſchärfer ausprägend.

„In beiden Fällen würdeſt du mich nicht ſo heiter ſehen,“ entgegnete Habermann. „Um einen Schützling meiner Tante, einen armen Familienvater, handelt es ſich, dem auf ihre Rechnung du Hilfe gegen chroniſches Rheuma bringen ſollſt.“

Bienenfeld ſagte: „Ich weiß, Frau Weſter iſt ſehr wohlthätig gegen gut empfohlene, farbecht katholiſche Leute. Doch wie kommſt du dazu, mich, den Heiden, zu empfehlen, und was hat mit einem rheumatiſchen armen Teufel deine gute Laune zu thun?“

Habermann begab ſich an das Erzählen. Er holte etwas weit aus und ſchilderte dem Freunde zunächſt, wie die Tante ihm eine Weile ſehr leidend erſchienen ſei. Dieſes leidende Ausſehen habe ſie aber ſeltſam reizend gemacht. Ein eigenartiges, ſchmerzlich-ſüßes Lächeln, das zuweilen auf ihren Lippen ſchwebte, wenn ſie mit ihm ſprach, ſei ihm tief in die Seele gedrungen, und ihre Augen hätten in einem idealen Feuer geglänzt, wie er es noch nie zuvor bemerkt habe.

„Da haben wir's, da haben wir's!“ unterbrach ihn Bienenfeld mit rauher Lebhaftigkeit. „Die Grimaſſe der Hyſterie und überreizter Nerven hat dich ſentimental gemacht, und du ſchwärmſt für eine pathologiſche Erſcheinung. Ich hab' dir's prophezeit, denn du biſt von der richtigen Sorte, deren weiches Gemüt dem Zauber alles Krankhaften unterliegt, weil ſie ein unbewußtes Mitleid mit geſunder Neigung verwechſelt.“

„So laß mich doch zu Ende reden!“ verſetzte Habermann unwillig. „In letzter Zeit ſcheint ſich ihr Zuſtand, der, ich geſtehe es zu, auf mich einen beſonderen Reiz geübt hatte, zu beſſern. Das Heftige, Erregte, das mit den erwähnten Erſcheinungen ſich verbunden hatte, iſt jetzt wieder der Ruhe und Gelaſſenheit gewichen, und auch der Blick der Augen ſcheint mir ſeit-

dem ſanfter, desgleichen iſt das ſeltſame Lächeln geſchwunden. Doch unterſcheidet ſich dieſe jetzige Art ſehr weſentlich von ihrer vormaligen einſilbigen Kälte. Zwar iſt meine Verwandte wiederum wortkarger geworden, als noch vor Kurzem, aber ſie iſt ſehr liebenswürdig gegen mich, ihre Miene zeugt von einem freundlichen Wohlwollen."

„Du haſt ſehr eingehende Beobachtungen gemacht!" warf Bienenfeld dazwiſchen.

„Heute morgen nun ließ ſie mich, ehe ich in die Fabrik ging, zu ſich bitten. Sie war allein und empfing mich etwas verlegen. Bald aber faßte ſie ſich ein Herz, und mit einer reizend freundlichen Miene bat ſie mich um eine Gefälligkeit. Ich hatte einige Male geſprächsweiſe deinen Namen genannt. Nun hat ſie Anlaß, mit dem Armenarzte, der ihren Schützling bisher behandelte, unzufrieden zu ſein. Derſelbe weigert ſich, die Pflege fortzuführen, weil die Leute auf ihr Anſtiften in einen andern Bezirk verzogen ſind."

„Da iſt er im Rechte!" ſchaltete Bienenfeld ein.

„Mag dem ſein, wie ihm wolle! Sie hat mich beauftragt, dich um die Behandlung des Kranken zu erſuchen."

„Gegen Bezahlung würde der Armenarzt auch in den andern Bezirk gegangen ſein. Aber meinetwegen, ich will dir den Gefallen thun. Gieb mir des Mannes Adreſſe!" Mit dieſen Worten zog Bienenfeld ſein Notizbuch aus der Taſche und ließ ſich von Habermann diktieren:

„Buchhalter Erkrath, Fichtengaſſe 33, im zweiten Stock links.“

„Und jetzt,“ ſagte er, ſein Notizbuch wieder einſteckend, „wären wir auf dem Punkte, daß des Buchhalters Rheumatismus das Bindeglied zwiſchen einem Fabrikdirektor und ſeiner ſchönen Prinzipalin bilden ſoll; ein Realismus, der humoriſtiſch wäre, wenn nicht gar ſo viel des Ungeſunden in allen Ecken ſteckte. Aufrichtig, Freund, du biſt verliebt?“

„Nenn's nicht ſo!“ erwiderte Habermann. „Verliebt iſt man noch nicht, ſolange die Umſtände klar erwägender Verſtand noch ſtärker iſt als das Gefühl, auch bin ich nicht mehr in den Jahren, in denen man blindlings ſich vergafft, und von dem geiſtigen Weſen meiner Verwandten iſt mir bis jetzt nur ſehr wenig bekannt geworden. Aber ſie zieht mich an, weckt meine Teilnahme und macht den Wunſch in mir rege, ſie möchte ſo werden, wie ich es wünſche. Ich bin nicht verliebt, aber ich möchte es einmal werden können, und ich bilde mir ein, es ſei noch nicht alle Hoffnung verloren. Ich nehm's wie einen Fingerzeig des Schickſals, daß ſie mit dir in Beziehung gerät. Ihr mögt Euch bei jenem armen Kranken ein oder das andere Mal zufällig treffen und — — — —“

„Und die fromme Tante entdeckt, welch ſauberen Vogel ihr der Neffe empfohlen hat. Der Arzt, der die Seele des Kranken verderben könnte, wird ſchleunigſt abgeſchafft, denn der Seelenfang iſt bei ſolcher Wohlthätigkeit die Hauptſache.“

„Wenn du in deiner gewohnten Tonart mit ihr zu reden anfängſt, dann könnte es wohl ſo kommen. Doch das wirſt du mir zuliebe nicht thun, vielmehr auch mit ihr als verſtändiger Arzt umgehen und — — — — —“

„Du machſt es ſchlau!“ unterbrach Bienenfeld den Freund. „Weil dir das Ding nicht ganz geheuer ſcheint, beſtellſt du einen Arzt, der die verſchrobene Seele nach Wunſch zurechtkurieren ſoll. Na, ſo viel wenigſtens kann ich dir nützen, daß ich, wenn es der Zufall fügt und ich die Tante kennen lerne, eine Diagnoſe anſtelle, ob aus ihr überhaupt noch ein vernünftiges Weſen zu machen iſt, oder ob der Pfaffe ſie für einen geſunden Kerl, wie dich, ein für allemal verpfuſcht hat. Indeſſen tändele nicht vorzeitig mit Stimmungen und Gefühlen, die, wenn ſie ſich eingelebt haben, nicht mehr ohne Schmerz zu beſeitigen ſind. So dumm es iſt, man hat damit doch ſeine liebe Not!“

Der Ton der letzten Worte machte Habermann aufmerkſam, und auf eine Frage erfuhr er nun des Freundes Kummer.

„Iſt das alles?“ fragte er heiter. „Das iſt mir ein ſchöner Liebhaber, der von den Bedenklichkeiten einer alten Jungfer ſich irre machen läßt. Die gute Dame hat recht, wenn ſie für ihren Teil vorſichtig iſt und von ſich eine Verantwortung abwälzt. Recht hat ſie auch darin, daß deine Sache nicht gerade eben liegt. Aber was bedeutet das anderes, als daß hier mit Liſt, mit ſchlauer Einfädelung der Liebesintrigue nichts zu machen iſt, daß vielmehr das Riſiko eines

Sturmes übernommen werden muß. 's ist köstlich, dich, den groben Doktor Bienenfeld — — — — ja, ja, Freundchen, grob bist du — — — — der, wenn man ihn reden hört, die ganze Welt in Trümmer schlägt, so sie sich nicht seiner Weisheit fügt, als Leisetreter und verliebten Kater zu sehen, der sich betrübt beiseite schlägt, weil man ein Steinchen nach ihm geworfen hat, als er das Kätzchen umkreiste."

„Unsinn!" brummte Bienenfeld. „Ich muß doch erst wissen, ob mich das Mädel mag, ehe — — — —"

„Faule Ausrede mangelnder Courage!" entgegnete Habermann. „'s ist nicht immer eine förmliche Scene mit: »Ich liebe dich!« und Kuß nötig, um zu wissen, woran man ist. Ich weiß es, daß du Thekla nicht gleichgültig bist. Wie weit ihre Gefühle ausreichen, erfährst du durch eine Werbung beim Onkel zuverlässiger, als auf anderem Wege. Sie kann dir unter vier Augen verschämt ihre Liebe gestehen, sich errötend küssen lassen, und nimmt doch alles zurück, wenn der Onkel mit dem Donnerwetter dareinschlägt. Letzteres bleibt ohnedem nicht aus, mag's also gleich kommen. Bittet, weint sie, wird sie krank, bleibt sie wochenlang betrübt und blaß, dann wollen wir schon sehen, wie der geistliche Rat die Wage hält zwischen seiner Nichte, die sein Augapfel ist, und seinem priesterlichen Gewissen. Fügt sie sich sogleich dem Widerspruche des Onkels, dann weißt du, daß man für den Doktor Bienenfeld nicht allzuviel übrig hatte!"

„Du thust, als ob's nur ein Spaß wäre, mich von

dem Dompfaffen als unreines Getier vor die Thür ſetzen zu laſſen!“ erwiderte Bienenfeld kleinlaut. „Probier's doch einmal ſelber bei deiner frommen Tante, wie ein ſolcher Spaß ſchmeckt.“

„Glaub mir,“ erwiderte Habermann, „bin ich erſt mit mir ſelber im Reinen, weiß ich einmal, daß ich wirklich liebe und daß meine Liebe auf geſundem Boden wurzelt, dann iſt das andere raſch beſorgt; dann wag' ich's, daß ſie mich als frechen Frevler von ſich ſtößt und den Präſes zu Hilfe ruft oder zitternd in meinem Arme ruht.“

Mit einem Gefühle wohlwollenden Neides ſah Bienenfeld auf den Freund, deſſen Augen in heiterem Feuer glänzten, und deſſen weiße Zähne mit frohem Lächeln aus dem ſchwarzen Bart hervorblinkten. Es war ein ſchöner Menſch, ein echter Frauenerobere, und er — — — war er der Mann, um welchen ein liebliches Kind, wie Thekla, Liebesnot durchkoſten würde?

Schon des anderen Tages folgte er dem ihm erteilten Auftrage und beſuchte den Buchhalter Erkrath. Die Familie bewohnte jetzt zwei mit ſauberer Dürftigkeit eingerichtete, geräumige und lichte Stuben. Der Kranke, deſſen Zuſtand ſich noch nicht gebeſſert hatte, war in ein ſauberes Lager gebettet. Auch die Frau war nunmehr gleich den beiden Kindern ordentlich gekleidet. Bertha hatte ſich der Familie mit eingehender Sorgfalt angenommen. Es war ihr zu einer Gewohnheit geworden, täglich ein Stündchen bei den Leuten

zu verbringen. Der Mann war gegen ſie voll Ehrerbietung, aber ſtill zurückhaltend, wogegen die Frau erſt in überquellender Dankbarkeit, dann in dem natürlichen Bedürfniſſe nach Gedankenaustauſch geſprächig wurde. Sie zeigte dabei ein anſehnliches Maß bürgerlicher Bildung, natürliche Klugheit und ſanftes Weſen. Bertha fühlte ſich von ihr angezogen und kam ihr bald mit einer gewiſſen Vertraulichkeit entgegen, aus der nicht die Herablaſſung der Wohlthäterin, ſondern freundſchaftliche Zuneigung ſprach, was aber Frau Erkrath nicht verleitete, aus ihrer beſcheiden ergebenen Art herauszutreten. Zumal aber waren es die Kinder, an welchen Bertha Gefallen hatte. Sie waren bald zutraulich geworden, ſprangen herzhaft auf ſie zu, wenn ſie eintrat, und lauſchten begierig ihren „Märchen“, oder, wie ſie nach kurzer Zeit ſagen gelernt hatten, ihren „heiligen Geſchichten“. Bertha erzählte ihnen nämlich die Kindheit Chriſti nicht nur, ſondern auch aus der Legende, ſo die Geſchichte von Genoveva und ihrem Sohne Schmerzensreich, die Legende der heiligen Eliſabeth und manches andere in ſinniger Weiſe. An der Aufmerkſamkeit der mit weit geöffneten Augen vor ihr ſtehenden Kinder belebte ſich ihre eigene Phantaſie, und der warme, ſchwärmende Gefühlston, den ſie anzuſchlagen wußte, riß auch Herrn und Frau Erkrath zu gerührter Bewunderung der Erzählerin hin, deren blaue Augen nach oben gewendet waren, während ein glückliches Lächeln um ihre Lippen ſchwebte. Die Kinder hatten allerlei zu fragen, wollten die ver-

ſchiedenſten Zweifel gelöſt wiſſen, und mit mütterlicher Freudigkeit ſtand ihnen Bertha Rede, das Erzählte noch weiter ausſpinnend und nimmer in dem Reichtum ihrer Phantaſie ermattend. Sie hatten bisher nichts anderes gekannt, als einige von der Mutter erzählte Volksmärchen und die nüchterne, dem Kindesgeiſte wenig Nahrung zuführende Bibellehre. Jetzt bevölkerte ſich ihnen nicht nur der Himmel mit großen und kleinen Engeln, ſie freuten ſich, jedes für ſich einen beſonderen großen Schutzengel zu haben, im Stalle zu Bethlehem ſahen ſie die liebliche Maria, die ihnen bisher nur beiläufig bekannt war, als der eigenen lieben Mutter Spiegelbild, Jeſus ſpielte in des Pflegevaters Werkſtatt zu Nazareth, und dann die heilige Eliſabeth, ſie mußte ungefähr ſo ausgeſehen haben, wie die liebe Frau Weſter, an welcher der kleine Junge es immer wunderlich und beklagenswert fand, daß ſie Frau ſei und doch weder Mann noch Kinder habe. Den lächelnden Einwand, daß ihr Mann geſtorben ſei, wies er mit der Bemerkung zurück: „Du kannſt dir ja einen andern nehmen!“ und, was die Kinder angehe, meinte das Mädchen, ſo brächte ſie der Storch jeder Frau, die einen Mann habe, anderen aber nicht. Durch ſolches Geplauder ließ ſich auch einmal Frau Erkrath zu der Bemerkung hinreißen:

„Der Junge hat nicht unrecht!“ So jung und ſo ſchön würden Sie einen braven Mann glücklich machen können!“

Bertha ſenkte den Blick und ſtreichelte lächelnd die

Kinder. Es gab eine Zeit, wo ein ſolcher Ausſpruch ſie widerwillig berührt hätte. Das war vorbei. Sie wußte, ohne es ſich deutlich zu geſtehen, warum es ihr ſo behaglich bei dieſen Armen war und warum ſie nicht mehr aus chriſtlichem Erbarmen, ſondern, einer inneren Luſt folgend, deren tiefes Elend, mit rührigem Eifer alle Bedürfniſſe erſpähend, zu einem erträglichen Daſein umgeſtaltete. Die Weihe des Familienlebens trat ihr hier entgegen, noch beſonders geheiligt durch den thränenvollen Kampf mit dem Elend, und aus den zärtlichen Blicken, welche zwiſchen dem kranken Gatten und ſeiner Frau gewechſelt wurden, aus den zahlreichen, goldig funkelnden Lichtſtrahlen, die aus den unſcheinbar kleinen Zügen der Beziehungen von Eltern und Kindern aufleuchteten, trat ihr das ganze, volle Leben, die echteſte Menſchennatur entgegen, und es war nichts Sündiges, nichts Haſſenswertes, nichts, was von Gott abgelenkt hätte, auf dem vielmehr der Hauch der Göttlichkeit wie glänzender Tau gebreitet lag.

Es gab alſo etwas im Weltleben, was Wert, einen unmittelbar nach höheren Zielen lenkenden Inhalt hatte. War dieſer, ſelbſt im bitterſten Jammer ſeine Macht nicht verſagende Zauber der Gatten- und Kinderliebe weniger wertvoll, hatte er geringeren Anſpruch auf überirdiſchen Lohn, als einſames, nur dem eigenen Seelenheil lebendes Gebet und nach dem Himmel dürſtende Selbſtkaſteiung? War dieſe Frau, die ihren kranken Gatten mit liebender Angſt pflegte, die vor der Schmerzensmutter ihre eigenen Kinder in wildem

Schmerze verzweiflungsvoller Liebe an ſich gedrückt hatte, nur ein Gefäß häßlicher Begierden, nur ein Werkzeug roher Naturgeſetze? Solcher Art Gedanken wogten unbeſtimmt in Bertha's Seele auf und nieder. Sie gaben ihr zunächſt das Bewußtſein, daß, was ſie that, ſie thun durfte, daß ſie im Bereich des Guten wirkte. Aus dieſer Gewißheit und der daraus gewonnenen Befriedigung entſpannen ſich die zarten Fäden, welche mehr und mehr die weltentfremdete, das irdiſche Daſein mißachtende Ascetin dem Leben wieder zuführten. Sie war dabei immer des Glaubens, über die Wohlthätigkeit hinaus bei dieſen Leuten eine Miſſion zu erfüllen, indem ſie im Gewande farbenreicher, duftiger Märchen und Legenden den katholiſchen Geiſt einführte, wenigſtens in die Kinder den fruchtbaren Samen katholiſcher Vorſtellungen einpflanzte, und ahnte nicht, daß an ihr eine größere Miſſion ſich vollzog, daß ſie Liebliches, der armen Leute Daſein anmutig Schmückendes gab und dafür den koſtbaren Schatz geiſtiger Geneſung von ihnen mitnahm. Jene nervöſe Haſt, mit der ſie nach einer Zeit der Erſchlaffung ihre ascetiſchen Übungen wieder aufgenommen hatte, verſchwand, die Sucht, mit erkünſtelten Verſuchungen zu ſpielen, hörte auf und an ihre Stelle trat nicht eine neue quälende Schwungloſigkeit, ſondern eine von innerem Behagen erfüllte Frömmigkeit von ſo beglückender Art, wie ſie dieſelbe nie zuvor gekannt hatte. Ihre Gedanken wendeten ſich mehr und mehr von der eigenſüchtigen Sehnſucht nach dem Himmel, von dem unerſättlichen Durſt nach

myſtiſchen Seligkeiten ab und beſchäftigten ſich zunächſt mit demſelben überſchwenglichen Eifer, mit welchem ſie ſich der Myſtik zugewendet hatten, mit den Fragen der Nächſtenliebe. Immer klarer entwickelte ſich in ihr das Verſtändnis für das werkthätige, dem wirklichen Leben zugewendete Chriſtentum. Davon hatten außer der Familie Erkrath auch andere Armen, die ſie unterſtützte, Vorteil. Die Art ihrer Wohlthätigkeit änderte ſich weſentlich. Sie bemühte ſich, mehr in das Einzelne einzugehen, die Verhältniſſe zu prüfen und, ſo gut ſie es verſtand, ſyſtematiſch zu helfen. Während ſie früher die Aufgabe der Nächſtenliebe dahin verſtanden hatte, als handele es ſich dabei nur darum, daß der vermögliche Chriſt möglichſt vielen von ſeinem irdiſchen Gute zu teil werden laſſe, beſann ſie ſich jetzt darauf, daß eine ſchöpferiſche, den Notleidenden wirklich aufhelfende Wohlthätigkeit in anderem Sinne geführt werden müſſe. Dabei erfuhr ſie aber nicht nur, daß ſie bei ſo ſorgfältiger Armenpflege den Kreis der von ihr Unterſtützten einſchränken mußte, ihre Zeit und ihre Mittel nicht wie bisher zerſplittern durfte, ſondern ſie wurde auch darauf aufmerkſam, daß ſie bisher in vielen Fällen unwürdige Bettelei unterſtützt hatte. Als ſie nun daran ging, ſolches Geſindel, das mit ihr Mißbrauch trieb, von ſich abzuſtreifen, da mußte ſie bald im Tone zudringlicher Klagen, nicht ſelten auch in dem frecher Vorwürfe hören, wie unbillig es ſei, fremdes, hergelaufenes Volk, das nicht einmal einen gut chriſtlichen Glauben habe, zu unterſtützen und katholiſche Ein-

heimiſche, die darbten, leer ausgehen zu laſſen. Es widerfuhr ihr, daß ſolche Leute, denen ſie keine weitere Unterſtützung mehr gab, wenn ſie an ihnen vorüberſchritt, Schmähreden und unflätigen Spott ihr nachriefen, andere, die ſich früher nicht unterwürfig genug hatten geberden können, ſahen ihr jetzt mit höhnendem Lächeln ins Geſicht und glaubten ſie durch Verweigerung des Grußes verletzen zu ſollen. Eines Tages ſtellte ſich ihr, als ſie Erkrath beſuchte, das ungeſchlachte, das Erdgeſchoß des Vorderhauſes bewohnende Weib in den Weg und bettelte unter allerlei Klagen um eine Unterſtützung. Als Bertha ſie mit dem Hinweis, ſie wollte ſich näher erkundigen, abgeſpeiſt hatte, trat ihr des andern Tages der baumſtarke Mann in den Weg und wiederholte das Geſuch des Weibes in einer Art, deren den Weg verſperrende, höhniſch lächelnde Höflichkeit einer Erpreſſung ſehr ähnlich war. Da auf ihre Klagen hin auch Frau Erkrath kein Hehl daraus machte, daß ſie mit Schmähreden wegen der ihr zu teil werdenden Unterſtützungen verfolgt würde, faßte Bertha raſch den Entſchluß, ihre Lieblinge umzuquartieren. Gemeinſam mit Frau Erkrath begab ſie ſich auf die Wohnungsſuche und fand das geeignete Quartier in der Fichtengaſſe, die im entgegengeſetzten Viertel, nicht weit von Berthas Villa entfernt gelegen, zwar auch zu den altſtädtiſchen winkligen Wohnſtätten der kleinen Leute gehörte, aber doch nicht jene Spuren des ſchmutzigen Proletariertums, wie die an die Lederergaſſe anſtoßenden Gäßchen, an ſich trug. Beim Wohnungswechſel ergänzte

die Wohlthäterin die ſchon vorher verbeſſerten Habſeligkeiten der Familie noch um einiges. Das reiche Almoſen zu bemänteln, erhielt Frau Erkrath Aufträge für Handarbeit.

Auch nach der Umſiedlung ihrer Lieblinge ließ Bertha die würdigen unter den Armen des Lederergaſſenviertels nicht im Stich, und Frau Erkrath ſelber war es, die ſie wiederholt ermunterte, der ehrbaren Armut nicht die eklen Erfahrungen mit der Gemeinheit des Geſindels entgelten zu laſſen.

Ihre Hinneigung zur Familie Erkrath, bei der ſie täglich eine Weile verbrachte, beherrſchte ſie aber vor allem, und das Verhältnis wurde immer inniger. Der kranke Mann beſprach mit ihr, wenn ſie ihn aus ſeiner ſtillen Zurückhaltung herauslockte, allerlei Verhältniſſe des Lebens, die ihr bisher fremd geblieben waren. Er ſprach klug, maßvoll und mit ſtrenger Rechtlichkeit von den Schwierigkeiten des Broterwerbes, von Glück und Sorgen des Familienlebens, von den Pflichten und den Verſuchungen, die in dem Bereich der ohne Vermögen ſich durch das Leben ringenden Bevölkerungsklaſſen liegen. Die Frau aber offenbarte in immer vertraulicher werdenden Zwiegeſprächen ihr einfaches und doch ſo reiches Herzensleben, immer mit beſcheidener Unterordnung gegen die Wohlthäterin, ohne Schwatzhaftigkeit, aber mit ſichtlicher Freude an der Gelegenheit, ſich ausſprechen zu können. Da fiel ſo manches Wort, das Bertha an vergangene Zeiten erinnerte, und ſo zartſinnig ſich Frau Erkrath auch verhielt, kleine Vertrau-

lichkeiten des Frauenlebens kamen doch dann und wann über ihre Lippen, aus welchen der Ascetin der warme Hauch der Natur entgegenwehte. Mit sicherem Takt vermied es Frau Erkrath, sich in das Vertrauen der Gönnerin einzudrängen, und deren Verhältnisse und Gefühlsweise neugierig auszukundschaften. Einmal aber brachte doch der Zufall eine solche Wendung des Gespräches, daß Frau Erkrath, ohne zudringlich zu erscheinen, wieder die Frage stellen konnte, warum ein so junges, liebenswürdiges Geschöpf nicht zur zweiten Ehe schreite.

Bertha erwiderte: „Gewiß ist eine gute Ehe Gott wohlgefällig! Aber wohlgefälliger ist es ihm noch, wenn sich die Seele von allem Irdischen abwendet und nur ihm allein angehört. Die Ehe, liebe Frau, ist nur die Heiligung, Veredlung eines höchst irdischen Zustandes. Wem Gott eine besondere Gnade erweisen will, den entrückt er allen irdischen Wünschen und Neigungen und läßt ihn sich nur der Sorge um das künftige Leben widmen!“

Frau Erkrath sah erst überrascht auf. Dann änderte sich ihr sonstiges, unterwürfiges Wesen, und mit innerlicher Wärme sagte sie:

„Ich bin nicht Ihres Glaubens, Frau Wester, und verstehe Sie darum vielleicht nicht ganz, wie Sie das eben Gesagte meinen. Ich begreife es wohl, daß eine fromme Seele es Gott überläßt, ob er ihr das Glück der Ehe verschaffen will, und sich ergeben darein findet, wenn er einsames Leben über sie verhängt und dann

die Einsamkeit verwertet zu frommen und wohlthätigen Werken. So war's auch wohl gemeint? Denn ich könnte mir nicht denken, daß Sie, eine Witwe, den ehelosen Zustand für gottseliger halten möchten als die Ehe."

„Doch ist es so nach unserem katholischen Glauben!" erwiderte Bertha. „Die Ehe ist ein irdisch Ding, das die Seele von Gott ablenkt."

Nachdenklich und schließlich mit einem Ausdruck des Mitleids sah Frau Erkrath auf ihre Gönnerin.

„Es schickt sich nicht für mich zu streiten," sagte sie. „Wenn ich im Dom betete und wenn ich zuhörte, wie Sie den Kindern fromme Geschichten erzählten, da ist mir zuweilen der Gedanke gekommen, er habe doch was recht zum Herzen gehendes, der katholische Glaube. Solche Lehre geht aber nicht zum Herzen sie stößt das Herz zurück, weil sie grausam wider die Natur ist. Das kommt davon, weil Sie in Ihrem Glauben unverheiratete Priester und Nonnen haben. Woher sollen die etwas vom heiligen Wesen der Ehe wissen!"

„Ereifern Sie sich nicht, Frau Erkrath!" sagte Bertha lächelnd. „Unser verschiedener Glaube soll uns nicht entzweien. Sie würden mich verstehen, wenn Sie katholisch wären."

„So halten sich wirklich die katholischen Frauen für was schlechteres als eine Nonne?" fragte Frau Erkrath.

„Sonder Zweifel wird eine fromme Frau eine Nonne beneiden um die Gnade Gottes, durch welche

ſie befähigt wurde, allem Irdiſchen ihre Seele zu entfremden und nur dem Himmel zu dienen.“

„Das ſollte eine Frau können, die ihren Mann wirklich liebt, die Kinder geboren und auferzogen hat? Das glaube ich Ihnen nicht. Sie haben vielleicht ſo denken gelernt, weil Sie keine Kinder haben. Haben Sie auch zu Lebzeiten Ihres Herrn Gemahls ſchon ſo gedacht?“

Bertha errötete betroffen.

„Sehen Sie, das wußt' ich gleich!“ entgegnete Frau Erkrath heiter. „Solche Gedanken haben ſich in der Einſamkeit der Witwenſchaft feſtgeſetzt. Eine Nonne beſſer als eine Frau! Es mögen ja recht gute, fromme Geſchöpfe ſein. Aber das Beten und in der Kirche ſitzen macht doch das Chriſtentum nicht aus? Kann es mir wohl denken, daß ein eheloſer Prieſter ſich die Ehe denkt, wie eine immer fortgeſetzte Liebſchaft, ein vergnügliches Geküſſe und Gekoſe. Wenn's nichts anders wäre, wenn wir Frauen nur der Männer Vergnügen wären, dann könnte eine ſolche Nonne, die nur an den lieben Herrgott denkt, vielleicht was beſſeres ſein, obwohl ich auch da meine, einen Mann, der ſchafft und ſich müht, herzhaft lieben und ihm die Mußeſtunden verſüßen, wie es einmal die Natur eingerichtet hat, das ſei, in Ehren betrieben, doch auch was wert. Aber, wenn man erſt daran denkt, daß eine Frau in allem Kummer und in aller Beſchwernis den Mann tröſtet, daß ſie ihm eine Heimat ſchafft, wenn man daran denkt, daß ſie die Kinder mit Schmerzen gebiert, mit Sorge und Wachſamkeit aufzieht und dem künftigen Menſchen

mit ihrer eigenen Liebe ein fühlendes Gemüt ins kleine Herzchen hineinküßt, das ihn durchs Leben begleitet ..... Und alle die jungen Leute, die da in der Welt draußen ſich einſam herumtreiben, in Verſuchung geraten oder auch ſtraucheln, ſollen in der bloßen Erinnerung an das Elternhaus einen Halt, einen Mahnruf beſitzen! Und dieſelben jungen Leute finden, nachdem ſie draußen unſtät, nur mit ſich beſchäftigt herumgeflattert ſind, wiederum ſelber in der Ehe den ſicheren Halt, die Stetigkeit, lernen das liebe Ich aufopfern, für anderes ſich plagen und ſorgen ..... Sie haben keine Kinder und Sie ſind reich, haben alſo die Sorge nicht gekannt, Frau Weſter. Sonſt lachten Sie den aus, der Ihnen ſagen wollte, eine Nonne ſei vor Gott was beſſeres als eine für Mann und Kind rechtſchaffen ſorgende, liebende und gebärende Frau! Auf die Erde hat uns Gott geſetzt, als Menſchen geſchaffen, und darum ſind wir nicht bloß dazu da, dem künftigen Himmel zuzuſtreben, ſondern wir müſſen auch redlich beſorgen, was wir hier zu thun haben."

Bertha hörte die ſchlichten Worte in einer Stimmung an, als hätte ſie von einer ihr überlegenen Gewalt einen kräftigen Verweis für voreiligen Vorwitz erhalten. Die geſunde Kraft in der Anſchauung der armen Frau ließ jede Redensart von höherem Seelenſchwunge u. dgl. phraſenhaft erſcheinen. Sie dachte ſich zwar im Stillen: „Die Gute verſteht's nicht beſſer!", fühlte aber recht wohl die Heuchelei, die in dieſem Gedanken lag. Frau Erkrath drückte ſie die Hand und ſagte ihr:

„Sie sind eine brave Frau!“ Dann brach sie schnell auf, so daß diese ängstlich fragte:

„Ich habe Sie gewiß beleidigt mit meinem albernen Geschwätz!“

„Durchaus nicht, ganz gewiß nicht!“ erwiderte Bertha mit verlegenem Lächeln und schüttelte ihr nochmals die Hand.

Als sie am nächsten Tage wiederkam, sprach sie Herr Erkrath damit an, seine besorgte Frau habe ihm den Inhalt des Gespräches, das in der Nebenstube ihm unhörbar geführt worden war, mitgeteilt. Seine Frau gewissermaßen entschuldigend, sprach er von dem großen Unterschied der Lebensanschauung materiellen Sorgen entrückter Menschen, deren geistige Regsamkeit und Gemütsstimmung sich jenseits der Alltäglichkeit und des praktischen Lebens ergehe, und jener großen Menge von Menschen, welche die unerbittliche Notwendigkeit zwinge, der Unmittelbarkeit des Lebens und der Welt der Thatsachen ein stetes Augenmerk zuzuwenden. Er meinte dann, es wäre bei aller Achtung vor dem höheren Geistesfluge solcher günstiger gestellter Leute für das allgemeine Wohl doch von sehr großem Nutzen, wenn sie sich mehr mit der Realität der Dinge befaßten und dem Leben, wie es ist, näher tretend manche Wahrheit erführen, die gerade sie nutzbar verwerten könnten.

„Es giebt nicht so gar viele wirklich schlechte und unerbittlich fühllose Menschen,“ sagte er. „Aber nach ihrer ganzen Erziehung bleiben höher Gestellte dem menschlichen Daseinskampf so fremd, und namentlich

von den feinen Damen gilt dies, das ſie die Welt, in der ſie ſich bewegen, gar nicht kennen. Würde das anders ſein, würde man ſich in jenen Kreiſen mehr mit der Umgebung, die ſich doch täglich aufdrängt, befaſſen, dann würde eine Reihe wertvoller Lebensanſchauungen Gemeingut, und eine Reihe von Vorurteilen und Irrtümern würde verſchwinden."

„Das Chriſtentum", ſchloß er mit nachdrucksvollem Ernſt, „hat ſehr viel irdiſche Geſchäfte zu erfüllen, und daß die Religion vor allem auf der Erde praktiſch wirken und den Verkehr der Menſchen untereinander ordnen ſoll, das wird von den Prieſtern aller Bekenntniſſe nicht genug berückſichtigt. Sie ermahnen zwar zum Guten, lenken aber den Geiſt immer mehr nach dem Jenſeits als darauf hin, wie und wo das Gute anzufaſſen ſei. Wenn wir aber untereinander, im täglichen Leben das Gute thun, uns gegenſeitig das Erdenlos erleichtern und uns im Kampfe gegenſeitig fördern, dann, meine ich, wird's mit dem Jenſeits auch nicht ſchlimm beſtellt ſein."

Auch er ſprach mit jener ſchlichten Beſtimmtheit, welche Bertha den Mut des Einwandes nahm. Statt aber von ſolchen Anſchauungen erſchreckt zu werden und zu zweifelndem Mißtrauen zu gelangen, näherte ſie ſich Frau Erkrath noch vertraulicher als bisher, und fing mit deutlicher Begierde jede lebenswarme, aus dem vollen Frauengemüt geſchöpfte Äußerung derſelben auf. Frau Erkrath aber hatte ſichs ſeit jenem Geſpräch vorgenommen, der jungen Gönnerin die verkehrten

Anſichten aus dem Kopf zu bringen, und trat aus ihrer früheren Zurückhaltung um ſo mehr heraus, je mehr ſie empfand, daß ſich Bertha, in welcher das Bedürfnis weiblicher Gemeinſchaft lebendig geworden war, wie eine jüngere Freundin mit neugieriger Teilnahme an ſie anſchmiegte. Um dieſelbe Zeit traf Bertha auch zum erſtenmal mit Doktor Bienenfeld zuſammen, der, eben als ſie bei Erkrath weilte, nach mehrtägiger Unterbrechung ſeinen Patienten beſuchte. Er begrüßte ſie mit einem Ton der Überraſchung und beobachtete ſie dann aufmerkſam, während ſie Fragen ſtellte und er in ausführlicher Weiſe über des Kranken Zuſtand und die nicht allzu ferne Ausſicht auf Geneſung berichtete. Seine von leichtem Humor durchwehte Redeweiſe und die gemütliche Art, welche er dem Kranken und Frau Erkrath gegenüber anſchlug, gefielen Bertha. Bienenfeld ſah kein frömmelndes Geſicht mit niedergeſchlagenen Augen, wie er es erwartet haben mochte, ſondern eine heitere Miene und einen mit offener Neugierde ihm zugewendeten Blick. Bertha verließ mit ihm die Wohnung und er geleitete ſie eine längere Wegſtrecke. Auf ihren Dank, daß er den Auftrag übernommen, erwiderte er mit der Anerkennung ihres Wohlthätigkeitsſinnes. Er meinte, ſie habe in dieſem Fall ein beſonders gutes Werk gethan, denn die Leute ſeien brav, das Leiden des Mannes würde aber ohne gründliche Behandlung die Quelle dauernder Erwerbsſchwierigkeiten geworden ſein. Dann ſprach er etwas von werkthätigem Chriſtentum, dem er ſeine vollſte Anerkennung zolle, und brachte

Gedanken zum Ausdruck, welche ſich in ähnlicher Richtung wie die Äußerungen des Erkrath'ſchen Ehepaares bewegten. Endlich aber ſagte er in ſeiner ungelenken Redlichkeit:

„Ich habe Sie mir eigentlich ganz anders vorgeſtellt, gnädige Frau!"

Bertha lächelte und meinte: „Da wird wohl mein Verwandter, Ihr Freund Habermann, dieſe anderen Vorſtellungen erzeugt haben."

„Nicht doch, nicht doch!" erwiderte Bienenfeld eifrig.

Sie lächelte wieder und ſagte: „So waren es alſo eigene Vorurteile, die Sie gegen mich hegten?"

„In der That Vorurteile, es waren Vorurteile!" geſtand Bienenfeld ein. „Aber Habermann — — —" ſetzte er hinzu.

„Herr Habermann und ich wohnen zwar im ſelben Hauſe, kennen uns jedoch recht wenig!" unterbrach ihn Bertha mit plötzlicher Schärfe.

„Ja, ja!" murmelte der Doktor gedankenlos und ging noch eine Weile ſtumm neben ihr her. Als er ſich empfahl, grüßte ſie ſehr förmlich und ſagte mit trockener Kälte: „Guten Tag, Herr Doktor!"

Er traf desſelben Abends ſeinen Freund und ihm von der Begegnung erzählend, meinte er:

„Ich muß ſagen, hyſteriſch kommt ſie mir wenigſtens auf den erſten Blick nicht vor. 's iſt wohl was ſtark Senſitives bei ihr ausgeprägt, aber ſie hat mir ſo übel nicht gefallen."

Mit ſichtlichem Behagen erwiderte Habermann:

„Das heißt, deine Idioſynkraſie gegen alles kirchliche, die in meiner kleinen Tante ſchon eine Halbverrückte ſah, hat ſich wieder einmal auf einem Irrweg ertappt!“

„Das heißt,“ erwiderte Bienenfeld, „deine fragwürdigen Gefühle, die ſchon bei der »kleinen« Tante angelangt ſind, nehmen meine Äußerung mit allzu willfährigem Sanguinismus auf. Ich ſage nur, es giebt ſich nicht ein hyſteriſcher Zuſtand in bekannten, äußerlich auffälligen Symptomen kund. Deswegen kann ſie doch im höchſten Grade hyſteriſch ſein, denn den Habitus der reizbaren Frauen hat ſie immerhin, und Spuren anämiſcher Zuſtände ſind anſcheinend auch vorhanden.“

Er ſchickte ſich an, das Thema weiterzuſpinnen. Da unterbrach ihn Habermann mit den Worten:

„Laß das gut ſein, lieber Freund! Mir dünkt es vorläufig doch noch etwas indiskret, ein allzu eingehendes mediziniſches Fachurteil über meine Tante einzuholen.“

Bienenfeld ſah ihn verwundert an, brummte etwas von „Ideologe“ und ſchwieg.

Habermann hatte mit Berthas Eltern immer einen freundlichen Verkehr unterhalten und ſie, ſo gut er konnte, auf dem Laufenden über ihre Tochter gehalten, die ihnen ſo völlig entfremdet worden war, daß ſie ſich nur in großen Zwiſchenräumen zu einem flüchtigen kühlen Beſuch im Elternhauſe blicken ließ, während ſie es allmählich verlernt hatten, die unwirtlich gewordene Villa aufzuſuchen, um dort etwa eine unerwünſchte

Begegnung mit dem verhaßten Präſes zu haben. Als er nun wieder einmal die beiden Alten aufſuchte, traf er dort Bertha. Kurz nach ſeinem Eintritt entfernte ſie ſich, ihn mit kurzer Freundlichkeit grüßend, von den Eltern aber mit lebhafter und heiterer Herzlichkeit ſich verabſchiedend. Als ſie fort war, erzählten dieſe mit inniger Freude, es ſei dies innerhalb weniger Tage ſchon der zweite längere Beſuch Berthas, die überraſchend geſprächig und liebevoll ſich geberde.

Achtes Kapitel.

Die Mißstimmung, welche Frau Berthas Verhalten bei verschiedenen Bewohnern des Lederergassenviertels erzeugt hatte, übte eine naturgemäße Wirkung auch auf Fräulein Breier und die alte Liesel, die erst allerlei Klagen, dann Vorwürfe anhören und ihren Einfluß schwinden sehen mußten. Fräulein Breier konnte sich noch mit einem vornehmen Achselzucken aus Verlegenheiten ziehen, die alte Liesel mußte aber sich in allerlei wenig schmeichelhaften Ausdrücken sagen lassen, daß sie wohl das Fett allein abschöpfen wolle. Nach dem Wegzug der Familie Erkrath wurde ihre Lage erst recht unbequem. Wo man nicht mit ihr wegen der veränderten Verhältnisse keifte, zeigte man sich wenigstens mürrisch und unfreundlich, und allerlei kleine Gefälligkeiten, die sie früher als Tribut eingeheimst hatte, kamen in Wegfall. War ihr so die früher sehr behagliche Nachbarschaft verdorben, so wurde auch Fräulein Breier in ihrem Verhalten plötzlich immer wunderlicher. Anfangs schalt sie noch wacker mit, bald änderte sie aber den Ton, hörte der Liesel zungengewandte

Ergüsse zwar an, unterstützte sie jedoch nur mit lauer Zustimmung, und schließlich sagte sie gar einmal:

„Lassen Sie mich doch ungeschoren! Was liegt mir daran, wie's die Närrin treibt!"

Es dünkte der Liesel auch, als ob die Breier, die sonst stundenlang sie in ihrem Stübchen duldete und allerlei Vertraulichkeiten mit ihr austauschte, sie zeitweilig nach der Thür dränge und überhaupt sich von ihr losmachen wolle. Eines Tages nun machte die tiefbekümmerte Alte in der Wester'schen Küche ihrem Grimme Luft und meinte, daß Frau Bertha von solchem Ketzergesindel sich bethören lasse, sei doch sündhaft. Der Herr Präses wisse sicherlich nichts davon, und es wäre eigentlich Christenpflicht, ihm davon Nachricht zu geben.

Da fuhr aber die Haushälterin auf.

„Daß mir keine hier Klatschereien und Zwischenträgereien macht! Das wäre das Rechte! So lange der Handel dauert, dauert er. Ein Ende nimmt's einmal. Seht euch nur den Präses genauer an. Ich wäre aber verrückt, wollt' ich's leiden, daß das Ende herbeigeführt wird, ehe es von selber kommt."

Neugierig erkundigte sich jetzt das anwesende Fräulein Breier, was denn solche geheimnisvolle Rede zu bedeuten habe.

Die Haushälterin meinte: „Erst glaubt' ich, sie könnte es nicht lange weiter treiben. Sie hält es aber aus, oder es steckt etwas anderes dahinter, hinter das ich noch nicht gekommen bin. 's ist am Ende nicht

zu verwundern. Eine junge Witwe vergißt doch nicht alles, und der junge Herr verſteht zu leben."

„Ah! Ich verſtehe!" unterbrach ſie Fräulein Breier mit ſüßem Lächeln.

„Was verſtehen Sie?" fuhr ſie die Haushälterin grob an. „Ich habe nichts geſagt, und Ihre feine Naſe, die überall eine Schlechtigkeit wittert, hat dabei gar nichts zu ſchnüffeln. Verſtanden! „Aber", fuhr ſie ruhigeren Tones fort, „mit dem Präſes, den ich doch gut genug kenne, geht etwas Beſonderes vor. Treibt er's zu arg, oder was es ſonſt ſein mag, das kann ſo nicht lange dauern."

Fräulein Breier und Lieſel traten bald darauf gemeinſam den Heimweg an und zwar, wie gewöhnlich, durch die abendlich ſtille, nur von ſpärlichem Gaslicht erleuchtete Allee, die um dieſe Zeit nur Liebespaare oder vereinzelte, im nächſten Dorfe wohnende Arbeiter begingen. Fräulein Breier, die von der Haushälterin rauher Art gekränkt war, begann das Geſpräch und erging ſich in allerlei Vermutungen und Möglichkeiten bezüglich der Witwe Weſter.

Lieſel ſchwieg eine Weile. Dann ſagte ſie in liſtigem Tone:

„Ich hab' geglaubt, Ihnen ſei das alles gleichgültig. Sie haben wenigſtens in der letzten Zeit ſo gethan!"

's iſt mir auch gleichgültig," lautete die Antwort. „Aber man kann doch davon reden!"

„Wenn aber ich davon rede, dann geben Sie mir

deutlich zu verstehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Glauben Sie mir, unsereins hat auch seinen Instinkt und merkt, wie's gemeint ist!"

„Mein Gott, was wollen Sie denn?" sagte Fräulein Breier erstaunt. „Sie werden einem eben manchmal etwas lästig mit Ihrem langen Gerede. Das sag' ich Ihnen ganz ungeniert!"

„Lästig!" erwiderte die Liesel. „Ja wohl, freilich wird man lästig. Weiß recht wohl, warum!"

„Warum, wenn's beliebt?" entgegnete jetzt die Breier sehr scharf. „Was soll das heißen, was wollen Sie da wissen?"

„Je nun, Sie machen sich's jetzt eben bequemer. Bisher sind Sie zu gewissen Leuten hingegangen, jetzt läßt man sie zu sich kommen."

„So! Das also glauben Sie ausspioniert zu haben? Da sieht man, was Sie für eine gefährliche Person sind! Dürfen aber nicht glauben, daß ich Sie fürchte! Ich halt's nicht für nötig, daß Sie alles wissen, und darum können Sie meinetwegen denken und sagen, was Sie wollen. Wenn ich will, kann ich von Ihnen ganz andere Dinge erzählen."

„So! Was denn, wenn ich bitten darf?" keifte jetzt Liesel mit wildem Zorn, im Gehen innehaltend. „Ich hab' mich nie besser gemacht als ich bin, aber so schlecht, wie Sie, bin ich noch lange nicht!"

Fräulein Breier lachte kurz auf.

„Sie alte Kupplerin," sagte sie höhnend, „was

giebt es denn für eine heimliche Schlechtigkeit, die Ihnen nicht zuzutrauen wäre?"

„Ich bin mein Lebtag keine Pfaffenhure gewesen, wie Sie!" entgegnete die Liesel.

Fräulein Breier knirschte mit den Zähnen und ballte die Hände.

„Sie — — — Sie gemeines Weib!" zischte sie. „Sie gottlose Hexe! Eine Kupplerin und Gelegenheitsmacherin sind Sie, mit Ihrer Sympathie schwindeln Sie die Leute an, und — — — meinen Sie vielleicht, ich hätt's nicht schon bemerkt, wie dann und wann ein junges Ding in ihre Dachkammer hinaufsteigt, auch wohl zwei- und dreimal kommt. Auch die rote Magd vom Anker, die Sie an den Kaplan verkuppelt haben, habe ich vor einer Woche etwa gesehen."

Die Liesel stutzte einen Augenblick. Dann sagte sie: „Wenn ich den Mädeln des Spaßes halber die Karten schlage, was ist da daran? Die alte Liesel kennt man, und wenn ich die Leute nehme, wie sie sind, dann ist nichts Schlimmes dabei. Mir kann man wenigstens nichts beweisen. Das feine Fräulein aber, das jetzt auf einmal von der Liesel nichts mehr wissen will, hat mir Dinge erzählt, mit denen man doch keine bloße Großsprecherei treibt, und die ich in der Sterbestund' beschwören kann."

Fräulein Breier erwiderte: „Mein Gott, was habe ich Ihnen denn so Fürchterliches erzählt? Es fällt mir auch gar nicht bei, Ihr Thun und Treiben zu bekritteln. Das Klatschen ist nicht meine Sache.

Ich habe nichts gegen Sie! Sie haben den Streit angefangen."

„Ich, ich hätte angefangen?" rief Lieſel entrüſtet aus. „Da hört ſich doch alles auf! Hab' mich über Ihren Stolz beklagt, ja, das habe ich, und da ſind Sie mir gleich mit ſpitzigen Redensarten gekommen. Wer aber ſoviel auf dem Gewiſſen hat, wie Sie, der hat zur Hoffart keinen Grund. s' iſt ja wahr, keines iſt von Sünden frei, und ich wünſch' mir auch, daß unſer Herrgott mich nicht gar zu plötzlich abruft, daß ich noch das heilige Sterbeſakrament erwiſch', aber — — —"

„Schwatzen Sie doch keinen Unſinn, Lieſel!" unterbrach ſie Fräulein Breier in einem vertraulich ſcherzenden Tone. „Wir zwei machen uns ja doch einander nichts weis. Religion muß ſein, das iſt wahr, aber mit der Frömmigkeit allein kommt man nicht durchs Leben. Iſt's nicht ſo?"

„Ja, ja," erwiderte die Lieſel zögernd, „das iſt wieder wahr, und dafür ſind ja die geiſtlichen Herren da, daß man's beichten kann, und abbeten läßt ſich auch was. Aber — — —"

„Man muß eben das Leben nehmen wie es iſt!" fuhr Fräulein Breier fort. „Das ſind ganz ſchlechte Leute, die nicht lieber zu was ſolidem kommen, und in meinen Jahren kann man auch noch immer ſo was finden. Das war auch immer mein Plan, und es hat ſich auch ſo gefügt. Daß Sie's nur wiſſen, ich habe eine gute Heirat in Ausſicht."

„Heirat? Sie? Ja, um Gottes willen, wen denn?“ rief die Lieſel, in ihrer Überraſchung allen Ärger vergeſſend.

„'s iſt ein reſpektabler Mann, und damit Sie ſehen, daß ich nicht ſtolz bin, will ich's Ihnen nur ſagen, der Spitalverwalter Bienenfeld — — —“

„Der alte Bienenfeld? Jeſſes Maria! So'n anſehnlicher Mann in einem ſolchen Poſten!“ rief Lieſel wieder ſtaunend aus. „Und der — — —“ fragte ſie dann mit lauerndem Mißtrauen.

„Er beſucht mich zuweilen. Er hat einige Flaſchen Wein bei mir eingeſtellt und plaudert dann gern mit mir bei der Cigarre und beim Glas. Ich will Ihnen ein Fläſchchen zukommen laſſen, Lieſel. Aber reinen Mund halten! Er will's natürlich nicht wiſſen laſſen, daß er mich beſucht, und darum mußte ich zuweilen ein bißchen abweiſend gegen Sie ſein.“

„Der Spitalverwalter — — der Spitalverwalter — — Jeſſes, Jeſſes — — ſo was!“ murmelte kopfſchüttelnd Lieſel vor ſich hin. „Ja, wie kommen Sie denn gerade an den?“ fragte ſie dann.

„Ganz zufällig!“ erwiderte die Gefragte. „Ich hatte was nachzufragen im Spital, im Auftrage von jemandem. Ich hab's auch nicht gewußt, daß er auf die Weiber aus iſt, wie toll — — —“

„Der Bienenfeld? Davon hab' ich doch nie etwas gehört!“

„Ja, er iſt eben vorſichtig!“ erklärte Fräulein Breier, und mit deutlicher Selbſtgefälligkeit ſetzte ſie hinzu:

„Ich muß ihm wohl gefallen haben, und jetzt verſtehen wir uns recht gut zuſammen. Er meinte ſelber, von freien Stücken, ich ſollt' ihm die Wirtſchaft führen. Deſſen habe ich mich geweigert, und jetzt geniert es ihn nur noch wegen des Sohnes, des Doktors. Mit dem ſteht er nicht gut. Aber das wird ſich ſchon geben."

„Ja, wenn man Frau Spitalverwalterin zu werden die Ausſicht hat, dann kann freilich der Stolz leicht kommen!" meinte die Lieſel. „Da kann unſereins nicht mehr mitkommen."

In ihrem Tone lag etwas von Hohn und drohender Bosheit, was Fräulein Breier veranlaßte, eifrig zu ſagen:

„Gott bewahre, liebe Lieſel! Eben deshalb habe ich Sie ins Vertrauen gezogen. Wir wollen die alten Freundinnen bleiben, und wenn es einmal ſo iſt, werde ich das meinige für Sie thun. Den kleinen Wortwechſel von eben wollen wir uns nicht weiter nachtragen. Es hat eins dem andern nichts vorzuwerfen. Nicht wahr?"

Lieſel war mit der Verſöhnung zufrieden und ließ ſich, nach Hauſe gekommen, eine Flaſche von des Spitalverwalters Wein ſchenken, die ſie auf ihrem Stübchen einſam trank. Bei dieſer von dem langſamen und bedächtigen Kauen eines Weißbrotes, das ihr Fräulein Breier dazu geſchenkt hatte, begleiteten Beſchäftigung ſtellte ſie über das eben Gehörte Betrachtungen an. Zunächſt ſtand es bei ihr feſt, daß dieſer glatten Heuchlerin, die ſich ohnedies im Leben ſo angenehm zu betten wußte, ein ſolches Glück nicht zu gönnen war. Der Neid

fachte den einmal aufgerüttelten und nur ſcheinbar beſchwichtigten Groll zum kräftigen Haſſe an, und dieſer Haß begann nun klug zu berechnen, ob er vorſichtig ſich verbergen oder in boshafter Freudigkeit ſich Luft machen ſolle. Wohl hatte Fräulein Breier Lieſels Zunge zu fürchten, und dieſe Furcht hatte ſie deutlich gezeigt. Aber Lieſel fühlte, daß die ſchlaue Heuchlerin ihr an Klugheit überlegen war und recht wohl Mittel finden konnte, die läſtige Vertraute ihrer Vergangenheit unſchädlich zu machen. Hinderte man die Ehe, ſo war die darüber entſtehende Feindſchaft weniger zu fürchten, als die Tücke der Verheirateten. Zwar lockte auch die Möglichkeit künftiger Vorteile, aber dieſe Möglichkeit trat, je länger Lieſel überlegte, deſto mehr gegen die Überzeugung zurück, die Spitalverwaltersgattin würde die ehemalige Vertraute mit dem Aufgebote aller Klugheit als Feindin behandeln.

Die Flaſche war leer getrunken, die vom Wein erzeugte Erhitzung ſteigerte die haßerfüllten Erwägungen der Alten zu teufliſchem Behagen. Sie kicherte vor ſich hin, ſummte ein ſchmutziges Lied, und ein Lächeln lag noch auf dem zahnloſen Munde, als ſie beim Abendgebet den Roſenkranz durch die Finger zog.

Des andern Morgens ging Lieſel vor Dr. Bienenfelds Wohnung, las auf dem Thürſchilde die Zeit der Sprechſtunde, und fand ſich dann pünktlich zu derſelben ein. Da Bienenfeld kein Specialiſt war und vorzugsweiſe Hauspraxis übte, waren nicht viele Kunden anweſend. Lieſel wurde bald vorgelaſſen. Sie nannte

ihren Namen „Eliſe Schwertfeger“ und erklärte ſofort, ſie käme nicht krankheitshalber, ſondern in einer den Doktor ſelber betreffenden Privatangelegenheit. Dieſer war nicht wenig erſtaunt. Lieſel machte lange, geſchwätzige Umſchweife, die ſeine Ungeduld reizten und ihr die unwirſche Aufforderung eintrugen, nicht ſo viel Unſinn zu ſchwatzen. Endlich kam Sie dazu, ſeines Vaters Erwähnung zu thun.

„Mein Vater?“ unterbrach ſie Bienenfeld. „Ich miſche mich nicht in die Angelegenheiten meines Vaters!“

Lieſel lächelte.

„Das geht Sie aber doch auch ein bißchen was an, wenn der Herr Vater eine ſchlechte Weibsperſon heiraten will!“ ſagte ſie.

„Mein Vater heiraten? Dummes Zeug! Laſſen Sie mich ungeſchoren mit Ihrem Klatſch!“ erwiderte Bienenfeld unwirſch.

Lieſel blieb ſtandhaft, lächelte wiederum und meinte: „Das dachte ich mir, daß Sie's nicht ſofort glauben wollen. 's iſt aber doch ſo!“ Dann nahm ſie eine ernſte Miene an, riß die Augen auf, ſchlug die Hände zuſammen und fuhr fort: „Und was für eine gottloſe Perſon das iſt, Ihre künftige Frau Stiefmutter! Ein verſchlagenes Ding, das ſo einem alten Herrn den Kopf verdrehen kann! Oh, die iſt ſo voller Schlechtigkeit — — —“

Bienenfeld begann die Sache ernſthafter zu nehmen und forderte mit verhaltener Erregung die Alte auf:

„So erzählen Sie, was Sie wiſſen! Aber das ſage

ich Ihnen, mit Altweibergeklatsch dürfen Sie mir nicht kommen, sonst werfe ich Sie zur Thüre hinaus. Verstanden?“

Liesel begab sich an das Erzählen. Aus den in cynischem Behagen gegebenen Berichten über Fräulein Breiers mit ihr gepflogene Vertraulichkeiten entnahm Bienenfeld folgendes.

Fräulein Breier pflegte in den Häusern der vermöglichen geistlichen Herren, in welchen sie Dienstleistungen verrichtete, sich an den Hausherrn auf diese oder jene Weise heranzuschleichen, und verstand es, der Art des einzelnen nachgehend, sich dessen freundliches Wohlwollen zu erringen. Schließlich nutzte sie einen von ihr selbst mit tückischer Geschicklichkeit veranlaßten schwachen Augenblick desselben, um entweder ihn in ein dauerndes schmachvolles Joch zu zwingen, oder aber, sich als die Mißbrauchte darstellend, an dem Geängstigten Erpressung zu üben. Liesel wußte neben allerlei Einzelheiten auch Namen solcher Opfer zu nennen, deren heikle Stellung die Breier wie ein Blutegel auszunutzen verstanden hatte. Vier angesehene Geistliche waren es, die Liesel bezeichnete, hinzufügend, daß diese nur die ihr bekannten Hauptopfer seien, neben welchen sich aus früherer und aus neuerer Zeit noch mancher nur vorübergehend ausgebeutete Priester befinden dürfte.

Die Alte hatte solche Einzelheiten geboten, daß an eine Erfindung kaum zu glauben war. Als Bienenfeld gleichwohl noch ihre Wahrhaftigkeit einer näheren

Prüfung unterzog, beteuerte ſie, der Schlag möge ſie auf der Stelle treffen, die Zunge möge ihr verdorren, und ewig verdammt wolle ſie ſein, wenn etwas über ihre Lippen gekommen ſei, was ſie nicht von der Breier ſelber erfahren habe. Er fragte ſie darauf mit düſterem Ernſt, ob ſie in Gegenwart der Breier das Geſagte zu wiederholen vermöge. Sie zögerte zwar einen Augenblick mit ängſtlichem Blick, erklärte ſich aber ſchließlich bereit dazu. Als endlich Bienenfeld glaubte, ſich ihrer entledigen zu können, meinte ſie mit unterwürfiger Bettlermiene, ihre Nachricht habe doch großen Wert für den Herrn Doktor, ſie ſetze ſich dabei Unannehmlichkeiten aus und habe auf eine Erkenntlichkeit gerechnet.

Bienenfeld ſchleuderte einen Thaler auf den Tiſch, in deſſen Nähe ſie ſtand. Lächelnd ſagte ſie:

„Herr Doktor, die Breier war eine gute Freundin von mir und kann Ihre Stiefmutter werden. Da iſt ein Thaler doch ein bißchen wenig!“

„Nun, was begehren Sie denn für Ihren Liebesdienſt?“ fragte Bienenfeld unwillig.

„Zehn Mark, mein' ich, wäre doch nicht zu wenig!“ entgegnete Lieſel. „Ich bin eine arme Perſon, die ſich ſchwer durchs Leben ſchlagen muß.“

Bienenfeld vertauſchte, in ſeine Weſtentaſche greifend, den Thaler mit einem Zehnmarkſtück und ſagte:

„So, jetzt gehen Sie aber!“

„Vergelt's Gott tauſendmal!“ rief die Lieſel vergnügten Antlitzes, das Geldſtück ergreifend. „Ich will auch etliche Vaterunſer beten, daß der Herr Doktor

das Unglück verhüten können. Iſt ja ſo ein reputierlicher Mann, der Herr Spitalverwalter, und ſo eine ſchlechte Perſon! Du mein Jeſſes, die Leut' wollten reden!"

„Gehen Sie, gehen Sie!" mahnte er nochmals und mit einem Knixe einen guten Abend wünſchend, entfernte ſich die Alte.

Bienenfeld ſank auf einen Stuhl und ſtarrte in tiefer Erregung vor ſich hin. Durch die Botſchaft war er aus der glücklichſten Stimmung geriſſen worden. Am ſelben Vormittag hatte er Thekla allein begegnet und ſie mit raſch gereiftem Entſchluſſe angeſprochen. Habermanns Vorſchlag, die Angelegenheit durch einen unmittelbaren Schritt beim geiſtlichen Rate zur Entſcheidung zu bringen, hatte er bisher immer mit zögerndem Widerwillen verſchleppt. Jetzt war ihm die Gelegenheit gegeben, den ihm gefälligeren Weg zu finden und erſt des Mädchens Geſinnung zu erkunden. Wohl mußte Thekla zunächſt eine ſonderbare Befangenheit an ihrem Begleiter wahrnehmen, aber bald hatte er die richtige Bahn gefunden, und das heiß erglühende, in der Erregung unbewußt die Schritte beſchleunigende Mädchen hörte eine ſchmucklos ſchlichte, aber doch aus tiefſter Empfindung kommende Liebeserklärung. Daß dieſelbe nicht unangenehm empfunden wurde, konnte Bienenfeld aus dem Umſtande ſchließen, daß ſich das Mädchen von ihm willfährig in eine einſame, an Gartenmauern entlang führende Querſtraße lenken ließ.

Dort brachte er die Verwirrte endlich dazu, auf

ſeine vielen Worte eine kurze, faſt unverſtändlich gemurmelte Antwort zu bekommen. Sie lautete:

„Ich war Ihnen immer gut.“

Auf jede weitere wißbegierige Frage folgte eine beglückende Bejahung, wenn auch nur in einem geſchämigen Kopfnicken beſtehend, und ſchließlich ſah er das unſchuldsvoll muntere Geſicht mit einem herzerwärmenden Leuchten der ſchönen braunen Augen und einem kindlichen Lächeln voll und ganz auf ſich gerichtet. Mit milder Zurückweiſung hielt Thekla ſeinen deutlichen Liebeseifer in den der Straße angemeſſenen Schranken. Als man wieder auf eine verkehrsreichere Strecke gekommen war, wurde die Geſinnung des geiſtlichen Rats beſprochen. Thekla meinte mit einem vorwurfsvollen Seitenblick, es ſei ja freilich ſchlimm, daß ihr Bewerber gar ſo wenig chriſtlich ſei, aber Habermanns häufigere Bemerkungen über ihn ſeien von ſichtlich guter Wirkung auf den Onkel geweſen. Schließlich meinte ſie:

„Der Onkel hat mich lieb und wird ſchon mit ſich reden laſſen. Ich will auch mit der Baroneſſe ſprechen, daß ſie uns hilft.“

Als Bienenfeld die Anſicht ausſprach, daß er von dieſer Seite gar nichts zu hoffen habe nach den ihm gewordenen Erklärungen, da meinte Thekla:

„Ach, das iſt nicht ſchlimm! Damit ſollten Sie nur von mir abgeſchreckt werden. Wenn die Gute von mir erfährt, daß das nichts genützt hat, dann wird ſie murren und mich ſchelten, aber doch tapfer zu uns ſtehen!“

Über dieſes ſonnige Bild hatte die Angeberei der

Alten häßliches Gewölk gebreitet. Bienenfeld war ein treuer Sohn, und das eigene Glück trat vor der Vorstellung des dem Vater drohenden Unheiles zurück. Er täuschte sich nicht darüber, daß dieses Unheil sich sehr leicht verknüpfen könne mit einer Verschlimmerung des ohnehin so schlechten Verhältnisses zwischen Vater und Sohn; er fühlte sich aber verpflichtet, den Vater zu warnen, ihn vor die Wahl zwischen dem Sohn und dem Gegenstand schmählicher Leidenschaft zu stellen, obwohl er das Leben gut genug kannte, um zu wissen, daß greisenhafter Eigensinn sich am halsstarrigsten gerade in solchen Fällen verliebter Thorheit offenbart. Der Vater war nicht liebevoll mit ihm gewesen, aber ihn schmerzte der Gedanke, den alten Mann im Joch eines solchen Weibes zu wissen, und obwohl ihm das Glück eines innigen Familienlebens seit langem versagt war, schämte er sich um seines ehrlichen Namens willen, der mit schmutziger Lächerlichkeit behaftet werden sollte, und er gedachte der toten Mutter, deren Andenken kein ärgerer Schimpf werden konnte. Erst im Laufe der finsteren Gedanken fiel ihm, den Schmerz erhöhend, bei, daß des Vates thörichtes Handeln das eigene Liebesglück zerstören könne. Jenes Weib war eine Frömmlerin. Es gab Geistliche, denen ihre Verheiratung nur erwünscht sein konnte. Ihr Vorleben war ein Geheimnis, und leicht war es ihnen, einen häßlichen Vorwurf daraus zu bereiten, daß er der Verheiratung wegen mit dem Vater dauernd brach. Er durfte nicht die künftige Stiefmutter an den Pranger

ſtellen und mußte ſich ſchweigend Mißdeutungen ſeines Verhaltens gefallen laſſen, die ihn beim Domherrn in übles Licht ſetzten. Und, wenn das Vorleben des Weibes doch kein Geheimnis blieb, wenn jene Alte, da ſie die Heirat nicht hatte verhindern können, gegen die Verheirateten ihre Bosheit geltend machte, dann war der Handel nicht viel beſſer. Mochte er als Sohn auch völlig ſchuldlos erſcheinen, dem Domherrn konnte es nicht gefallen, ſeine feingebildete, reine Nichte in ſo fragwürdige verwandtſchaftliche Beziehungen treten zu laſſen. Es war dem geiſtlichen Herrn nicht zu verargen, wenn er es vermied, um ſolch trüber Verhältniſſe willen ſich in einen Gewiſſensſtreit einzulaſſen.

Der alten Lieſel war indeſſen ob des guten Gewinnes und der guten Ausſicht für das weitere Gelingen ihres boshaften Zieles ſo fröhlich ums Gemüt, daß zunächſt in einer wenige Schritte von des Doktors Wohnung gelegenen Schenke das Goldſtück gewechſelt und ein ſüßer Schnaps feinerer Sorte, als das gewohnte Getränk, als Freudentrunk eingenommen wurde. Bis zur Lederergaſſe war aber eine nicht unbedeutende Strecke zurückzulegen, der ſüße Schnaps hatte trefflich gemundet, und der Silberſchatz in der Taſche war ſo ungewohnt reich, daß man eine neue Probe an einer zweiten Stelle machte, wo buntfarbige Flaſchen verführeriſch zur Einkehr einluden. Dann führte ſie der Weg an dem Jeſuitenbräuhaus vorbei, und die Erwägung machte ſich geltend, daß auf die beiden Schnäpſe ein Maß Bier und ein Stück guten Käſes dem Magen

recht zuträglich ſein dürften. Der Zufall wollte es, daß ihr des Weiteren ein ſtelleuloſes Dienſtmädchen ihrer Bekanntſchaft in den Weg kam, das allerlei Vertrauliches zu ſchwatzen hatte und, nachdem man eine Viertelſtunde auf der Straße geſtanden hatte, den Vorſchlag machte, zu einer Halben in die nahe Wirtſchaft einzutreten. Lieſel fühlte ſich, als ſie aus dem Wirtshauſe kam, zwar in ſehr angeregter Stimmung, aber etwas unſicher auf ihren alten Beinen. In der Lederergaſſe angekommen, konnte ſie gleichwohl der Begierde nicht widerſtehen, noch ein Schnäpschen zu ſich zu nehmen, ein einziges, um beſſer ſchlafen zu können. Inzwiſchen war es Abend geworden. In der Kneipe herrſchte reger Verkehr, Lieſel traf viele Bekannten und wurde redeluſtig. Die Anweſenden hatten ihren Spaß daran, das Unſinn ſchwatzende, angetrunkene Weib durch Neckereien aufzuregen und dabei zu weiterem Trinken zu reizen, bis es unter allgemeinem Gelächter nur noch taumelnd die Schenke verließ. Als die Betrunkene ihr Wohnhaus erreicht hatte und in den Flur hereintappte, öffnete Fräulein Breier die dort befindliche Kellerthür. Sie trug ein kleines Petroleumlämpchen in der Hand und war mit ſchwarzem Straßenrocke und weißer, geſtickter Nachtjacke bekleidet. Lieſel ſtieß einen unartikulierten Laut der Heiterkeit aus und ſtolperte auf die ehemalige Vertraute zu. Dicht vor der Kellertreppe machte ſie taumelnd Halt, und ihre Hand ſchwer auf die Schulter der mißgelaunt zurücktretenden legend, ſtammelte ſie:

„Aha! Iſt er wieder da — — — dein — — — ich — — — will auch ſo einen — — — Wein — — — Wein — — —“

Die Breier wollte ſie mit einem kräftigen Stoße abſchütteln, die taumelnde Alte hielt ſich aber an ihrem Arme feſt. Ein kurzer, halblauter Aufſchrei ertönte, die Lampe fiel zu Boden und verlöſchte zerbrechend, der Klang der aus Lieſels Taſche fallenden Geldſtücke begleitete den mehrmaligen dumpfen Aufſchlag der in enger Verſchlingung die Kellertreppe hinabkollernden Weiber. In der tiefen Finſternis des Kellers ſuchte ſich Lieſel nach kurzer Betäubung aufzurichten. Sie lag auf der Breier, die kurze, wimmernde Laute von ſich gab. Bei dem Verſuche ſich aufzurichten, verſpürte ſie einen raſenden Schmerz im linken Beine, ſo daß ſie mit lautem Schrei wieder auf den unter ihr liegenden Körper fiel. Der Schmerz, die Finſternis, das leiſe Wimmern der Unglücksgenoſſin bildeten ein ſo unheimliches Ganzes, daß die Betrunkene von wahnwitziger Angſt ergriffen wurde, die um ſo mächtiger ſie erfaßte, je weniger ſie die Fähigkeit hatte, ſich auf die Sachlage klar zu beſinnen. Mit haſtigen Fingern taſtete ſie an dem Körper der Genoſſin herum. Erſt ſpürte ſie einen wirren Knäuel von Kleidern, dann griffen ihre Hände auf mit wollenen Strümpfen bedeckte Beine, die bei der Berührung zuckten, gleich darauf berührte ſie das Geſicht, und von da glitt die Hand nach den Haaren, die naß waren. Entſetzen und Schmerz vereinten ſich zu einem tieriſchen, Kreiſchen

und Brüllen ineinandermiſchenden Geſchrei, das ſie mit äußerſter Lungenkraft anhaltend von ſich gab. Die ſchon zur Nachtruhe gerüſteten Hausbewohner liefen herbei. Zu ihrem nicht geringen Erſtaunen trat aus Fräulein Breiers Behauſung der Spitalverwalter Bienenfeld mit dem angſtvollen Rufe:

„Was giebt's? Was iſt geſchehen?“

Lieſels, wenn auch nur gedämpft aus der Tiefe dringendes, doch immer noch in ſeiner ſonderbaren Art ſchrecklich klingendes Geſchrei, hatte ihn jede Zurückhaltung vergeſſen laſſen und ohne weitere Überlegung vor die Thür getrieben.

Den mit Lampen in den Keller hinabeilenden Bewohnern ſtarrte Lieſel mit ſtierem Blicke, unter unausgeſetztem Geſchrei entgegen. Unter ihr lag bleich, mit geſchloſſenen Augen, geöffnetem, die Zähne weiſendem Munde, in häßlich verſchränkter Stellung Fräulein Breier. Ihr Kopf ruhte in einer Blutlache, Blut rieſelte aus ihren Haaren. Noch atmete ſie, und bei aufmerkſamem Horchen konnte man ein zeitweiliges Ächzen vernehmen; aber ſie war ohne Beſinnung.

Im Hausflur und auf der Straße hatte ſich indeſſen bereits eine größere Anzahl Neugieriger geſammelt. Der Spitalverwalter war vor den verwundert fragenden Blicken ſofort wieder in das Zimmer zurückgewichen. Als er aber eine Frauensperſon rufen hörte: „Die Breier iſt tot! Sie hat ſich den Kopf eingeſchlagen!“ griff er in jäher Haſt nach ſeinem Hut und ſtürzte, die Leute beiſeite ſchiebend, auf die Straße.

Man brachte die Verunglückten in die Stube der Breier. Dieſe ſelbſt legte man auf das Bett und netzte den blutenden Kopf mit naſſen Tüchern; die immerfort ſchreiende Lieſel legte man auf das Sofa. Dort beruhigte ſie ſich. Während das Lager der leiſe atmenden Breier von Helfenden, Ratenden und Neugierigen umſtellt war, ſprach die Alte in kläglichem Ton einen frommen Spruch nach dem andern: „Herr erbarme dich meiner! — — Heilige Jungfrau Maria! — — O du mein lieber Gott! — — Du göttlicher Heiland! — — Schmerzhafte Mutter, bitt' für mich!"

Als eine mitleidige Seele unter den Anweſenden ſie fragte: „Wo fehlt's denn, Lieſel?" erwiderte ſie ächzend: „Alles iſt verſchlagen, ich bin hin! O weh, o weh!"

Der herbeigerufene Arzt fand die Breier in den letzten Zügen. Die Anweſenden knieten nieder und beteten das Vaterunſer. Bei der Lieſel ſtellte der Arzt einen doppelten Bruch des linken Beines feſt. Ein Heilgehilfe wurde noch herbeigeſchafft, und unter ihrem wilden Klagegeheule richtete der Arzt mit deſſen Beihilfe die beiden Bruchſtellen ein, legte einen Verband an und befahl, ſie ſofort ins Krankenhaus zu befördern.

Doktor Bienenfeld begab ſich am folgenden Morgen zu ſeinem Vater. Von den Geſchehniſſen in der Lederergaſſe wußte er nichts. Er fand dieſen aber in heftiger Erregung. Ein Mann hatte dieſem den in der Wohnung der Breier zurückgelaſſenen Spazierſtock gebracht und mit einem unangenehm lauernden Blick den Tod derſelben berichtet.

Als der Doktor ernſter Miene ſagte:

„Ich habe in einer peinlichen Angelegenheit mit dir zu reden, lieber Vater!“ fuhr der hochgewachſene Greis, der mit ſeinem geſund geröteten Antlitz und dem ſchneeweißen Haar eine ſtattliche Erſcheinung bot, haſtig auf:

„Haſt ſchon gehört? Kommt der Herr Sohn, dem Vater Vorwürfe zu machen? Ich hab' mit der Perſon nichts Unrechtes gehabt; mögen die Leute ſchwätzen, was ſie wollen. Übrigens ſind das meine Sachen und habe ich niemand Rechenſchaft zu geben.“

Nach einem kurzen Hin und Her wurde zwiſchen beiden der Sachverhalt klargeſtellt.

Der Doktor fühlte ſich erleichtert bei der Todesnachricht. Das etwaige Geſchwätz würde nach kurzer Zeit aufhören, meinte er, und ein großes Unglück ſei verhütet worden. Dann berichtete er dem Vater, was er über die Tote erfahren habe. Die, ſanfte kindliche Achtung mit leiſer Wehmut miſchende Art des Sohnes machte den Alten zugänglicher. Er geſtand zu, daß er Heiratspläne gehegt habe, und verteidigte die Breier als eine gebildete, tüchtige Perſon. Es geſchah dies aber mit einer Lauheit und ſcheuen Unſicherheit, welche dem Doktor auffielen. Er gab ſcheinbar nach, redete von möglichen Übertreibungen, an denen aber doch etwas Wahres ſein dürfte, und brachte auf dieſe Weiſe nach kurzer Weile den Vater zu dem Geſtändniſſe, daß er im Grunde froh ſei, einer drückenden Feſſel entledigt zu ſein. Die Breier ſei in der That ein ſittenloſes

Geſchöpf geweſen, das unter der Maske der Frömmelei grobe Laſterhaftigkeit verborgen habe; der Heiratsgedanke ſei ihm ſelber unbehaglich geweſen, aber die Perſon habe es verſtanden, ein unentrinnbares Netz um ihn zu flechten. Die ernſte, vorwurfsvolle Miene, mit welcher der Sohn ſein Geſtändnis anhörte, reizte ihn aber zu kindiſchem Trotz. „Im übrigen," ſagte er mit erheuchelter Sicherheit, „was iſt dabei? Ich bin ein rüſtiger, lebenskräftiger Mann, und ſolche Dinge kommen oft genug vor im Leben. Das hat auch gar nichts mit dem zu thun, was zwiſchen uns beiden in Frage ſteht. Die Religion, das iſt was ganz anderes, und ſeinen Glauben kann man unter allen Umſtänden heilig halten."

Ruhig erwiderte der Sohn:

„Du lenkſt das Geſpräch nach einer Seite, die meinen Gedanken zunächſt fern lag, ich bin aber bereit, dir nach dieſer Richtung zu folgen. Es iſt ein hartes Ding — ich wenigſtens fühle ſo — wenn Vater und Sohn ſich nicht verſtehen. Weil ich in gewiſſen Dingen anderer Meinung bin als du, hältſt du mich deiner väterlichen Liebe unwert — —"

Der Alte machte eine lebhafte Gebärde des Widerſpruches.

„Wenigſtens," fuhr der Doktor fort, „haſt du dich mir entfremdet. Vereinte ich mit meinem Unglauben einen ſittenloſen Lebenswandel, ſo hätteſt du recht, ſo aber — — —"

„So aber meint der Herr Sohn, ſei er im Grunde

beſſer als ſein Vater?“ unterbrach ihn der Spitalverwalter mit gekünſteltem Spotte, aus welchem die Unſicherheit des Selbſtgefühles herausklang.

„Nie,“ erwiderte der Doktor, „würde mir das beifallen. Ich, der Arzt, weiß jede menſchliche Schwäche duldſam zu betrachten, um ſo mehr eine ſolche meines Vaters. Aber du giebſt mir durch dieſe Schwäche immerhin das Recht zu fragen: Wenn du ſelber wider deinen Glauben fehlſt, warum verſagſt du um des Glaubens willen mir die väterliche Liebe?“

„Ich wider meinen Glauben fehlen? Weil ich, ein ſchwacher Menſch, einmal in Sünde verfallen bin, deshalb fehle ich doch nicht an meinem Glauben! Wir ſind alle Sünder, die der göttlichen Barmherzigkeit bedürfen, und dieſe wird uns nur, wenn wir glauben. Die größte Sünde iſt aber die Hoffart, die Gottes entbehren zu können vermeint.“

„Vater!“ rief der Doktor jetzt in erregtem Eifer. „Danach wäre dir wohl ein ſittenloſer Sohn, der frömmelnd die kirchlichen Gebräuche beobachtet, lieber als der glaubensloſe, der aber ſeines Wandels ſich nicht zu ſchämen braucht?“

„Daß ich manchen Streich des jungen Blutes bei dir lieber geſehen hätte, als deine Glaubensloſigkeit, leugne ich nicht!“ erwiderte der Spitalverwalter, ſich noch einmal zu väterlicher Würde aufraffend.

„Du teilſt da eine leider weitverbreitete Anſicht!“ verſetzte der Doktor. „Doch darüber wollen wir nicht ſtreiten. Du biſt noch in einem anderen, größeren

Irrtum befangen. Jeden noch ſo ſchweren Fehltritt glaubſt du mit dem Glauben ausgleichen zu können und meinſt, die Mittel, welche die Kirche in Bereitſchaft hat für Vergebung der Sünden, enthöben dich der Pflicht, dich ſelber zu bezwingen, Herr deiner Leidenſchaft zu werden. Das iſt's unter vielem andern, was ich der Kirche verarge, daß ſie die Gläubigen zu ſolcher trägen Sicherheit eines Formelglaubens, zu ſittlicher Schlaffheit, für welche der Prieſter der ſtets bereite Seelenarzt iſt, verleitet. Aber die katholiſche Religion iſt nicht ſo ſchlecht, wie du ſie dir denkſt; das ſage ich, der Ungläubige. Sie verlangt denn doch über den Formelglauben hinaus eine auf eigenem ſtarken Willen beruhende Sittlichkeit, und wenn du dieſe nicht beſitzeſt, dann treibſt du Mißbrauch mit ihr. Das wird dir jeder ehrliche Prieſter ſagen. Ich gehe weiter und ſage, die Sittlichkeit, das rechtſchaffen ſich ſelbſtbeherrſchende Wollen des Guten iſt des Menſchen erſte und oberſte Religion, und nur darum handelt es ſich, ob der Menſch aus ſich ſelber gut ſein kann, oder ob er der Lehrmeiſterin Kirche immerdar bedarf. So, wie die Dinge ſtehen, begehſt du ein doppeltes Unrecht, mir die volle väterliche Liebe zu verſagen. Wärſt du in allen Stücken ſo glaubensſtreng geweſen, ſo könnteſt du mit einem Schein von Recht, wenn es auch wider die Natur iſt, dem Sohne grollen, jetzt aber, da du die Schwäche der Natur mit dem Geſetze der Kirche ſo geſchickt zu verſöhnen verſtehſt, jetzt begehre ich von dir, daß du auch deinen ſo biegſamen Glauben mit dem heiligſten Naturgefühle verſöhnſt!"

Der Spitalverwalter fühlte sich sehr unbequem in der Wahrnehmung, daß der Sohn Gewalt über ihn hatte und durch keinerlei Redensarten das väterliche Übergewicht wieder herzustellen war. Sein Gewissen sagte ihm aber deutlich genug, daß diese Gewalt berechtigt war, und mit dem Gefühl der Achtung vor dem tüchtigen Sohne zog auch die Reue über die lange Verkennung desselben in das väterliche Herz ein.

Zunächst verschanzte er sich hinter die Behauptung, daß er es nie an väterlicher Liebe habe fehlen lassen, daß sein Herz trotz der geistigen Entfremdung immer am Sohne gehangen habe. Der Doktor setzte ihm aber hart zu und wies ihm deutlich nach, wie sich zwischen Vater und Sohn gewisse Geistliche gestellt hätten, erst in der Absicht, den Abtrünnigen durch die väterliche Gewalt wieder in ihre Macht zurückzuzwingen, und dann im eifernden Zorne über das Mißlingen ihrer Absichten.

„Mir aber," schloß er mit ernst zitternder Stimme, „hat es meine Jugend verbittert und mich zum Sonderling gemacht, den andere, denen nicht der Groll eines beraubten Gemütes im Herzen wuchert, einen maßlosen Streithans, einen ungefügen Polterer nennen."

Versöhnt gingen Vater und Sohn auseinander, obwohl die Versöhnung bei der Befangenheit des Vaters, die noch mit falschem Selbstgefühl rang, mehr das Wesen einer beschwichtigenden Beilegung alter Mißverständnisse als das eines vollen Herzensaustausches an sich trug. Bienenfeld war fürs erste zufrieden, da wenigstens die Bahn zum väterlichen Herzen gebrochen

war. Die völlige Aussöhnung vollzog sich aber in den nächsten Tagen in ganz anderer Weise, als er gedacht hatte.

Der Unglücksfall in der Lederergasse wurde in der ganzen Stadt besprochen, nicht der Verunglückten wegen, sondern wegen des pikanten Nebenumstandes, daß der als Liebling der kirchlichen Kreise bekannte Spitalverwalter sich zur Abendzeit in der Wohnung einer frommen alten Jungfer befunden hatte. Alsbald knüpften sich an diesen dort belächelten, anderswo mit Stirnrunzeln aufgenommenen Umstand allerlei Gerüchte, die zum Teil sehr faßbare Gestalt annahmen. Aus diesen Gerüchten ergab sich, daß der Herr Spitalverwalter, dessen stattliche Gestalt so würdevoll bei Kirchenfesten und Bittgängen in der Reihe der Frommen aufragte, in still verborgenen Kreisen verkehrte, die keineswegs im Gerüche besonderer Frömmigkeit standen, und überdies, daß er, wo es in sicherer Heimlichkeit geschehen konnte, ob Frau, ob Mädchen, ob jung oder schon in sehr reifen Jahren, gern mit sehr zudringlichen Artigkeiten behelligte. Es handelte sich dabei um Einzelheiten recht heikler Art, und der Redakteur eines am Orte erscheinenden radikalen Blättchens machte sich ein besonderes, geschäftlich einträgliches Vergnügen daraus, in dem dunklen Handel mit eifrigen Händen herumzuwühlen. Das Spital war eine Stiftung, die teils unter städtischer, teils geistlicher Aufsicht stand und streng katholisches Gepräge trug. Zwar fehlte es dem Verwalter nicht an geistlichen Freunden, welche die

Sache zu unterdrücken bemüht waren, aber der Bischof selbst, dem die Sache zu Ohren gekommen war, übte einen Druck aus, demzufolge ihm bedeutet wurde, er möge freiwillig auf seine Stellung verzichten. Der völlig niedergeschmetterte Mann hatte schon bei dem ersten Auftauchen der Gerüchte dem milde und schonend, aber doch eindringlich fragenden Sohne ein offenes Geständnis abgelegt, aus welchem dieser mit bitterem Schmerze entnehmen mußte, daß sein glaubensstrenger Vater nichts anderes als ein heuchlerischer Wüstling war. Der zerknirschte, tiefbeschämte Alte gab sich dem Sohne mit der Willenlosigkeit eines ertappten Schulknaben preis. Dieser ließ kein Wort des Vorwurfes hören, sondern war nur bemüht, dem zu greisenhafter, bald apathischer, bald weinerlich klagender Hilflosigkeit herabsinkenden Manne eine feste Stütze zu geben, an welcher er sich zu männlicher Ergebung in das demütigende Schicksal aufrichten konnte. Als man überall von den galanten Abenteuern des frommen Spitalverwalters zischelte, sah man diesen Arm in Arm mit seinem allgemein geachteten Sohne bald in der Stadt, bald auf der Promenade.

Neuntes Kapitel.

Die Vorgänge, welche Bienenfeld hinderten, die bei Thekla angeregten Erwartungen zu erfüllen, waren dem Mädchen zunächst verborgen geblieben. Um ſo beunruhigter wurde ſie, als nach mehreren Tagen erregten, aber doch geduldigen Zuwartens noch immer nicht die geringſte Kunde von ihm zu ihr drang. An ein Mißverſtändnis war nicht zu denken, denn ſie erinnerte ſich jedes Wortes und der unzweifelhaften Deutlichkeit ſeiner Rede. Bei aller Unerfahrenheit war es ihr aber doch klar, daß man einen ſo ernſten Entſchluß nicht heute offenbart und morgen wieder aufgiebt. Der plötzliche Eintritt neuer Hinderniſſe ſchien ausgeſchloſſen; etwas Nachteiliges für ſie konnte man ihm nicht hinterbracht haben. Nach allem Grübeln und Sinnen kam ſie endlich auf den Gedanken, es könnte dem Onkel irgend etwas zu Ohren gekommen ſein, und dieſer hätte dann Bienenfeld, durch eine Mittelsperſon etwa, wiſſen laſſen daß jeder Bewerbungsverſuch vergeblich ſei. Es blieb ihr nichts anderes zu denken übrig, obwohl der Domherr ſo unbefangen heiter ihr begegnete wie immer.

Ihr Verdacht wurde bestärkt, als sie wahrnahm, daß sowohl Kaplan Hergenberger, wie auch bei einem gelegentlichen Besuch Herr Habermann, mit ihm anscheinend Gespräche geführt hatten, die bei ihrem Eintritt jäh abgebrochen wurden, und als sie mit möglichster List Habermann auszuhorchen sich bemühte, fand sie denselben wortkarg und ausweichend. Gern hätte sie sich der Freiin geoffenbart, aber sie scheute sich desto mehr, je mehr ihr einsames Nachdenken die Liebe in ihrem Herzen ausreifen ließ. Sie hatte den Doktor immer wohl leiden mögen. Ihr hatten verschrobene „Familienromane" und deren poetisch frisierte Helden nicht die gesunde Herzenseinfalt geraubt, und sein zwangloses, im Verkehr mit ihr Humor entfaltendes Wesen war ihr vertrauenerweckend, zog sie mit einem gewissen Gefühl behaglicher Gemütlichkeit an. Wenn sie damals, als der ihr noch wenig bekannte Habermann zuerst von dem Doktor sprach, errötet war, so war dies eine unbewußte, ihr selber unangenehme Regung gewesen, für welche sie keine Erklärung hatte. Auch die von der Freiin später behinderten Spaziergänge mit Bienenfeld hatten ihr nur Wohlbehagen verursacht, Spaß gemacht, weiter nichts. Von bewußter Liebe war bei alledem keine Rede gewesen. Erst als er als Bewerber vor sie hintrat, da wurde es ihr blitzschnell klar, daß es recht traulich sein müßte, mit ihm verheiratet zu sein, und sie empfand es wie die Überraschung über ein prächtiges Geschenk, daß er sie lieb hatte. Aber auch da mischte sich in die kindliche Freude noch nicht der

Ernſt der Liebe. Dieſer ſtellte ſich erſt mit der Beunruhigung über ſein Fernbleiben ein. Die blütenreine Seele beſchäftigte ſich zum erſtenmal mit der Vorſtellung des ehelichen Glückes; die Geſtalt des Freiers erfuhr eine wiederholte Prüfung, welche ſie glänzend beſtand; der Zweifel gebar die Sehnſucht nach einer erſt gar nicht bedachten, jetzt aber, da ſie von Ferne ſichtbar geworden war, begehrenswert gewordenen Zukunft. So ſorgfältig der geiſtliche Oheim ihr Gemüt vor gefährlichen Empfindeleien bewahrt hatte, die jungfräuliche Seele flatterte doch im holden Ahnungsſchauer den goldigen Mädchenilluſionen träumeriſch entgegen. So kam die Liebe und mit ihr der Schmerz in Theklas bisher ſo harmloſes Daſein. Der Zufall aber brachte die Entſcheidung des ſchwankenden Zuſtandes. Als der geiſtliche Rat einmal, wie täglich nach dem Abendbrot, mit ſeiner Nichte allein beiſammen ſaß, ſie mit Handarbeit beſchäftigt, er, die Cigarre im Munde, ſeine Leibzeitung leſend, las er dem Mädchen, plötzlich heiter lachend, eine unter den vermiſchten Nachrichten ſtehende ſchnurrige Geſchichte von einem abgeblitzten Freier vor. Nachdem ſich ſeine Heiterkeit, welche Thekla mit ſtillem Lächeln begleitete, gelegt hatte, meinte er in munterer Laune:

„Na, Mädel, was wird's wohl mit dir mal werden? Wird gleich der erſte der richtige ſein oder blitzt auch mal einer ab? Ohne Mann wollen wir doch nicht bleiben? He?“

Da wurde Thekla feuerrot und bewegte ſich un-

ruhig auf dem Platze. Der geiſtliche Rat richtete ſich aus ſeiner bequemen Stellung im Lehnſtuhl auf, legte leiſe die Cigarre weg und ſah ſeine Nichte mit großen Augen an.

„Was iſt denn das?“ begann er ſehr ernſten Tones.

„Kind, Kind, du wirſt doch . . . .“

„Ja, Mädel, um Gottes willen!“ fuhr er fort, als Thekla vor ihm auf die Kniee fiel und ihr ſchluchzendes Geſicht in ſeinen Schoß barg.

Der geiſtliche Rat mahnte das Mädchen, ſich zu faſſen, richtete es auf, und als Thekla geſenkten Blickes vor ihm ſtand, ſagte er, in Miene und Ton zwiſchen Betrübnis und Strenge ſchwankend:

„Nun ſage mir die volle Wahrheit!“

Thekla erzählte erſt weinend, dann geſchämig murmelnd und ſchließlich wieder weinend.

Der Domherr hatte ſeine im Lampenlicht funkelnde Brille unbewegt auf ſie gerichtet. Als ſie geendet hatte, ſah er ſie eine Weile ſtumm an, dann fragte er ſchroff:

„Iſt das die ganze Wahrheit, verſchweigſt du mir nichts?“

Als Thekla geantwortet hatte, ſtand der Domherr auf, ging einige Schritte auf und ab, fuhr ſich mit der Hand über die bläulich ſchimmernde Fläche der raſierten Wangen, und dann in ziemlicher Entfernung von Thekla ſtehen bleibend, ſagte er:

„Warum der Doktor ſeinen Beſuch bisher unterlaſſen hat, weiß ich. ’s iſt wohl möglich, daß er überhaupt nicht mehr kommt.“

Thekla bebte zuſammen und ſah flehentlich fragend auf den Onkel.

„Es hat einen böſen Handel mit ſeinem Vater gegeben, der ihn ſelber zwar nicht belaſtet, aber doch gerade nicht für die Stellung eines Freiers günſtig iſt,“ erklärte der Domherr. „Vor allem aber,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „biſt du eine Katholikin, und zwiſchen einer ſolchen und einem anerkannten Feinde jedes poſitiven Glaubens kann es keine Gemeinſchaft geben. So viel haſt du in der Schule und von mir gelernt, daß du ihm das ſelber bei ſeinem verliebten Geſchwätze hätteſt ſagen können. Kein chriſtlicher Vater darf ſeine Tochter einem ſolchen Manne geben. Ich vertrete Vatersſtelle an dir und würde Sünde thun, gebe ich ſo etwas zu.“

Leichteren Tones ſetzte er hinzu: „Du biſt ein blutjunges Ding, haſt dich, als ein Mädchen, das bei dem Worte ‚Heirat‘ ſchon Feuer fängt, überrumpeln laſſen. Sei vernünftig, ſchlag es dir aus dem Kopf! Kommt einmal ein braver, chriſtlicher Mann, dann hat es immer noch Zeit.“

„Bienenfeld iſt brav, das weißt du ſelber!“ bemerkte Thekla ſchüchtern.

„Davon weiß ich nichts!“ erwiderte der geiſtliche Rat unwirſch. „Er hat gute Eigenſchaften, nun ja! Das genügt aber noch nicht, daß einer kein vollendeter Lump iſt. Wenn eine ſolche Hauptſache, wie die Religion, fehlt, dann iſt aus anderen ſogenannten guten Eigenſchaften nicht viel zu machen, dann iſt

er für mich, für jeden frommen Chriſten kein braver Mann mehr.“

Er näherte ſich ſeiner Nichte, klopfte ihr zutraulich auf den Nacken und ſagte:

„Jetzt weißt du's und nun laſſen wir die Sache gut ſein. Schlafe darüber und ſei vernünftig. 's hat keine Eile mit dem Heiraten!“

Thekla zauderte einen Augenblick, dann ſagte ſie: „Du nimmſt die Sache doch etwas leicht, lieber Onkel.“

Betroffen ſah ſie der Domherr an.

Sie fuhr fort: „Bienenfeld iſt ein braver Mann und ich liebe ihn. Nie werde ich gegen deinen Willen handeln, aber ſo ſchnell kann ich meine Hoffnung doch nicht aufgeben.“

„Habe ich dir nicht zwingende Gründe gegen dieſe Heirat genannt?“ fragte der Domherr etwas befangen.

„Das haſt du nicht!“ verſetzte Thekla, und liebkoſenden Tones fuhr ſie fort:

„Ich kann auch als ſeine Frau fromm bleiben, er wird es mir gewiß nicht wehren. Vor allem mußt du doch erſt ſelber mit ihm reden, darfſt nicht vorher ſchon eine raſche Entſcheidung fällen. Wenn er ſeines Vaters wegen jetzt nicht zu kommen wagt, dann wird er ſicherlich ſpäter kommen.“

„Als Katholik, als Prieſter kann ich ihm nichts anderes ſagen als dir!“ verſetzte der Domherr.

„So meinſt du im Augenblick, Onkelchen!“ kämpfte Thekla für ihre Sache weiter. „Einen braven Mann

ſchickt man nicht ſo raſch fort. Da wird ſich ſchon bei näherer Überlegung ein Ausweg finden laſſen."

„Aber Kind," ſagte der Domherr, „wie kommt es denn, daß du dich an dieſen Gedanken ſo feſtklammerſt? Ihr habt ja gar nicht einmal ſo häufig miteinander verkehrt. Er iſt in letzter Zeit wenig ins Haus gekommen, und was du mir erzählſt von den Begegnungen . . . . Ich will nicht hoffen, daß du mir etwas verſchweigſt und dann hinter meinem Rücken doch . . . ."

„Nein, lieber Onkel," erwiderte Thekla, „ich verſchweige dir nichts. Aber ich liebte ihn ſchon lange und wußte es nur nicht, daß dies Liebe ſei. Erſt als . . . ."

Sie unterbrach ſich, und mit zögernder Scheu murmelte ſie: „Aber das kannſt du ja doch nicht begreifen!"

Der Onkel ſah ſie überraſcht an und ſenkte dann gleich ihr den Kopf. Erſt nach einer Weile ſagte er zärtlich:

„Glaub' mir, ich will dein Beſtes!"

„Das weiß ich auch," erwiderte Thekla, „aber . . . " Sie ſtockte wieder und maß ihn mit ſcheuem Blick. Dann ſagte ſie:

„Du darfſt nicht ſo raſch entſcheiden, darfſt nicht verlangen, daß ich ſo leicht meine Hoffnung aufgebe. Ich will morgen zur Baroneſſe gehen uud ihr alles ſagen. Ihre Meinung ſollſt du hören!"

„Die Baroneſſe kann mich nicht über die Pflichten eines Katholiken belehren!" entgegnete der Domherr,

und aus dem Tone ſeiner Rede klang eine zögernde Nachgiebigkeit heraus.

„Sie kann dir aber vielleicht doch einen Weg weiſen, der deine Pflichttreue mit meinem Wunſch verſöhnt. Sie iſt erfahren, iſt eine Frau . . . .“

„Ich verſtehe! Du meinſt, ein weibliches Weſen ſei hier am Platze, das dir nachempfinden könne? Die gute Baroneſſe iſt aber nur ein altes Fräulein, deſſen Meinung du wohl ſelber nicht für maßgebend halten würdeſt, wendete ſie ſich gegen deine Wünſche.“

„Das wird ſie nicht, und es iſt doch immer beſſer . . . .“

„Als des geiſtlichen Onkels in ſolchen Dingen fragwürdige Meinung!“ ergänzte der Domherr mit einem von leiſer Bitterkeit durchzogenen Humor. „Meinetwegen magſt du ſie zu Hilfe rufen. Ich will ihre Meinung hören, wenngleich ich nicht verſtehen kann, was dabei herauskommen ſoll. Der Fall iſt klar und einfach. Das es gerade ſo kommen mußte, gerade dir! Ich bin kein engherziger Eiferer, hätte bei einem braven Mann kein theologiſches Examen angeſtellt . . . . aber ein Atheiſt, ein offenkundiger Feind der Kirche . . . . Das kann nicht gehen, kann nicht gehen!“

Er ging kopfſchüttelnd auf und nieder.

Seit Thekla für des Doktors Fernbleiben eine Erklärung hatte, fühlte ſie ſich geſtärkt, und des Onkels Verhalten erhöhte ihre Zuverſicht. In einem ſanft ſcherzenden Tone ſagte ſie:

„Des Atheiſten Kenntniſſe haben dich geſund ge-

macht, warum ſoll ſeine Herzensgüte mich nicht glücklich machen?"

„Thörichtes Kind! Meinen Körper hat er wohl geſund gemacht, aber deine Seele würde er vergiften!" erwiderte der Domherr.

„Das glaub' ich nun und nimmer, Onkel, daß man ſchlecht wird, wenn man Bienenfeld heiratet!" ſagte jetzt Thekla mit Entſchiedenheit.

„Den Glauben reißt er dir aus dem Herzen, und wenn euch der Himmel Kinder ſchenkt, werden ſie zur Gottloſigkeit erzogen! Ich aber, der Prieſter, hätte die Hand dazu geboten, daß ſich das Geſchlecht der Gottloſen vermehrt!" rief der Domherr erregt aus.

Thekla ſagte leiſe: „Du redeſt dich in Eifer, Onkel! Ich will jetzt zu Bett gehen! Gute Nacht!"

Dabei reichte ſie ihm mit ſcheu abgewandtem Geſicht die Hand. Der Domherr ſah erſt verwundert darein, dann ſagte er mit verlegener Haſt:

„Gute Nacht! Gute Nacht, Thekla!"

Sie ging eilfertig aus dem Zimmer, in welchem der Domherr noch lange auf und nieder ſchritt.

Des anderen Vormittags eilte Thekla zu ihrer alten mütterlichen Freundin und ſchüttete ihr Herz aus. Erſt gebärdete ſie ſich ſehr tapfer und zuverſichtlich. Als aber die Freiin kopfſchüttelnd ſagte: „Alſo doch! Iſt's alſo doch ſo gekommen! Ich hab' das meinige gethan, es zu verhüten. Jetzt ſitzen wir in der Patſche!" da kam die Angſt über das Mädchen, und weinend bat

ſie, die Freundin möge doch nicht etwa gar den Onkel noch in ſeinem Widerſtand unterſtützen.

„Ja, mein liebes Mädel!“ ſagte das alte Fräulein dann, „mit den Thränen iſt da nichts geholfen, auf die kommt's nicht an. Glaub' nur, 's hat auch noch andere Leute gegeben, denen die Liebe das Waſſer in die Augen getrieben hat. Das iſt nicht luſtig, aber es muß verwunden werden und, gut oder ſchlecht, man verwindet es auch. 's iſt eine ſchmerzhafte, aber keine tödliche Krankheit.“

Dann gab es eine Reihe von Fragen und Antworten, Thränen und bedenkliches Achſelzucken, ſtürmiſche Schmeichelworte und abwehrende Bedenken. Endlich aber ſagte das Fräulein:

„Ein ſo ſauberes Ding hat der borſtige Grobian zwar nicht verdient, und vor deinem Geſchmack habe ich keinen ſonderlichen Reſpekt, aber 's iſt wenigſtens ein anſtändiger Kerl, und das iſt mehr, als man heutigen Tages in der Regel findet. Ich will es mir über Mittag noch einmal überlegen und dann heute nachmittag einmal beim Herrn Onkel vorſprechen. Jetzt hör' das Augenzwinkern und Naſenſchnauben auf und warte geduldig ab, wie mit Gottes Hilfe die Sache verläuft.“

Als Thekla nach Hauſe gekommen war und in ihrem Zimmer eben Hut und Mantel ablegte, lugte der Onkel zur halbgeöffneten Thür herein und rief:

„Komm einen Augenblick zu mir herüber!“

Als das Mädchen in erregter Spannung der Auf-

forderung Folge geleiſtet hatte, ſagte der Domherr mit einiger Befangenheit:

„Doktor Bienenfeld war bei mir und hat um dich angehalten.“

Thekla wirbelte es vor den Augen. Sie verſchlang den Onkel mit einem gierigen Blicke. Dieſer fuhr in bedächtig zögernder Weiſe fort:

„Wir haben uns lange und gründlich ausgeſprochen, und er hat einen guten Eindruck auf mich gemacht. Es iſt ein offenes Gemüt, ein Menſch, der das Leben ernſthaft nimmt. Ich weiß auch, daß er ſich gegen ſeinen Vater ſchön benommen hat, und mannhaft war es, daß er ſich eben jetzt die Entſcheidung geholt hat, nicht klug abwartete, bis ſeines Vaters Angelegenheit in Vergeſſenheit kam. Er hat mir auch Zuſagen gemacht, die ſich hören ließen . . . .“

„Welchen Beſcheid haſt du ihm gegeben?“ fragte Thekla mit bebender Stimme, die Seele mit Hoffnung belebt.

„Ich habe ihn nicht unmittelbar abgewieſen, aber kein Hehl daraus gemacht, daß ſeine Sache ungünſtig ſteht!“ erwiderte der Domherr und wendete ſeiner Nichte dabei den Rücken.

„Ungünſtig?“ rief Thekla bitterlich enttäuſcht.

Der Onkel ſagte: „Ich kann es nicht leugnen, daß nach unſerer Unterredung der Entſchluß mir ſchwerer fällt als vorher. Ich ſehe jedoch für mein Gewiſſen keinen Ausweg, der euch günſtig werden könnte. Es thut mir leid, glaub' mir, mein Kind, aber ich kann nicht anders!“

Bei den letzten Worten hatte er ſich wieder ſeiner Nichte zugewandt, und eine weiche Bewegung klang in ſeiner Stimme.

Im ſelben Augenblick kam Kaplan Hergenberger zu Beſuch. Thekla empfand die Störung ſehr unliebſam. Noch nie hatte ſie den Freund des Hauſes ſo unfreundlich empfangen. Nach einer flüchtigen Begrüßung zog ſie ſich zurück.

Die betroffene Miene des Kaplans gab dem Domherrn Anlaß, ihn ſofort in die Familienangelegenheit einzuweihen. Trotz des innigen Verkehrs, den der Kaplan im Hauſe unterhielt, war der Domherr doch überraſcht, mit welch wilder Erregung derſelbe die Mitteilung aufnahm. Jede Muskel ſeines Geſichtes bewegte ſich, und die Bruſt rang nach Atem oder nach Worten, während die ſonſt ziemlich ausdrucksloſen Augen in außerordentlicher Lebhaftigkeit glänzten und die Hände unſicher bald am Bruſtlatze des Rockes taſteten, bald in die rückwärtigen Taſchen fuhren, dann wieder die bartloſen Lippen faßten.

„Das iſt ſtark! Unglaublich!“ rief er dann mit einem trockenen höhnenden Lachen. „Der Herr geiſtliche Rat wird es an der richtigen Antwort nicht haben fehlen laſſen!“

„Ihnen dünkt des Doktors Begehren anſcheinend ganz ungeheuerlich?“ fragte der Domherr.

„Ich weiß nicht, ſoll ich es frech oder dumm nennen!“ lautete die Antwort.

„Na, na, ſo liegt die Sache auch nicht,“ entgegnete

der Domherr. „Er war mein Hausarzt, hat das Mädchen oft genug geſehen und Gefallen daran gefunden. Daß er den Verſuch macht, kann ich ihm nicht verübeln, zumal Thekla ihn liebt.“

Der Kaplan ſah einen Augenblick betroffen auf, dann ſagte er:

„Nun ja, beſchwätzt hat er das Fräulein mit Redensarten, ihr das Ohr betäubt, und das unſchuldsvolle Kind glaubt nun zu ‚lieben‘, ein Begriff, der ſich in ſo ein junges Herz einſchmeichelt, ohne recht verſtanden zu ſein.“

„Meinen Sie?“ ſagte der Domherr, den jungen Prieſter mit langem Blick prüfend. „Nach Ihrer Auffaſſung hätten wir es mit einem recht einfachen Handel zu thun. Der unwillkommene Freier würde vor die Thür geſetzt und das Mädchen würde ſich darein finden. Ich muß Ihnen ſagen, daß mir die Sache nicht ſo leicht erſcheint, ſondern recht viel Sorge und Kopfzerbrechen verurſacht. Der Mann iſt tüchtig, in hohem Maße achtungswert. Wäre nicht der eine Punkt, keinem Beſſeren wüßte ich, als ihm, mein Kleinod anzuvertrauen.“

„Der eine Punkt iſt aber eben der Hauptpunkt!“ bemerkte der Kaplan. „Herr geiſtlicher Rat werden doch keinen Augenblick darüber im Zweifel geweſen ſein, daß das junge Fräulein dieſem Manne geben nichts anderes heißt, als eine Taube dem Geier überantworten.“

„Darüber, junger Freund, bin ich eben im Zweifel,

und was die Geier angeht, des Doktors eigener Vater zeigt leider, welche Vögel in unſerem Hauſe niſten.“

„Die Kirche hat es mit Menſchen zu thun, und wird es nie hindern können, daß ſich räudige Schafe in der Herde finden. Jedenfalls könnte dieſer Umſtand nicht rechtfertigen, daß man ein junges Lamm dem Wolf überliefert.“

„Erſt war's ein Geier, nun iſt's ein Wolf!“ ſagte der Domherr erheitert. „Verſuchen Sie es doch einmal, dem jungen Mädchen Ihre Vergleiche mundgerecht zu machen. Ihr dünkt der Doktor durchaus nicht ein Raubtier, das ſie zerfleiſcht, ſondern ganz was anderes. Das eben iſt der ſchwere Punkt. Sie ſagen, die Kirche hätte es mit Menſchen zu thun. So denke ich auch, und eben darum fällt es mir ſchwer, einen ſonſt braven Menſchen abzuweiſen, den meine Nichte liebt. Mir bangt, das Kind unglücklich zu machen. Sie hat's mir übrigens ſchon deutlich zu verſtehen gegeben, daß ich nichts von der Liebe verſtehe, und ich muß ihr ja darin recht geben. So fehlt ihr auch das Vertrauen zu der Weisheit meiner Entſchlüſſe, und der Stachel tiefen Zweifels bleibt in ihrem Herzen zurück. Was ich thun ſollte, iſt mir klar, aber es zu thun fällt mir bitter ſchwer, und ein Kummer iſt's, daß ich's thun muß.“

Der Kaplan verſetzte darauf: „Sie nehmen die Sache zu ſchwer, weil es der erſte Konflikt iſt, den Sie mit dem Fräulein durchzukämpfen haben. In wie vielen Familien werden ſolche Herzensneigungen aus

rein materiellen Gründen, aus Standesvorurteilen zerstört, und hier handelt es sich um eine so wichtige Sache, wie die Religion."

„Sehr wohl, sehr wohl!" erwiderte der Domherr. „Es fällt aber nicht jedem leicht, ein Menschenglück in Frage zu stellen, den Frieden einer Seele zu stören."

„Sie thun nur Ihre Pflicht," versetzte der Kaplan, „und haben nicht die Sache veranlaßt. Auch ich würde bedauern, wenn dem Fräulein ernstes Leid damit geschehe. Die Schuld daran aber trägt er, der, ich sage es nochmals, mich ein Geier, ein Wolf dünkt, welcher in Ihr friedliches Haus eingedrungen ist. Wenn auch das Herzeleid über Fräulein Thekla käme, es könnte an der Sache nichts ändern. Der Mensch ist nicht auf der Welt, um glücklich zu sein."

„Alles recht klug gesprochen, junger Freund!" sagte der Domherr. „Sie thäten mir einen großen Gefallen, wenn Sie meiner Nichte diesen Standpunkt begreiflich machen wollten."

„Ich?" fragte der junge Priester mit zweifelnder Verwunderung.

„Und warum nicht?" versetzte der Domherr. „Sie sind der Freund des Hauses, haben die priesterliche Autorität und sind nicht, wie ich, bei der Sache mit menschlichem Gefühl beteiligt. Sie leitet nur das Gesetz der Pflicht, Ihnen ist Thekla nur die des priesterlichen Rates bedürftige Christin. Im Ernst, ich werde es Ihnen Dank wissen, wenn Sie das Mädchen auf andere Gedanken bringen."

„Ich, ich ſollte . . . .“ murmelte Hergenberger in lebhafter Erregung. „Ich habe nie das geiſtliche Vertrauen des Fräuleins beſeſſen, und ſollte nun in einer ſolchen Angelegenheit, die doch für einen jungen Prieſter . . . .“

„Prieſter iſt Prieſter; Ihre Jugend hat da nichts zu bedeuten. Aber ich ſehe wohl, Sie tragen Scheu, praktiſch zu erproben, was ſich theoretiſch ſehr ſchwungvoll verteidigen läßt. Sie fühlen eben auch, was ich empfinde, daß wir in dieſer Liebe vor einer menſchlichen Thatſache ſtehen, deren Behandlung uns ſchwer fällt, weil wir ein fremdes Gebiet betreten.“

„Das — — das iſt es nicht!“ erwiderte der junge Prieſter. Er holte Atem und ſtieß dann, wie zornig, hervor:

„Auch dieſe — — auch dieſe menſchliche Thatſache iſt zu behandeln wie jede andere, mit dem Machtwort: ‚Du darfſt nicht ſündigen wider deinen Glauben!‘ Aber ich, als Freund des Hauſes, den man bisher freundſchaftlich harmlos nahm, würde nicht überzeugen können durch plötzliche Strenge.“

„Plötzliche Strenge wäre auch nicht der ratſame Weg!“ entgegnete der Domherr. „Allein gerade ein vertrauter Freund, der des Onkels Meinung in ſanfter Unterredung teilte, würde Eindruck machen; zudem haben Sie den Eifer, die ſtarke Beredſamkeit der Jugend — — —“

„Ich — — ich kann es nicht!“ ſtammelte der Kaplan und zog ſich mit fluchtartiger Haſt zurück trotz der Einwendungen des Domherrn.

Das Mittagsmahl verlief wortkarg. Der Domherr war nachdenklich. Thekla beobachtete ihn verstohlen. Des Nachmittags kam die Freiin. Sie schickte alsbald die in der Empfangsstube anwesende Thekla fort, und unter vier Augen mit dem Domherrn ging sie entschlossen auf den Fall los.

„Na," begann sie, „da haben wir also die Bescherung! Ich hab' Ihnen den Handel ersparen wollen und seinerzeit dem Doktor die Sache möglichst schwer vorgestellt. Es hat nichts geholfen, — was mir von dem Manne eigentlich gefällt — und jetzt heißt es, den Pfarrer bei der Kirche lassen und thun, was Gott recht und den Menschen billig ist. Sie verstehen mich? Daß ich eine fromme Katholikin bin, wissen Sie, und daß ich, ohne Theologie studiert zu haben, doch in Glaubenssachen mehr verstehe, als die meisten Katholiken leider verstehen, werden Sie mir nicht abstreiten wollen. Vor allem aber traue ich mir in solchen Dingen mehr Lebenserfahrung zu, als ein noch so gescheiter geistlicher Herr haben kann. Das Sappermentsmädel ist gründlich verschossen, und dem armen Wurm zu helfen, bin ich gekommen. Wollen Sie also meine Meinung hören, Herr geistlicher Rat?"

„Ich werde Ihnen dafür dankbar sein, Baronesse!" erwiderte dieser, „obwohl ich zweifle, daß ich dem guten Kinde helfen kann."

„Sie können's!" antwortete die Freiin. „Wie mir damals der Doktor gekommen ist, habe ich im ersten Augenblick das Ding auch nur von der theologischen

Seite angeſehen und mir im Ernſt gedacht: ‚Das iſt ein ſchwieriger Fall!‘ Aber ſchon damals ahnte ich, es könnte doch einen glimpflichen Ausweg geben. Ich behielt nur meine Meinung für mich, um dem Doktor keine Hoffnungen zu machen. Jetzt habe ich mir's unwiderleglich zurecht gelegt. Zur alten Jungfer werden Sie das Mädel nicht machen wollen. Brave junge Männer, die halbwegs Ausſicht auf eine gute Ehe geben, ſind ſo ſelten, daß man ein ſolches Exemplar, wenn man es hat, nicht aus der Hand geben ſoll. Brav iſt der Bienenfeld, obwohl er mir zu ruppig wäre. Aber — die Geſchmäcker ſind verſchieden! Soweit wäre alles in Ordnung. Nun kommt der theologiſche Fall der bedauerlichen Glaubensloſigkeit des Bienenfeld. Da mein' ich aber zunächſt, ein braver Menſch, der nichts glaubt, iſt beſſer als ein ſolcher, der recht katholiſch thut und ein Mordslump iſt. Ich kenne ſolche Leute. Vollkommen iſt aber leider nichts in der Welt. Das iſt nicht ſehr theologiſch, meinen Sie? Aber praktiſch iſt's und zum Guten führt's. Darüber iſt einmal kein Zweifel, daß, wie das Volkslied ſagt, ‚von wegen der Buabn der Herrgott die Madeln geſchaffen hat‘, und daß es ein gar eigen Ding um dieſes Zuſammenkommen eines Menſchenpärleins iſt, an das eure Theologie nicht recht herankann. Freilich, ihr ſpendet das Sakrament der Ehe und gebt ſo dem Bunde die kirchliche Weihe. Das iſt aber doch nur die Folge einer Urſache, nicht die Urſache ſelber. Die Trauung macht nicht die Ehe.

An das aber, was der Ehe tiefſtes Weſen iſt, könnt ihr nicht heran, das iſt euch unfaßbar, das hat der liebe Gott ſich ſelber vorbehalten, gerade ſo, wie ihr das Getreide nicht wachſen und nicht Sonnenſchein und Regen machen könnt. Davon alſo, meine ich, muß der geiſtliche Rat und Doctor theologiae die Finger laſſen, und nur der Onkel ſoll ſeinen geſunden Menſchenverſtand zu Rate ziehen."

Der Domherr nahm die Rede der alten Freiin mit großem Wohlwollen auf, machte aber doch mancherlei Bedenken gegen ihre theologiſchen Anſichten geltend. Sie blieb jedoch ſtandhaft bei ihrer Anſicht, daß Liebe und Ehe Dinge ſeien, bei welchen die hochwürdige Geiſtlichkeit nichts zu ſagen hätte. Selbſt auf den Vorhalt der gemiſchten Ehen erwiderte ſie:

„Ihr habt's verboten und habt eure guten Gründe dafür! Aber ich bin doch ketzeriſch genug zu ſagen, ob lutheriſch oder katholiſch, hat, wenn ſich zwei Menſchen in Liebe finden, eigentlich nichts zu ſagen. Wenn ihr's verbietet, gebraucht ihr eine Vorſichtsmaßregel, die ich billige der Kinder wegen. Aber ich kann mir nicht helfen, ihr greift über auf ein Gebiet, das dem Herrgott allein gehört, denn der Natur könnt ihr nicht gebieten!"

„Der Natur?" wandte der Domherr ein. „So hätten wir auch nicht die Macht, das Sittengeſetz aufzuſtellen, welches die unbändige Natur beherrſcht?"

„Da haben wir den wunden Punkt!" ſagte die Freiin. „Ich bin alt, und Sie ſind ein Prieſter. Wir

können alſo deutlich reden. Ihr unterſcheidet nicht zwiſchen böſen Auswüchſen der Natur, die Ordnung der Menſchheit ſtörenden Leidenſchaften und jenem heiligen Walten des Geſetzes Gottes, das, ſich der Ordnung beugend, dieſer Ordnung dient. Ihr meint, ſündhaft müßte alles ſein, was Ihr nicht approbiert und benediciert, gerade wie die Polizei glaubt, ſie ſei nicht der Bürger wegen, ſondern die Bürger ſeien deshalb da, damit die Poliziſten protokollieren können. Nicht Gottes Ordnung meiſtern, ſondern nur ſie überwachen ſollt ihr!“

„Baroneſſe, Baroneſſe!“ ſagte der Domherr, mit dem Finger drohend. „Sie ſind eine arge Freidenkerin!“

„Das laſſ' ich nicht gelten, geiſtlicher Rat!“ verſetzte dieſe. „Ich bin eine Katholikin, halte meinen Glauben hoch und will ſelig ſterben, aber ich habe auch mein geſundes Gefühl und will verhüten, daß Sie Ihr eigenes geſundes Gefühl unter theologiſchen Tüfteleien erſticken und in Gottes Fügung, die den ungläubigen Doktor vielleicht nicht umſonſt in eine Domherrn-Nichte verliebt gemacht hat, vorwitzig eingreifen.“

Sie ſtritten ſich noch eine Weile in gutartiger Weiſe herum. Dann kam die Freiin in Theklas Stube mit der frohen Botſchaft:

„Sei nur ruhig, Mädel! Mürbe iſt er ſchon, noch ein bißchen Geduld, und er wird butterweich!“

Die alte Dame befand ſich aber in einem ſchweren Irrtum. Der Domherr hatte zwar aus ihren Worten

OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

mancherlei herausgehört, was ihn sympathisch anmutete, aber dabei auch nicht Weniges, was dem Priester bedenklich erscheinen mußte. Daneben klangen ihm die Worte des jungen Kaplans ins Gedächtnis, die den priesterlichen Standpunkt in scharfer Klarheit festgestellt hatten. Hätte er das Mädchen nicht so lieb gehabt, hätte der Doktor bei der Unterredung nicht einen so vortrefflichen Eindruck auf ihn geübt, dann wäre der Priester rasch entschlossen gewesen. So aber trat an den Menschen die schwerste Prüfung seines Lebens. Er war bisher nie mit seinem geistlichen Berufe in Zwiespalt geraten. Ohne Anfechtungen und Zweifel hatte er befriedigt und behaglich, ein guter und heiterer Mensch, gewissenhaft und doch ohne Beschwernis sein Priesterkleid getragen. Jetzt sollte es in seinen gereiften Jahren sich rächen, daß er sein Herz auf die edelste Weise gleich anderen Menschen an ein irdisches Wesen gehängt hatte. Er wollte ein treuer vorwurfsfreier Priester bleiben, und bisher war es ihm immer so gut gelungen, damit eine maßvolle, mit heiterer Duldung ins Leben blickende Gesinnung zu vereinen. Für manche Fragwürdigkeit hatte er schon einen versöhnlichen, beschwichtigenden Rat, ein duldsames Lächeln gehabt; jetzt da er die Duldung für sich selber brauchte, jetzt trat immer wieder der starre Priester in seinem Gewissen hervor, der da sagte: ‚Du darfst nicht!‘ In seiner Herzensnot fiel ihm urplötzlich der Bischof ein. Der Kirchenfürst behandelte ihn wie einen Freund, er war ebenso gewissenhaft im Glauben, wie lebensklug.

Ihn um Rat zu fragen, ſchien ihm ein guter Gedanke. Daß eines Biſchofs Rat eine Entſcheidung, einen Befehl bedeutete, deſſen war ſich der Domherr wohl bewußt. Er gedachte der Worte der Freiin und zögerte einen Augenblick, das Schickſal ſeiner Nichte ſo unbedingt der kirchlichen Autorität zu unterwerfen und ſich ſelber die Hände zu binden. Allein er fand doch keinen beſſeren Ausweg. Ohne Thekla Mitteilung davon zu machen, begab er ſich des folgenden Tages in den biſchöflichen Palaſt. Noch nie hatte er den Weg ſo beklommenen Herzens zurückgelegt. Der Prieſter in ihm fühlte ſein Gewiſſen entlaſtet, Theklas Onkel baugte vor dem Ausgange dieſes wie ein Glücksſpiel erſcheinenden Schrittes. Der zum engeren Freundeskreiſe des hohen Herrn gehörige Domherr wurde ohne langes Warten ſofort angemeldet und ebenſo ſchnell vorgelaſſen. Mit munterer Leutſeligkeit ſchritt der Biſchof auf ihn zu.

„Ei der Tauſend, mein lieber Freund, was führt denn Sie her?“ ſagte er und blickte dann verwundert auf die ernſte unterthänige Miene des geiſtlichen Rats.

„Biſchöfliche Gnaden!“ ſagte dieſer mit tiefer Verbeugung. „Ich wage es, Sie mit einer Privatangelegenheit zu behelligen, die aber zugleich eine Gewiſſensfrage für mich in ſich ſchließt.“

„Was iſcht denn dös? Nehme Se Platz!“ entgegnete der Biſchof, dem Domherrn einen grünen Plüſchfauteuil an dem nach dem winterlichen Garten

gehenden Fenster zuweisend, während er sich auf einen gleichen gegenüber setzte.

Der geistliche Rat begann zu erzählen. Nur einmal unterbrach ihn der Bischof bei der Nennung Bienenfelds.

„Dös ischt doch nicht der atheistische Doktor, der Sohn von dem saubere Spitalverwalter?"

Auf die bejahende Antwort wurde das Gesicht des Bischofs sehr ernst. Je weiter der Domherr in seiner Erzählung fortfuhr, und je deutlicher er Theklas Neigung und des Doktors ‚sonst' tüchtige Gesinnung hervorhob, desto ernster und hochfahrender wurde das bischöfliche Antlitz. Die Gestalt streckte sich in ihrem Sitze, die mächtige Nase wurde nach aufwärts gerichtet und erschien um so größer, je mehr sich das recht freundlich lächelnde Gesicht verlängerte. Schließlich runzelte sich die Stirn, und die Hand klopfte unruhig auf die Stuhllehne.

Als der Domherr geendet hatte, entstand eine kurze Pause, während welcher ihn der Bischof in sehr unbehaglicher Weise fixierte. Dann begann er in einem anscheinend gleichgültig erhabenen Tone, durch welchen bittere Ironie hindurchklang:

„Es ischt sehr löblich von Ihne, daß Sie meine Meinung in dieser Sache einhole, geistlicher Rat! Aber Sie konnten dieselbe meines Erachtens vorher wisse. Der Mann ischt, glaub' ich, nicht aus der katholischen Gemeinschaft ausdrücklich ausgetrete, ischt also formell katholischen Bekenntnisses. Ein kanonisches Ehehindernis

liegt demnach nicht vor, und ſomit kann ich in einer Privatſache, wie die Verheiratung Ihrer Nichte, nichts verbiete. Daß aber ein Prieſchter, der ein ihm pflegebefohlenes Mädchen einen glaubensloſe Mann heirate läſcht, nicht mein Freund mehr ſein kann, darüber ſind Sie ſich wohl im klare."

Nach dieſen Worten erhob ſich der Biſchof und neigte leiſe den Kopf, wie es Übung war als Zeichen, daß eine förmliche Audienz beendigt ſei. Hierauf that er einige Schritte in das Zimmer und blieb dort in ſeiner ganzen Biſchofswürde aufgerichtet ſtehen. Noch einmal nickte er, aber durchaus nicht wohlwollenden Blickes, als der Domherr mit tiefer Verbeugung, nach rückwärts ſchreitend, ſich zurückzog.

So war das Los gefallen. Daß der geiſtliche Rat und Domherr Dr. Frank nach ſolchem biſchöflichen Ausſpruche ſeine Nichte mit Bienenfeld hätte verheiraten können, war undenkbar. Wohl regte es ſich im Innern des Domherrn wie Groll, wenigſtens über die hochfahrende Art, mit welcher der Oberhirt ihn behandelt hatte, und es tauchten aufrühreriſche Gedanken von hierarchiſcher Deſpotie, unwürdigem Drucke u. dgl. auf, aber ſolche Einflüſterungen des Verſuchers wurden mit der Kraft der Berufstreue unterdrückt. Dem menſchlichen Schmerz über das Leid, das er ſeiner Nichte bereiten ſollte, gab er ſich um ſo rückhaltloſer hin. Er zögerte zu Hauſe eine gute Weile, ehe er den verhängnisvollen Schritt that. Endlich aber mußte es doch geſchehen, und unter einem großen Aufwand von Troſtes-

worten und Liebesverſicherungen erfuhr Thekla, daß der biſchöfliche Wille ihr Liebesglück vereitelt habe. Wohl regte ſich in ihr der Gedanke: „Was hat denn der Biſchof damit zu thun?“ aber ſie ſprach ihn um ſo weniger aus, als ſie ſah, wie der Onkel ſelber bewegt war. So ergab ſie ſich unter Thränen und Schluchzen, und in einer ſchlafloſen Nacht ertrug ſie, ſo gut es ging, den erſten Lebensſchmerz.

Es war am andern Tage des Mittags gegen zwölf Uhr, als der Domherr das Raſſeln eines vor ſein Haus fahrenden Wagens vernahm. Er ſprang von der Lektüre auf, und ans Fenſter tretend, ſah er eben den Biſchof ſeiner Equipage entſteigen. In gewaltiger Überraſchung ſtürzte er der Treppe zu, den Oberhirten zu empfangen.

Dieſer rief ihm, bereits die erſten Treppenſtufen betretend, von unten zu:

„Guten Morgen! Bleibe Sie nur obe! Ich muß Ihne e lauges G'ſchichtle erzähle von en Entebrate und e Weibsperſon, die geſcheiter iſcht als e Biſchof!“

Der Domherr war über die ſonderbare Rede zwar erſtaunt, ahnte aber aufjubelnden Herzens erfreuliche Kunde.

Der Biſchof ſtieg behende die Treppe empor, ſich mit der einen Hand am Geländer haltend, mit der andern den violetten Talar etwas aufhebend. Auf den letzten Stufen nahm er den ſchwarzen, breitkrempigen Filzhut mit der goldenen Schnur ab und bot dem Domherrn ein freundliches „Grüß Gott!“ Als

er unter deſſen eilfertig unterthänigem Geleit in das Empfangszimmer geführt worden war, ſagte er mit einem flüchtigen Blick durch den Raum:

„Mache Se nicht viel Umſtänd', lieber Frank! Ich will gemütlich plaudern mit Ihne. Das thu' mer am beſchte bei en Cigarrle!"

„Darf ich biſchöfliche Gnaden vielleicht ein Glas Wein anbieten?" fragte der Domherr, beglückt über des Oberhirten gemütliche Stimmung.

„Na, Se werde wohl Ihrem Biſchof kein' Rachepuzer vorſetze!" erwiderte dieſer.

Der Domherr bot nun dem Biſchof einen Sitz an und bat um einen Augenblick der Geduld. Er eilte zur Haushälterin, dann brachte er ſelber aus ſeiner Schreibſtube Rauchzeug herbei. Als beide Herren die Cigarren in Brand geſteckt hatten, begann der Biſchof:

„Nu höre Se das kurioſe G'ſchichtle an. Ich hab' mi geſchtern recht geärgert über Sie. Sie waren mir gerad' krumm in den Weg komme. Kurz zuvor hat mer der Generalvikar erzählt, daß bei dem Gered' über den Spitalverwalter Bieneſeld auch e ſchmutzige Geſchicht' vom Kaplan in der St. Andreaspfarr' aufgewirbelt worden iſcht."

„In der St. Andreaspfarre?" fragte der Domherr überraſcht.

„Ja! Aber Ihr guter Freund, der Hergeuberger, iſcht's natürli nit, ſondern der ander', der Dilldorfer; der hat da was gehabt mit einer Wirtsmagd. Das Ordinariat hat davon gehört, und der Burſch' hat auch

eingeſtande. Natürli wandert er morgen ſchon ins Prieſchterhaus. Se wiſſe aber, wie mich ſolche Geſchichte giften!"

„Hergenberger war erſt geſtern bei mir und ſagte kein Wort!" verſetzte der Domherr, der nun auch den Schlüſſel zu des Kaplans eifernder Beredſamkeit zu beſitzen glaubte.

„Das g'fällt mer von dem jungen Mann, daß er über ſo was ſchweigt!" ſagte der Biſchof. „Alſo gut. I war giftig, wie Sie mer mit Ihrer Angelegenheit gekomme ſind, und den ganzen Tag hab' i nit an den miſerabligen Kaplan, ſondern an Sie gedacht, daß ſogar bei de Beſchte unſichere Geſinnunge herrſche! — Warte Se nur! — 's kommt noch anders! Auf die Nacht ſchickt mir die Limpurger, mei Haushälterin, en Entebrate zum Abendeſſe. I eſſ' nu Ente für mein Lebe gern, aber auf die Nacht kann i's nit vertrage. Da hab' i mi no über die Limpurger geärgert und 's Entle hab' i do geſſe. In der Nacht bin i nu recht krank worde. Beim Kaffee laſſ' i mir die Limpurger komme und ſchimpf's ordentli aus. Dabei ſind wir ins Rede komme; i ſag' dann, daß i mi de ganze Tag g'ärgert hätt', ſe fragt über was, und i — 's war recht unrecht von mir, und i muß um Verzeihung bitte — i plauſch da Ihre Privatangelegenheit aus. De Limpurger, dös wiſſe Se wohl, iſcht eine Witib, hat drei erwachſene Kinder auswärts. Die meint nu, ſo eine Heirat mit einem ungläubigen Menſchen möcht freili nit ſchtatthaft ſei, aber, ſagt ſe, Gefahr iſcht auch keine dabei, wenn

nur 's Fräule richtig iſcht. Der Mann, meint ſe, hat ſchon in ander Ding nit viel zu ſage oder muß wenigſchtens nachgebe, und was die Religion angeht, ſo iſcht die bei de Frauensleut' ſo feſcht eingewachſe, daß e Mann, wenn er's auch verſuche wollt', da nit viel ausrichte würd', und über die Kinderle hätt' auch de Frau 's Meiſchte zu ſage. Denn, meinte ſe no, eher thät' vielleicht der Maun vernünftig werde, wenn er ſieht, daß de Frau brav iſcht bei ihrer Religion, als daß de Frau verderbe würd'. Und endli ſagt ſe, de meiſchte Männer kümmere ſich um nix mehr, wenn ſe gut zu eſſe habe, kei Hemdeknopf fehlt und 's Weible nit mault. Die Limpurger iſcht e chriſchtliche Perſon, und wie ſe das alles geſagt hätt', das hat ganz hörbar geklunge. I hab' mer e paar Stunde beſonne, denn gerad' Ihne möcht' i nit weh thue. Da hab' i mer denkt, es wär' ja beſſer, wenn's anderſch wär', aber wir könne de Liebſchafte nit aus der Welt bringe, und 's iſcht alleweil beſſer, wir leite mit ſanftem Zügel, als wir ziehe zu feſchte an, daß de Rößle wild werde und durchgehe. Der Doktor, hab' i mer denkt, wird am End' erſt recht wütig, und wir haben's auf dem Gewiſſe, wenn er ſich ganz dem Teufel ergiebt, wo doch e Beſſerung nicht uumöglich iſcht, und das Mädle ſetzt ſich am End' auch in den Kopf, es ſei ihm unrecht geſchehe, und verliert die Glaubensreinheit, gerät in böſe Zweifel. Sie ſiud noch in gute Jahr und könne de junge Leut' überwache, daß ſich de Hausſchtand nicht auf ganz unchriſchtliche Grundlage aufbaut,

und döſch muß ich Ihne auch aufs Gewiſſe binde. Sonſt mein' i, könnt's man wage und der Gnade Gottes das Weitere überlaſſe. So, dös iſch de Geſchicht' vom Entebrate und ſeine Folge."

Schmunzelnd ſah der Biſchof nun auf den Domherrn, der des Oberhirten Hand küßte und in lebhaften Dankesworten ausſprach, welche ſchwere Laſt ihm vom Herzen genommen ſei. Die Haushälterin meldete ſchüchtern durch die halbgeöffnete Thür, daß im Speiſezimmer das Frühſtück bereit geſtellt ſei. Dorthin geleitete der Domherr nunmehr ſeinen hohen Gaſt. Neben einer Flaſche edlen Rheinweins war Kaviar und auserleſene kalte Fleiſchſpeiſe auf dem fein gedeckten Tiſche vorgerichtet.

„Heiße Sie das e Gläsle Wein?" bemerkte der Biſchof munter, dann fragte er:

„Aber wo iſcht denn das junge Fräule? Das muß uns doch Geſellſchaft leiſte!"

Der Domherr eilte, Thekla herbeizuholen. Schüchtern und hocherrötend nahte dieſelbe dem Biſchof, deſſen Hand unter tiefer Verbeugung küſſend.

Er ſah ſie freundlich an und meinte: „Sie ſind, ſeit ich Sie das letzte Mal geſehen habe, zur ſtattliche Jungfrau herangewachſe. Ich muß mit Ihne ein ernſtes Wörtle rede! Se fange uns ſchöne Sache an! Heirate wolle Se? So e junges Blut ſollt' noch e bisle warte, mein' i. Aber was verſchteht denn e Biſchof vom Heirate, denkt ſich das Fräule wohl. Iſcht's nicht ſo? E bisle was verſchteht er doch und zwar was recht

Wichtiges. Die Ehe iſcht ein Sakrament und von Gott eingeſetzt zum chriſchtliche Lebe. Mit dem Herrn Bräutigam ſchaut's aber, was dös Chriſchtentum angeht, nit recht gut aus. Da hat de junge Frau doppelte Pflichte zu erfülle. Vielleicht hat es die Gnade Gottes ſo gefügt und der junge Herr ſoll durch ſeine Frau eines Beſſern belehrt werde. Dann gereicht dieſe Ehe zum Sege und das wolle wir von Gott erbitte. Einſchtweile wünſch' ich Glück, liebes Fräule!"

Thekla war betäubt und ſah mit ſtarr verwundertem Blicke auf den Onkel, der ihr in kurzen Worten den Sachverhalt erklärte. Nun traten dem Mädchen die Freudenthränen in die Augen, mit denen ſie die Hand des Biſchofs, welche ſie nochmals küßte, benetzte.

Zehntes Kapitel.

Frau Bertha und Habermann trafen ſich zuweilen bei den Eltern der erſteren und zwar in einem komiſchen Gegenſpiele. Bertha war beſtrebt den Begegnungen auszuweichen, Habermann gab ſich Mühe ſie herbeizuführen. Er zeigte ſich demgemäß ebenſo heiter, wie ſie befangen war. Sie ſcheute ſich aber jedesmal, in auffälliger Weiſe die Flucht zu ergreifen. Sprach ſie auch wenig mit, ſo hörte ſie doch die Unterhaltung der Eltern mit dem ſtets liebenswürdigen Habermann, deſſen Weſen eine behagliche Unterhaltungsgabe offenbarte, ohne daß er zur Klaſſe der bald ermüdenden Schwätzer und Spaßmacher gehört hätte. Dem mehr und mehr hervortretenden Beſtreben ihrer Mutter, ſie zu einem längeren Zwiegeſpräche mit ihm zu treiben, wich ſie mit liſtigem Geſchicke aus, ohne dabei unartig zu werden. Er vermied alles, was als aufdringliche Courmacherei hätte erſcheinen können, huldigte ihr aber doch, indem er möglichſt häufig bei ſeiner allgemein gehaltenen Unterhaltung ſich gegen ſie wandte und auch ſonſt keine Gelegenheit zu jenen kleinen Aufmerkſamkeiten verſäumte,

für welche ſich für einen jungen Mann bei Anweſenheit einer jungen Dame immer zufällige Gelegenheit bietet. Nach wie vor ſpeiſte Habermann des Sonntags mit dem Präſes an ihrem Tiſch und trug nach dem Eſſen etwas auf der Violine vor. Berthas Mutter wußte davon, und gelegentlich redete ſie ihn darum an, er möge ihr doch auch einmal etwas vorſpielen. Er ſagte bereitwillig zu, und man ſetzte Tag und Stunde feſt.

„Du kommſt doch auch?“ fragte die Mutter Bertha.

Dieſe zauderte einen Augenblick, dann ſagte ſie: „Vielleicht — wenn es mir möglich iſt!“

Und ſie kam.

Habermann trug mehrere Stücke vor. In den Zwiſchenpauſen gab die Mutter ihrem Entzücken überſchwenglichen Ausdruck und wendete ſich an Bertha mit deren Urteil erholenden dringlichen Fragen. Mit freundlicher Höflichkeit lobte dieſe die ihr bekannte Meiſterſchaft Habermanns. Die Mutter war damit nicht zufrieden.

„Früher hätteſt du dich gewiß viel begeiſterter ausgeſprochen!“ ſagte ſie ſchmollend und brachte dadurch Bertha in peinliche Verlegenheit. Gleichwohl ließ ſie ſich von dem flehentlichen Blick nicht abhalten, zu Habermann gewendet fortzufahren:

„Sie war früher eine begeiſterte Muſikfreundin, und ich glaube, ſie hat faſt ſo gut Klavier geſpielt, wie Sie die Geige. Sie hätten Sie hören ſollen!“

Habermann ſtreifte ſeine junge Tante mit einem

kurzen Blicke, den dieſe ſcheu auffing. Die Mutter aber ſagte nach einer kurzen Pauſe:

„Einmal könnteſt du uns doch was vorſpielen. Die Noten, die ich aus deiner Wohnung mitſchleppte, als du — — —“

„Die Tante hat keine Luſt, und zur Muſik darf man nicht gezwungen werden. Die muß Herzensbedürfnis ſein!“ bemerkte Habermann, als er wahrnahm, daß Bertha ſich von der Mutter gequält fühle.

Bertha ſah ihn jetzt ſehr freundlich an, dann ſenkte ſie wieder den Blick und ſagte leiſe:

„Ich habe gar keine Übung mehr!“

„Es macht Ihnen eben kein Vergnügen,“ meinte Habermann, „ſonſt würden Sie die Übung nicht verloren haben.“

„So ſpiel uns doch was!“ drängte die Mutter. „So gar lange iſt's noch nicht, ſeit du nicht mehr ſpielſt, daß du's ſchon verlernt hätteſt.“

Eine kurze Pauſe entſtand, während welcher Habermann ſeine Blicke prüfend zwiſchen Mutter und Tochter wechſelte. Plötzlich erhob ſich Bertha mit der ernſt klingenden Frage:

„Wo haſt du denn die Noten, Mama?“

Die Alte ſprang auf und eilte in ein Nebenzimmer.

Habermann aber ſprach:

„Wenn Ihnen das Spielen unbequem iſt, Frau Tante, ſo laſſen Sie es doch. Wenigſtens möchte ich nicht als mittelbare Urſache einer Beläſtigung erſcheinen.“

„Ach nein, durchaus nicht!“ entgegnete Bertha.

„Wie lange haben Sie ſchon nicht mehr geſpielt?“ fragte nunmehr Habermann.

„Seit dem Tode meines Mannes,“ erwiderte ſie.

Habermann ſchwieg eine kleine Weile, dann ſagte er:

„Edle Muſik iſt die beſte Vermittlerin zwiſchen einſamen Gemütsbewegungen und dem Bedürfniſſe nach Entäußerung derſelben. Auf mich wenigſtens hat ſie ſtets beſſernd gewirkt, wenn ich einmal verſtimmt oder unruhig im Gemüte war.“

„Sie betrachten die Muſik alſo nicht bloß als Zeitvertreib?“ fragte Bertha.

„Zu einem Zeitvertreibe in dem Sinne, daß man die Langeweile damit tot ſchlägt, ſteht ſie mir wahrlich zu hoch!“ erwiderte Habermann. „Es iſt aber ein wertvoller Zeitvertreib, wenn man berufsfreie Stunden, ſtatt ſie zu verſchleudern, mit ihr verbringt, nicht minder gut, als die Beſchäftigung mit einem guten Buche. Der Menſch lebt nicht von der Berufsarbeit allein, er bedarf der Erholung und der Freude; doch darum handelt es ſich, wie er dieſe Erholung ſich geſtaltet, ob edler oder gemeiner.“

„Der Menſch bedarf der Freude, meinen Sie?“ fragte Bertha.

„Gewiß, wie jedes lebendige Geſchöpf, wie jeder Vogel, der im Gebüſche ſingt, und noch mehr, denn er iſt ein höheres Geſchöpf, iſt feiner organiſiert und empfindet darum lebhafter. Wer nicht frei ausatmen, die friſchen Kräfte, die in ihm leben, zur Entfaltung bringen kann, der verkümmert in der einen oder der andern

Weiſe und erfüllt nicht, wozu ihn der Schöpfer beſtimmt hat.“

Bertha ſah ihn mit ihren großen blauen Augen neugierig an. Dann lächelte ſie und ſagte:

„Sie haben eine ſehr heitere Lebensauffaſſung. Ob aber der liebe Gott damit etwas zu thun hat, weiß ich doch nicht!“

„Gewiß!“ erwiderte Habermann mit kräftigem Nachdruck. „Gott will für jedes ſeiner Geſchöpfe das Beſte und giebt ihm alles, was es zu einem glücklichen Leben braucht. Nur die Menſchen ſind es, die ſich gegenſeitig das Leben verkümmern oder mit der Laſt der Vorurteile ſich ſelber den Lebensweg erſchweren.“

Die Mutter trat mit einem großen Pack von Noten in die Stube, den ſie auf das Pianino legte mit den in ſtrahlender Heiterkeit geſprochenen Worten:

„Nun ſuch dir was recht Schönes aus!“

Bertha trat an das Pianino und kramte in den Noten.

Die Mutter deutete inzwiſchen Habermann durch beredte Mimik an, wie ſehr ſie ſich darüber freue, ſie ans Klavier gebracht zu haben.

Habermann war der Tante behilflich, das Pianino zu öffnen.

„Ich danke!“ hauchte ſie leiſe, und mit zitternden Händen legte ſie das Buch auf das Pult. Er blieb an ihrer Seite, die Notenblätter umzuwenden. Sie zögerte einen Augenblick und bewegte ſich unruhig auf dem Stuhl, ehe ſie zu ſpielen begann. Dann griff ſie

mit plötzlichem Entſchluſſe auf die Taſten, und alsbald ertönten die Klänge eines ſchwierigen Konzertſtückes, das ſie mit dem das ganze Inſtrument erſchütternden, mächtigen Anſchlage der Virtuoſen und mit deren fiebernder Fingergelenkigkeit ausführte. Habermann beobachtete die bleichen, wie durchſcheinend zarten kleinen Hände, die über die Taſten hin und her flogen und von Sekunde zu Sekunde mehr Leben zu gewinnen ſchienen. Er bemerkte auch, wie das, von oben und im Profil geſehene, kindlich reizende ſchmale Geſichtchen ſich immer mehr bis zur purpurnen Glut rötete, die aus dem Geſichte ſich allmählich in den Nacken ergoß.

„Wenden! Wenden!“ rief ſie ihm einmal haſtig zu, als er ſeines Amtes zu vergeſſen ſchien, und fuhr dann fort, den leſenden Kopf faſt mit derſelben Haſt, wie die kunſtfertigen Finger, zu bewegen. Aber nicht nur Kopf und Finger, der ganze Körper der in den Tönen ſchwelgenden Künſtlerin wurde bewegt und erregt. Als der letzte Ton verklungen war, ſprang ſie, den Stuhl mit einem heftigen Ruck zurückſtoßend, auf, im glühenden Geſichte leuchteten die Augen wie fiebernd, und ſie hielt die Hände einen Augenblick an die Schläfen.

Die Mutter klatſchte und rief ein um das andere Mal: „Bravo! Bravo!“

Habermann aber ſagte mit ruhigem Nachdruck, ſich leicht vor Bertha verneigend:

„Sie ſind eine große Künſtlerin, Tante!“

Sie ſchien davon nichts zu hören. Wie berauſcht ſtarrte ſie vor ſich hin.

Habermann beobachtete ſie, von ihr ungeſehen, mit geſpannter Befremdung. Er ſah es ihr an, daß eine heftige Erregung in ihrem Innern herrſchen mußte, und in dieſe Beobachtung verſenkt, achtete er kaum auf die Reden der Mutter.

Endlich ſagte dieſe:

„Nun wollen wir aber öfter hier muſikaliſche Unterhaltung haben. Herr Habermann geigt, du ſpielſt Klavier; das ſollen ſchöne Stunden werden! Da fällt mir bei: Herr Habermann kann uns gewiß Noten für Klavier und Violine beſchaffen. Ihr zwei ſpielt dann auch Duette. Das wird ein Konzert, für das man ein ſehr hohes Entree verlangen könnte! Nicht, Herr Habermann?“

Dieſer erwiderte zurückhaltend:

„Wenn es der Tante genehm iſt, bin ich mit Vergnügen bereit.“

„Bertha, hörſt du? Willſt du nicht?“ fragte die Mutter.

„Gewiß, gewiß!“ ſagte dieſe ſichtlich zerſtreut, und haſtig ſetzte ſie hinzu:

„Ich muß jetzt nach Hauſe gehen!“

Die Mutter machte Einwände, die Bertha mit wachſender Erregung zurückwies. Habermann ſah ſich gezwungen, ihr ſein Geleit anzutragen; er beſtand aber nicht darauf, als er ſah, daß ſie mit großer Verlegenheit ſich bemühte, ihn davon abzuhalten.

Sie ging nicht nach Hauſe, ſondern lenkte ihren Schritt zu Frau Erkrath. Von der Mutter hatte ſie

die innere Unruhe fortgetrieben; sie wollte aber nicht allein sein, sondern hatte ein Bedürfnis, die gesunde, herzstärkende Luft einzuatmen, die von der ihr lieb gewordenen Frau ausging. Längst hatte sie es kommen sehen, daß sie sich eines Tages an das Klavier setzen und dadurch dem innerlich schon vollzogenen Bruche mit ihrem bisherigen Geistesleben äußerlichen Ausdruck verleihen würde. Es waren auch nicht Gewissensbisse, die sie so lebhaft erregten, denn sie betastete nicht mehr so ängstlich, wie früher, ihre Seele und wußte, daß sie keine Sünde beging. Sie hatte das ascetische Leben satt, gründlich satt. Durch Frau Erkrath war der erste Anstoß der Sinneswandlung gekommen, bei ihren Eltern umfingen sie alte Erinnerungen und Gewohnheiten, und der Präses vor allem verursachte ihr mehr und mehr Unbehagen, das Zusammenleben mit ihm wurde zur Last, die durch ein Gefühl des Mitleids, das sie empfand, nicht erleichtert wurde. Er war zur wandelnden Leiche geworden, hohläugig, lederfarben, mit gekrümmtem Rücken. Wenn sie ihn ansprach, fuhr er, wie erschreckt, aus starrblickendem Brüten auf. Wohl beichtete sie ihm noch jeden achten Tag, aber sein Seelenrat war matt und schlaff, und sie vermutete, es hätte ihn nicht mehr ernstlich berührt, wenn sie die ärgsten Sünden bekannt haben würde. Was in ihm vorging, was ihn in rascher Steigerung so verkennen ließ, das vermochte sie nicht zu enträtseln. Sie vermutete, das Übermaß strenger Bußübungen habe ihn erschöpft. Diese physische Erschöpfung war ihr ja nicht

fremd. Bei ihr waren aber mit den körperlichen Leiden seltsame Reizungen, süßer Schauer einer wollüstigen Todessehnsucht verbunden gewesen. Davon bemerkte sie bei dem Präses nichts. Sein Anblick konnte nur dazu dienen, von allem, was etwa die Ursache eines solchen Zustandes sein mochte, abzustoßen. In solchem Zusammenhange wuchs in ihr das Begehren nach dem frischen Hauche des Lebens; in dem geschwächten Körper knospten die letzten Reste jugendlicher Blutswärme. Doch zögerte sie noch den unvermeidlichen Bruch zu vollziehen. Zu einem Teil war daran ein wenig falsche Scham, die sich der Schwäche anklagte, schuld, zum größeren Teil aber die Furcht, ins Ungewisse zu steuern. Fühlte sie sich auch von jener äußersten Ascese abgestoßen, so hatte sie aus dem Verkehr mit dem Präses doch manches gewonnen, was ihr ein kostbares Gut erschien, was in ihrem Herzen tiefere Wurzeln geschlagen hatte. Hier nun zu unterscheiden, war ihr selber nicht möglich. Sie hätte eines klugen Beichtigers bedurft, trug aber Scheu davor, sich dem Präses gänzlich zu entziehen. Das Klavierspiel war ein im Vergleich zu den wichtigeren Fragen, die ihre Seele beschäftigten, sehr nebensächlicher äußerer Umstand. Sie war sich aber, als die Mutter drängte, wohl bewußt, daß er die Bedeutung eines Symptoms hatte, und als sie, der eigenen Lust und nicht nur dem Drängen folgend, beim Spiele die Wonne eines in die Freiheit gelangten Vogels, eine überwältigende Beseligung empfunden hatte, da folgte darauf zunächst eine mit fieberartiger

phyſiſcher Erſchütterung gepaarte, unbeſtimmte Erregung. Dann aber erkannte ſie jählings, daß nunmehr eines aus dem andern folgen würde, daß ſie wie ein ruderloſes Boot auf raſchem Strome werde getrieben werden. Das Ziel dieſer wehrloſen Fahrt ſtellte ſie ſich nur in unklaren Umriſſen vor. Jedenfalls handelte es ſich um einen gründlichen Wechſel, vor dem ihr bangte. Innerhalb jener unklaren Umriſſe erſchien auch Habermanns Geſtalt. Zum erſtenmal maß ſie mit einem rein weltlichen Maßſtabe. Sie war aber kein ahnungsloſes Mädchen, ſondern eine junge Frau, und es tauchten Erwägungen, Geſichtspunkte in ihrem Denken auf, die ihre Erregung vermehren mußten.

Frau Erkrath ſah wohl, daß der Gönnerin Ungewöhnliches im Sinne liegen mußte, begnügte ſich aber mit heimlich forſchenden Mienen, während dieſe den bittenden Kindern mit einem ſichtlich geringeren ſeeliſchen Aufſchwunge als ſonſt fromme Geſchichten erzählte.

Von nun ab muſizierten Habermann und Bertha ſehr häufig in der letzteren Elternhaus zuſammen, und aus dem vermehrten Umgange ergab ſich zunächſt die Folge, daß Habermann mehr und mehr aus ſeiner vorſichtigen Zurückhaltung heraustrat und ſich zum Courmacher entwickelte. Je deutlicher ſich dies aber offenbarte, deſto ſcheuer wurde Bertha. Sie hörte ſeinem Geſpräche zu und ſchien namentlich gern von Bienenfelds Verlobung mit der Nichte des Domherrn und vom Domherrn ſelber zu hören, ſie lächelte zu einem heiteren Worte Habermanns, lauſchte aufmerkſam

ſeinen Bemerkungen über dieſes oder jenes Muſikſtück und deſſen Spielweiſe und gab ſich mit wahrem Feuereifer den gemeinſamen Übungen hin; aber bei alledem trug ſie etwas wie ſtändige Furcht vor einem verfänglichen Wort oder vor einer plötzlichen Berührung zur Schau. Ihr Blick ſuchte ihn bald auf, bald floh ſie ihn; kam er ihr etwas nahe, ſo machte ſie inſtinktiv eine ausweichende Bewegung, und reichte er ihr beim Willkomm oder beim Abſchied die Hand, dann zog ſie die ihre nach dem erſten, kurzen Drucke eilfertig zurück. Dieſe Furchtſamkeit vereinte ſich mit der zarten Grazie ihres ganzen Weſens zu einem beſonderen Reize, der Habermann immer mehr feſſelte. Seinem Freunde Bienenfeld, der nach der günſtigen Wendung ſeines Geſchickes alle ſchroffe Bitterkeit verloren hatte und ihn mit aufmunterndem, teilnehmenden Lächeln anhörte, offenbarte er denn auch, daß dieſe drollige Scheu der lieblichen Tante erſt die eigentliche Leidenſchaft in ihm entfache. Das ſei nicht die blöde Verlegenheit eines verliebten Backfiſches, ſondern die bewußte Ahnung eines unentrinnbaren Geſchickes, das mit dem keuſchen Bangen einer zartfühlenden Seele erwartet wird. In der That wußte ihm auch Bienenfeld zu berichten, daß, wenn er bei gelegentlichen Begegnungen mit Bertha in der Familie Erkrath das Geſpräch auf ihn lenke, die Tante dem aufmerkſamen Beobachter eine unleugbare Befangenheit verrate. Noch mehr hätte Frau Erkrath berichten können. Dieſe hatte es ſchließlich nicht mehr über ſich gebracht, die Veränderung in dem Weſen

ihrer Gönnerin mit Stillschweigen zu übergehen, um so weniger als Bertha neuerlich in auffälliger Weise bemüht war, auf Umwegen, welche sie im stillen belächelte, Gespräche über Liebe und Ehe in ihrer Beziehung zum christlichen Glauben herbeizuführen, und dabei Fragen stellte und Einwände machte, die ihr höchst wunderlich erschienen. So sagte sie denn eines Tages:

„Nichts für ungut, Frau Wester, aber mit Ihnen geht in letzter Zeit etwas vor, Sie haben was auf dem Herzen! Wäre es jemand anderes, so würde ich wetten, es handle sich um stille Liebe!“

Da wurde Bertha flammend rot, und ihr um den Hals fallend, barg sie das Gesicht an Frau Erkraths Brust. Diese war über solche Wahrnehmung hocherfreut und beglückwünschte ihre Gönnerin. Bertha aber meinte trüben Sinnes:

„Mir ist nicht wohl dabei! Ich weiß zwar, daß ich nichts Böses thue, wenn ich weiblich fühle, nichts, was mir verboten wäre, aber — — — — Sie verstehen mich nicht, Ihr Glaube lehrt Sie anders denken — — —“

Da ergriff Frau Erkrath das Wort mit lebhafter Zunge:

„Mein Glaube, Ihr Glaube! Was hat das hier zu schaffen? Den Katholischen ist das Lieben und das Heiraten so wenig verboten, wie uns Evangelischen. Was Ihnen aber sonst im Kopfe stecken mag, das, nichts für ungut, scheint mir gar nicht zu Ihrem Besten zu sein. Ich soll Sie nicht verstehen, weil ich evan-

gelisch bin? Wo kann ein junges Weibchen, dem es warm ums Herz ist, besseres Verständnis finden, als bei einer Frau, die weiß, was Liebe heißt in guten und in bösen Tagen? Sollen etwa Ihre eheloſen Geistlichen davon besseren Bescheid wissen?"

Darauf stellte sie ein scherzendes Examen an, das Bertha unter Erröten lächeln machte, und brachte dann in ihrer herzhaft frischen, inniges Gemüt schlicht ausdrückenden Weise kernig natürliche Anschauungen von des Weibes Zweck und Wesen vor, die Bertha schon öfter von ihr gehört hatte, die aber immer wieder erfrischend, wie Waldluft, auf sie wirkten. Die erhöhte Vertraulichkeit, die hiernach zwischen den beiden Frauen entstand, setzten bald Frau Erkrath in Kenntnis über den Charakter von Berthas erster Ehe und nicht minder über die Geschehnisse nach Herrn Westers Tod. Zwar verschwieg Bertha der Andersgläubigen in letzterer Beziehung mancherlei, diese gewann aber doch einen Einblick, der genügte, sie in erschrecktes Staunen zu versetzen.

„Das soll ein gottgefälliges Werk sein, ein schönes, junges Geschöpf so an Leib und Seele zu verkümmern? Wahrhaftig, vor einem solchen Glauben, der derartiges lehrt, schaudert mir!"

So sagte die schlichte Frau, und mit dem überzeugten Eifer, Gutes mit Gutem zu vergelten, gab sie sich daran, Bertha, so oft diese kam, darüber zu belehren, was nach ihrer Ansicht unter einem christlichen Lebenswandel zu verstehen sei. Bertha ließ sich diese

Belehrungen wohl gefallen und ihre Einwände glichen mehr den Fragen einer zweifelnden Schülerin, als dem Widerſpruche anderer Überzeugung. Sie lauſchte um ſo williger, als Frau Erkrath, von häufigen Bibelcitaten abgeſehen, es völlig vermied, konfeſſionelle Gegenſätze hervorzuheben, ſondern nur mit ſittlichen und natürlichen Gründen ihre Sache verfocht. Mit ehrlicher Freude geſtand ſie ſich ſchließlich die wachſende Zuneigung zu Habermann, und ohne Gewiſſensangſt dachte ſie an ihn, ſehnte ſie ſich nach ſeinem Anblicke. Nur in ſeiner Gegenwart kam noch immer eine unbezwingbare Unruhe über ſie, und ſie glaubte ſich auch über den Grund derſelben klar zu ſein. Sie bedachte dabei freilich nicht, daß die Urſache vor allem in einer überreizten Phantaſie, in einem erregten Nervenſyſtem zu ſuchen ſei, welche das Vorſtellungsvermögen krankhaft erhitzten und ſchon an die Vorahnung des erſten Kuſſes ſenſuelle Schauder knüpften. Sie ſuchte den Grund vielmehr in ihrer nicht geringen Furcht vor dem Präſes. Mochte er jetzt auch aus ihr unbekannten Gründen ihr eine ſtumpfe Duldſamkeit zeigen, wenn ſie vor ihn als Verlobte hintreten und damit ſelbſtverſtändlich die bisherige eigenartige Gemeinſchaft auflöſen würde, dann, ſo dachte ſie, nähme ſein Gewährenlaſſen doch ein Ende und es käme zu ernſten Auseinanderſetzungen. Unter dieſem Gedankengange wurde ihr der Präſes immer unleidlicher und ſie empfand in ſeiner Gegenwart etwas wie Heimweh nach dem ärmlichen Erkrathſchen Stübchen oder noch lieber nach der Stube der Mutter, unter

der selbstverständlichen Vorstellung der Anwesenheit Habermanns. So war ihr das eigene Haus zu einem Gefängnis geworden, in das sie ebenso ungern zurückkehrte, wie sie ihm freudig entfloh. Sie fühlte sich nicht verpflichtet, ihr sündenloses Liebesgeheimnis dem Präses anzuvertrauen, ehe die äußeren Thatsachen dies zur Notwendigkeit machten. Ihr frommes Gemüt war aber deshalb doch nicht im Glauben erkaltet. Gern ging sie an den gewohnten Platz im Dom und betete dort so innig wie früher, nur hatten ihre Gebete anderen Inhalt. Für das, was jetzt ihr Herz erfüllte, waren vom Präses keine Weisungen zu erwarten, das mußte sie mit Gott und der jungfräulichen Mutter Maria allein ausmachen, und sie fand den vollen Seelenfrieden in diesen einsamen Gebeten. Daß das Liebespaar sich nicht schon längst in offener Aussprache gefunden hatte, daran trug nur Berthas Mutter durch ihren allzu betriebsamen Eifer, die beiden aneinander zu bringen, Schuld. Wenn sie sich auffällig aus der Stube entfernte und nicht minder auffällig lange ausblieb, wuchs die ängstliche Scheu Berthas in einem so sichtbaren Maße, daß Habermann darauf gefaßt war, sie laufe bei den ersten verfänglich klingenden Worten davon. Schließlich brachte die Mutter beide in eine peinliche Verlegenheit, als sie einmal sagte:

„Warum sagt ihr denn immer ‚Sie' zu einander? Verwandte, die so viel miteinander verkehren, sollten sich doch duzen!"

Bertha wußte nicht, wohin das glühendrote Ge-

ſichtchen wenden, in welchem ſich eine angſtvolle Scham ausprägte. Auch Habermann war im erſten Augenblick von peinlicher Verlegenheit berührt. Dann aber ſagte er:

„Ich würdige vollkommen die Gründe, welche die Frau Tante abgehalten haben, mir das ‚Du‘ anzubieten. Die Eigenart unſerer Stellung zu einander würde dadurch in eine für beide Teile unbequeme Richtung gebracht.“

Bertha war von dieſer Antwort ſehr befriedigt, erwies ſich aber in den nächſten Tagen beſonders ſcheu. Endlich mußte aber doch das Unvermeidliche eintreten, und ahnungslos führte ſie ſelber die Entſcheidung herbei.

Nach Doktor Bienenfelds Ausſpruch durfte Herr Erkrath innerhalb kürzeſter Friſt ſich als geneſen und arbeitsfähig betrachten. So freundlich dieſe Kunde klang, machte das Ehepaar der Gönnerin doch kein Hehl daraus, wie ſchwierig es werden dürfte, eine paſſende Stellung für den Geneſenen zu finden, und wie drückend es andererſeits wäre, bei voller Geſundheit des Familienhauptes noch von Almoſen leben zu ſollen. Bertha vertröſtete auf Gottes Güte und ſtellte ihre fernere Hilfeleiſtung in der freundſchaftlichſten Weiſe in Ausſicht. Als ſie des andern Tages Habermann bei den Eltern traf, wandte ſie ſich klopfenden Herzens und hocherrötend an ihn:

„Ich habe etwas Geſchäftliches mit Ihnen zu bereden — — — eine Bitte!“

Sehr erſtaunt und durch die Erwähnung des

Geschäftlichen, sowie den verlegenen Ernst, mit dem diese geschah, mißtrauisch gemacht, ob es sich nicht um einen Streich des Präses handle, erwiderte dieser sehr förmlich, mit gespannt fragender Miene:

„Womit kann ich dienen?"

Bertha erzählte nun von ihren Beziehungen zu Erkrath und fragte, ob es möglich wäre, den Mann im Comptoir der eigenen Fabrik zu beschäftigen.

Habermann war sehr angenehm enttäuscht. Zugleich reifte in ihm ein rascher Entschluß, die günstige Sachlage auszunutzen, indem er Bertha in ein längeres Gespräch verwickelte, welches, wenn das Glück günstig war, möglicherweise zu weiterem führen konnte. Die Mutter hatte schon oft unzeitig die Stube verlassen, vielleicht kam ihr heute derselbe Gedanke in gelegenerem Augenblicke.

Er nahm eine kalte Geschäftsmiene an und erwiderte in bedenklichem Tone, daß augenblicklich überhaupt keine Stellung frei sei und daß man von kaufmännischem Standpunkte aus doch nicht jemanden, den man nicht brauche, anstellen könne. Gegen die Meinung Berthas, daß man dem Manne ja nur zum Scheine ein geringes Salär geben könne, während sie den Rest aus ihrer Privatkasse decken wolle, hatte Habermann erst recht Bedenken. So zog er das Gespräch in die Länge. Bertha sprach immer dringlicher zu gunsten ihres Schützlings und geriet immer mehr in einen ängstlich bittenden Ton. Der Mutter dauerte endlich das geschäftliche Gespräch zu lange. Sie entfernte sich

in weniger auffälliger Weiſe als ſonſt, mit deutlichen Zeichen aufrichtiger Langeweile. Kaum war ſie zur Thür hinaus, als Habermann ein raſcheres Tempo anſchlug. Er meinte, wenn Bertha als Prinzipalin es durchaus wolle, dann könne er eigentlich nichts mehr einwenden, er möchte nur den Mann vorher kennen lernen und ſeine kaufmänniſche Befähigung etwas prüfen. Genüge er den Anforderungen, ſo böte ſich in nicht zu ferner Zeit die Möglichkeit, ihm ſogar einen ſehr guten Poſten anzuweiſen, da der zweite Buchhalter mit dem Gedanken umgehe, ſich ſelbſtändig zu machen.

Die Vorſtellung, welches Glück ſie in die ärmliche Behauſung ihrer Vertrauten bringe, faßte Bertha mit ſolcher Gewalt, daß ſie ganz vergaß, wem ſie gegenüberſtand. In lebhafteſter Unbefangenheit ſagte ſie:

„Es iſt ein braver Mann, er wird Sie gewiß befriedigen. Wollen Sie morgen Nachmittag mit mir hingehen?“

Und als Habermann zuſagte, trat ſie dicht an ihn heran, und mit freudigem Lächeln ihm beide Hände reichend, ſagte ſie:

„Wie danke ich Ihnen! Sie thun ein gutes Werk und machen mir große Freude.“

Dabei leuchteten die großen blauen Augen aus nächſter Nähe zu ihm empor, er glaubte die Wärme der durchſichtigen, bleichen Alabaſterhaut zu ſpüren, und in ſeinen Händen fühlte er den weichen, glatten Sammet ihrer Händchen. Eine heiße Blutwelle ſtieg

ihm gegen den Kopf. Jetzt war der langerſehnte Augenblick gekommen.

„Ich gehorche ja nur dem Befehle meiner Prinzipalin!“ ſagte er, die eine Hand Berthas freigebend, die andere aber um ſo kräftiger feſthaltend. „Es macht mich jedoch glücklich, Ihnen eine Freude bereiten zu können.“

Bertha wußte Ton und Blick Habermanns recht wohl zu beurteilen, und das Geſicht zur Seite wendend, wollte ſie ihre Hand mit einer raſchen Bewegung frei machen. Das gelang ihr aber nicht. Vielmehr mußte ſie es ſich gefallen laſſen, daß Habermann die Hand ganz langſam an ſeine Lippen führte und ebenſo langſam einen langen Kuß darauf drückte. Fühlte ſie ſchon bei dieſem Handkuſſe eine heftige Erregung des auf- und niederflutenden Blutes, ſo wurde ihr ſchwindlig, als der Verwegene ſie um die Taille faßte und, ſie an ſich ziehend, mit gepreßter Stimme ſagte:

„Bertha, Bertha, ich kann's nicht länger unterdrücken! Ich muß dir ſagen, wie lieb ich dich habe!“

„Laſſen Sie mich! Bitte, laſſen Sie mich los!“ ſtammelte ſie und ſträubte ſich mit dem zarten Leibe gegen die kräftige Umklammerung ſeines Armes.

Er aber zog ſie mit gelinder Gewalt vollends an ſich und drückte einen raſchen Kuß auf ihre Lippen. Er fühlte, daß ihr ganzer Körper wie unter der Einwirkung eines elektriſchen Schlages in jähen Zuckungen erbebte.

„Bertha!“ flüſterte er wiederum. „Liebſt du mich?“

Da barg ſie ihr Geſicht an ſeiner Bruſt, legte die Hände auf ſeine Schultern und ſchmiegte ſich dicht und immer dichter an ihn, wie ein kleiner Vogel, der ſich im Gebüſche verkriechen will. Dabei tobte und wogte ihr Buſen in heftigem Aufruhr.

Habermann ſtreichelte ihr Blondhaar und ſuchte ihren Kopf zu drehen. Plötzlich riß ſie ſich von ihm los, trat erhitzten Geſichtes einige Schritte zurück und ſtrich die etwas verwirrten Haare zurecht. Nach einer kleinen Weile flüſterte ſie mit geſenktem Blicke:

„Ich muß es dem Präſes ſagen, und Sie dürfen nicht mehr im Hauſe wohnen bleiben.“

Habermann erſchrak.

„Wie,“ rief er, „Sie weiſen mich zurück? Ihnen erſcheint etwa nur die Schwäche eines Augenblicks, was ich als Zukunftshoffnung betrachtete?“

„So iſt's nicht gemeint!“ entgegnete Bertha lächelnd. „Aber ich bin's dem Präſes ſchuldig, aufrichtig gegen ihn zu ſein und — — — —“

Hocherrötend hielt ſie inne.

Die Mutter trat ein. Mit einem raſchen Zeichen gab Bertha zu verſtehen, daß ſie Stillſchweigen über das Geſchehene wünſche. Die alte Dame aber ſah ſich fragend um, denn die Verlegenheit der Beiden entging ihr nicht.

Man muſizierte eine Weile ohne den ſonſtigen ſachlichen Eifer, mit einer Oberflächlichkeit, die ſelbſt der muſikaliſch wenig bewanderten Mutter auffiel. Sie erhaſchte aber auch gewiſſe unſcheinbare Anzeichen des

ſtummen Gebarens der beiden Muſizierenden, und als beim Fortgehen Bertha zum erſtenmal Habermanns Geleit annahm, lächelte ſie in freudiger Überraſchung. Als jedoch beide ſich ſichtlich verlegen abwandten, nahm ſie die ernſtere Miene verletzten Vertrauens an. Sie ahnte, daß man ein Geheimnis vor ihr hatte.

Bertha und Habermann ſprachen ſich unterwegs über die Sachlage in offener Zutraulichkeit aus. Erſtere zeigte den vollen Mut, die Folgen des Geſchehenen zu übernehmen und dem Präſes gegenüber ſelbſtändige Entſchloſſenheit zu entfalten. Gleichwohl wußte ſie Habermann nach einigem Widerſtreben dahin zu beſtimmen, daß ihm der erſte Schritt beim Präſes überlaſſen würde, nachdem ſie darauf beharrte, daß dieſer Schritt ſofort geſchehe.

„Deshalb habe ich dich um Schweigen vor der Mutter gebeten," ſagte ſie, „weil ich, ehe die Eltern von unſerem Bunde erfahren, mit ihm im klaren ſein muß. Er hat ein Recht darauf."

. Habermann erwiderte:

„Ich will dir nicht widerſprechen, obwohl nach meinem Empfinden deiner Eltern Recht vorginge und dein Vater der geeignetſte Übermittler der Nachricht an den Präſes wäre. Willſt du das nicht, dann mußt du wenigſtens mir die Sache überlaſſen. Denn gehſt du zu ihm, ſo gewinnt es ſofort den Anſtrich, als habe hier der Gewiſſensrat zu erlauben oder zu verbieten. Er aber hat nur ein Billigkeitsrecht auf Anzeige, und ich, das möchte ich ſehr deutlich betonen, bin nicht

gewillt, mein Recht als Verlobter mir erſt von deinem Schwager beſtätigen zu laſſen.“

Habermanns Energie mißfiel Bertha keineswegs, aber ſie bemerkte ſchüchtern:

„Du biſt gereizt gegen ihn. Das ſollſt du nicht.“

„Das ſoll ich nicht?“ verſetzte Habermann. „Er hat gefrevelt an dir.“

„Bitte, bitte!“ erwiderte ſie jetzt ängſtlich. „Es thut mir weh, wenn du ſo ſprichſt. Er hat es gut mit mir gemeint und, wie man es immer nimmt, zum Guten hat es auch geführt. Fromm bin ich durch ihn geworden und“, fuhr ſie ſchüchternen Tones fort, „ſag' es nur jetzt gleich offen und ehrlich, ob eine fromme Gattin dir etwa zuwider wäre?“

Habermann erkannte die Gefährlichkeit des Augenblickes. Mit großer Ruhe ſagte er:

„Verſcheuch' nur raſch dieſe Wolke des Mißtrauens, lieber Schatz! Würde ich um deine Liebe geworben haben, wär' mir die Frömmigkeit zuwider? Oder traueſt du mir die Abſicht zu, deinen frommen Sinn zu zerſtören? Da wäre ich der Barbar, der die funkelnden Edelſteine aus einem Geſchmeide bricht, der Thor, der ſich die Ohren zuhält, wenn er eine Harfe klingen hört. Vermählt ſich nur erſt dein frommer Glaube mit dem Leben, das man dich fliehen und haſſen gelehrt, dann giebt es die richtige Melodie, die ich durch keinen Mißklang ſtören werde. Ich kenne den Quell deiner Frömmigkeit, denn ſein leiſes Rauſchen klingt aus deiner ſeelenvollen Muſik heraus,

und ich weiß, daß derſelbe Zug deiner zarten Seele, der ſie zum ſchwärmeriſchen Himmelsfluge lockt, mein Liebesglück vergolden wird. Nicht ſtören werde ich mein Vögelchen, wenn es gegen die Sonne fliegt, denn ich werde den Lockruf finden, auf den es zurückkehrt in das heimiſche Neſt."

Bertha ſah ihn zum erſtenmal mit einem zutraulich lächelnden Blick an.

Elftes Kapitel.

Als das Liebespaar in der Villa angekommen war, ſagte Habermann:

„Ich gehe ſofort zum Präſes, erwarte mich in wenigen Minuten.“

„Sogleich?“ fragte Bertha dagegen mit der Ängſtlichkeit, die noch eine letzte Friſt gewinnen möchte.

„Sei nicht ſchroff, ſei artig!“ flüſterte ſie noch im Flur, dann ging ſie mit beklemmter Bruſt und zitternden Knieen ihres Weges.

Habermann teilte dem Präſes in den verbindlichſten Formen, aber in ſehr beſtimmter Kürze mit, daß er ſeine Tante zu ehelichen beabſichtige und ſich deren Jawort bereits erholt habe.

Durch den Leib des aufrecht ſtehenden Präſes ging eine deutlich wankende Bewegung, die er beherrſchte; ſein fahles Geſicht wurde aber bis in die Lippen kreideweiß, und offenen Mundes mit ſtarren Augen ſah er Habermann an. Nach einer kurzen Weile beugte er das Haupt, und ſanften Tones murmelte er vor ſich hin:

„Ich hab's gewußt, ich hab's gewußt!“

„Ich hab's gewußt!“ ſagte er ein drittes Mal mit ſcharf klingender Stimme und ſah dabei Habermann mit einer Gebärde an, die unzweideutig verkündete, daß er zu weiterer Unterhaltung nicht geneigt ſei.

Habermann wendete ſich zum Gehen und ſagte an der Thür:

„Ich werde morgen das Haus verlaſſen. Heute Abend werden Sie wohl geſtatten, daß ich die Geſellſchaft meiner Braut mit Ihnen teile.“

Wieder ſtarrte der Präſes eine Weile mit großen Augen ins Leere, dann ſagte er haſtig:

„Gewiß, gewiß! Natürlich, natürlich!“

Habermann eilte zu Bertha, teilte dieſer aber nichts von dem peinlichen Eindruck mit, den die Begegnung mit dem Präſes auf ihn geübt habe, ſondern erzählte nur, derſelbe habe zwar überraſcht geſchienen, die Nachricht aber ruhigen Gemütes hingenommen. Bertha entging freilich ſeine nachdenkliche Miene nicht. Sie ſah ihn mehrmals forſchend von der Seite an, vermied aber jede Frage.

Sie ſetzten ſich nebeneinander auf ein Sofa. Er zog ſie an ſich und küßte ſie. Inniglich begegnete ſie ſeinem Kuß. Als er aber ſtürmiſch werden und die Zärtlichkeiten häufen wollte, wehrte ſie ihm mit ſanfter Bitte:

„Nicht, nicht! Das nicht! Bitte ſchön!“

Ihre Stimme klang ſo flehentlich, ſo beängſtigt, daß Habermann ſich willig fügte. Er ſpielte mit ihren Händen, und ſie führten ein oftmals ſtockendes, langſam

ſchleichendes Geſpräch. Bertha ſchmiegte ſich allmählich näher an ihn und legte zutraulich ihr Köpfchen an ſeine Schulter. Sie duldete es träumend, daß er ihr Wange und Kinn ſtreichelte, aber als er wieder verſuchte ſich ihren Lippen zu nähern, bat ſie wiederum:

„Nicht ſo viel küſſen!“

Das Zimmer wurde indeſſen dunkler und dunkler, bis endlich die beiden ſich mehr fühlten als ſahen. Bertha ſprang dann jählings auf und entzündete ſelbſt die Lampe. Darauf ſetzte ſie ſich in eine kurze Entfernung von Habermann und begann ein Geſpräch über ihre Schützlinge, die Familie Erkrath, das ſie mit erregtem Eifer weiterſpann.

Die Haushälterin kam zu gewohnter Stunde, den Abendtiſch zu richten, und war nicht wenig verwundert, Habermann zu ſehen. Bertha wurde durch die erſtaunte Miene der Dienerin verlegen und verbarg dieſe Verlegenheit hinter einem ihr ſonſt gänzlich fremden, ſchroffen Befehlston, mit welchem ſie ſagte:

„Herr Habermann ſpeiſt mit uns zu Abend! Sorgen Sie für etliche Beefſteaks oder Cotelettes und — — —“

Sie fragte Habermann:

„Liebſt du Wein oder Bier?“

Dieſer erwiderte:

„Aber ich bitte dich, mache keine Umſtände! Ich trinke ein Glas Bier, wenn es ſein ſoll, und eſſe, was du ißt!“

„Sorgen Sie alſo auch für Bier!“ wendete ſich

Bertha wiederum im befehlenden Ton an die wie von einem Wunder betroffene Haushälterin.

„Aber", ſagte dieſe nach einer Weile langſamen Tones, „das kann ich nicht ſo ſchnell ſchaffen. Wir haben kein Stückchen Fleiſch mehr im Hauſe, und der Metzger wohnt nicht nahe. Bis das Fleiſch gebraten iſt — — —"

„Wenn es auch etwas ſpäter wird, als ſonſt, thun Sie, wie ich Ihnen geſagt habe!" erwiderte Bertha mit der kühlen Beſtimmtheit einer vornehmen Gebieterin.

Die Haushälterin blieb einen Augenblick ſtehen, als wollte ſie noch eine Frage thun, dann ging ſie ſtumm ihres Weges.

Bald darauf tönte ein gellender Schrei durchs Haus. Erſchrocken ſprangen Bertha und Habermann von ihren Sitzen.

„Was iſt geſchehen?" rief erſtere angſtvoll.

Habermann ſtand eine Minute überlegend und lauſchend, dann ſagte er:

„Sei ruhig! Ich will einmal nachſehen!" und ging zur Thür hinaus. Alsbald aber kam er mit ſchreckhafter Miene wieder hereingeſtürzt und rief Bertha zu:

„Geh, geh! Hier nebenan! Bleibe nicht hier!"

Bertha rief in erhöhter Angſt:

„Was iſt's? Was iſt geſchehen?"

„Geh, geh!" wiederholte er und drängte die Zögernde am Arme vorwärts. Da trat durch die geöffnete Thür langen, haſtigen Schrittes der Präſes:

Bertha ſtieß einen Entſetzensſchrei aus.

Mit wirrem Haar, am Halſe aufgeriſſenem Talar und aus den tiefen Höhlen in ſtierem Glanze funkelnden Augen bot der Eintretende das zweifelloſe Bild eines Wahnſinnigen. Die zitternden, wie Krallen gebogenen Hände vorgeſtreckt, kam er heran.

Bertha war gelähmt. Sie umklammerte krampfhaft den Arm des Bräutigams, der ſie vergebens zum Fortgehen drängte, und ſtarrte erbleichenden Geſichtes auf den Wahnſinnigen, der, ſobald er ſie gewahrte, einen röchelnden Laut ausſtieß, auf die Kniee ſank und, gegen ſie gewendet, in zitterndem, weinerlichem Tone ſprach:

„Heilige Jungfrau Maria! Süße Himmelskönigin! Ich — — ich bin ein frommer Chriſt, und bei allen Heiligen des Himmels — ich habe dich angebetet und geliebt wie nur einer! Ich bin deiner nicht würdig, und ich will es auch nicht begehren, daß du mich mit deiner Liebe beglückſt, mein ſündhaftes Auge iſt nicht würdig, zu ſchauen die wonnige Schönheit der Tochter Davids, mein verfluchter Leib darf nicht ruhen in den Armen der Roſe aller Roſen! Aber daß du mit dem Erzfeinde Buhlſchaft treibſt, das ſchickt ſich nicht, das ſchickt ſich wahrhaftig nicht, ſüße Jungfrau Maria!“

Bertha war trotz alles Drängens nicht von der Stelle zu bringen. Während ihr Körper wie in Fieberſchauern bald von heißen Gluten, bald von eiſigem Froſte erfaßt wurde, ſtarrte ſie auf das zerſtörte Menſchenbild

zu ihren Füßen, und sie glaubte selber wahnwitzig zu werden angesichts des Abgrundes, der sich ihrem Geiste aufthat bei der Rede des Unglücklichen, die ihr zur schrecklichen Offenbarung wurde.

Gewaltsam zerrte sie Habermann, selber von Grauen erfaßt, nach der zum Nebenzimmer führenden Thür. Da sprang der tolle Präses mit katzenartiger Behendigkeit auf, und sich auf Habermann stürzend, schrie er:

„Satanas! Die heilige Jungfrau willst du entführen? Das soll dir nicht gelingen. Ich bin Michael mit dem flammenden Schwert, und ich werde sie dir entreißen!"

Bertha schrie laut auf und sank ohnmächtig in Habermanns Arme. Dieser hob die freie Faust und versetzte dem nach ihm greifenden Wahnsinnigen einen solchen Stoß gegen die Brust, daß er zu Boden taumelte.

„Ich hab' mein Schwert vergessen!" klagte der Fallende.

Habermann ließ in dem anstoßenden, völlig dunklen Zimmer seine ohnmächtige Tante sanft auf den nächsten Stuhl gleiten, und beeilte sich, die Thür hinter sich schließend, dem Wahnsinnigen entgegenzutreten.

Dieser saß auf dem Boden und jammerte kopfschüttelnd: „Ich habe mein Schwert nicht, mein Schwert hab' ich nicht!"

Habermann sah zu ihm herab, überlegend, was nun zu thun sei. Er konnte die Tante nicht lange allein im dunklen Zimmer lassen, vorher mußte aber der Wahnsinnige unschädlich gemacht werden.

Der Präſes ſah ihn einen Augenblick mit der Miene kindiſcher Ängſtlichkeit an, raffte ſich dann auf und ſagte mit ſelbſtgefälligem Lächeln, den Kopf zurückwerfend:

„Ich entreiße ſie dir doch wieder, du dummer Satanas!“ „Ja wohl, ja wohl!“ ſetzte er nickend hinzu.

„Aber ich bin ja gar nicht der Satanas,“ erwiderte Habermann einem plötzlichen Einfall gehorchend. „Ich bin der heilige Joſef!“

Der Tolle trat dicht auf ihn zu und flüſterte ihm leiſe ins Ohr:

„Der bin ja ich, und Bertha, die Himmelskönigin, iſt meine Frau. Ja, ja, meine liebe, ſüße Frau!“

„Aber“, verſetzte Habermann, indem er vorwärts ſchreitend den Präſes zurückdrängte, „Sie ſagten doch, daß Sie der heilige Michael ſeien?“

„Sie haben mir ja mein Schwert genommen!“ erwiderte dieſer mit eindringlichem Eifer, ſich immer dicht an Habermanns Leib haltend. Dieſer zwang ihn wieder, durch eine Bewegung rückwärts gegen die Mitte des Zimmers zu ſchreiten, und fragte:

„Wer hat das Schwert genommen?“

„Sie, ſie,“ lautete die Antwort, „die mir den Rücken blutig geſchlagen haben!“ „Oh!“ ſetzte er klagend und mit der Hand nach dem ſich biegenden Rücken weiſend, hinzu: „Es hat ſo weh gethan, ſo weh, und — — war doch umſonſt! Umſonſt!“

Er ſtarrte eine Weile ſtumm vor ſich hin. Dann faßte er Habermann ungeſtüm an den Schultern und rief erregt:

„Hätt' ich ſie ſollen ſterben laſſen? Ja, ja! Es wäre das Richtigere geweſen. Man wird ſie von mir verlangen, und ich habe ſie nicht. Nein, ich habe ſie nicht mehr!“

Wieder drängte ihn Habermann mit ſanfter Gewalt zurück. Sie hatten ſchon die Mitte des Zimmers überſchritten und näherten ſich der Thür, die in ein Nebengelaß führte.

„Wo iſt ſie, wo iſt ſie? Ich muß zu ihr, ich muß zu meiner Himmelskönigin!“ ſagte der Tolle dann, und ſuchte mit haſtiger Gebärde an Habermann vorbeizukommen, der ihm aber den Weg vertrat.

„Geht weg, geht weg, lieber Freund!“ fuhr der Tolle fort. „Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt! Natürlich, verſteht ſich! Ihr ſollt auch etwas bekommen. Aber jetzt ſeid ſo gut und macht mich nicht böſe! Geht, geht Eures Weges! Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

Plötzlich blieb er ſtehen, ſchränkte die Arme über die Bruſt und ſah Habermann funkelnden Blickes an. Dann ſtreckte er die Hände in heftiger Gebärde gegen ihn, und ſchrie:

„Was willſt du hier, Sohn der Sünde? Wie kommſt du her? Du, du biſt's geweſen, der ſich zwiſchen uns gedrängt hat, du haſt mir meinen Engel geraubt. Bertha, Bertha! Komm zu mir, meiner iſt das Himmelreich, und in meines Vaters Haus ſind viele Wohnungen!“

„Warum wohnſt du hier?“ ſchrie er dann Haber-

mann an. „Ich ſage dir, du ſollſt hier nicht wohnen! Hinaus, hinaus!“

In bedrohlicher Weiſe hob er die Fäuſte gegen ihn. Dieſer aber faßte ihn raſchen Griffes um den Leib, und mit Aufgebot aller Kraft ſchleppte er den ſchreiend ſich Sträubenden wenige Schritte zu dem Nebengelaß, in das er ihn ſtieß, raſch die Thür zuſperrend. Der Wahnſinnige begann nun ein wüſtes Toben und Schreien, das ſchaurig zu hören war. Bald ſchlug er mit der Fauſt gegen die Thür, bald vergriff er ſich an den Möbeln, die krachend und polternd von ihm umhergeſchleudert wurden.

Habermann, der die Einteilung des Hauſes wenig kannte, überzeugte ſich ſchnell auf dem Korridor, daß der Raum keinen zweiten Ausgang hatte, und eilte dann Bertha zu Hilfe. Dieſe war aus ihrer Ohnmacht erwacht und hatte ſich zitternd und bebend nach einem Winkel des dunklen Zimmers geflüchtet, wo ſie Habermann dadurch entdeckte, daß ſie, als er die Thür öffnete, laut aufſchrie.

„Bleib' bei mir! Bleib' bei mir!“ ſtammelte ſie, ſich an ihn klammernd, als er ſie in das beleuchtete Mittelzimmer führte, wo das Toben des Wahnſinnigen noch deutlicher an ihr Ohr klang.

„Ich bringe dich in meine Stube. Dort iſt der Lärm weniger hörbar. Dann ſchicke ich die Haushälterin um Hilfe!“ tröſtete Habermann.

Sie ließ es willenlos geſchehen, daß er ſie über den Korridor nach ſeiner Stube führte. Dort ent-

zündete er eine Lampe und hieß sie die Thür von innen verschließen, bis er zurückkehre.

Bertha gehorchte ihm. Der Lärm des Tobenden drang gedämpfter, aber doch noch immer mit schrecklicher Deutlichkeit zu ihr. Auf dem Sofa sitzend, lauschte sie in angstvollem Entsetzen, das jeden andern Gedanken ausschloß und ihr den Atem hemmte, dem gellenden Aufschreien, dem dumpfen Gepolter. Habermann hatte indessen Mühe, die Haushälterin, die sich in ihre Stube eingeschlossen hatte, zum Öffnen zu bewegen. Durch die Spalte der endlich vorsichtig geöffneten Thür sah er offene Schubladen, zerstreut umherliegende Gegenstände. Er hatte nicht Muße, weiter darüber nachzudenken. Auch wand sich die Person durch die schmale Öffnung mit deutlicher Vorsicht heraus und stellte sich dann vor die hastig geschlossene Thür in einer den Eingang wehrenden Stellung. Mit kurz angebundenem Trotz lehnte sie zuerst ab, das Haus zu verlassen. Als aber Habermann eine von seinem sonstigen Wesen lebhaft abstechende, rauhe Entschlossenheit offenbarte, und dabei in ortsüblicher Kernsprache von einer alten Bettel sprach, der er Füße machen werde, wenn sie nicht willig gehorche, sah sie ihn furchtsam an, und erklärte sich bereit, seinen Weisungen zu folgen, die dahin gingen, mit der ersten Droschke, die ihr in den Weg käme, in das Café Neuhaus zu fahren, wo sie Doktor Bienenfeld finden werde, diesem den Thatbestand mitzuteilen und ihn zu bitten, alle nötigen Schritte zum Transport des Wahnsinnigen nach dem

Spital veranlaſſen zu wollen. Sie machte ſich noch einige Minuten in der Stube zu ſchaffen, ſperrte dieſelbe ab, prüfte mit einem kräftigen Rütteln das Schloß und ging ihres Weges. Habermann hatte gewartet und zur Eile gemahnt. Während ſie nun an ihrer Thür manipulierte, ſah ſie ihn mit trotziger Feindſeligkeit an.

Als er zu Bertha zurückkehrte, zeigte dieſe zuerſt lebhafte Befriedigung, nicht länger allein bleiben zu müſſen. Als er aber daranging, ſie zu beruhigen und zu tröſten, wich wohl ihr blindes Angſtgefühl, ſtatt deſſen aber ſpiegelte ſich in ihren Zügen und in ihrem ganzen Weſen eine aufgeregte Unruhe. Jeder Annäherung, jeder liebkoſenden Berührung auch nur der Hand wich ſie erſchreckt aus. Er ſchlug ihr vor, ſie, ſobald der Unglückliche aus dem Hauſe wäre, zu ihren Eltern zu geleiten.

Haſtig wehrte ſie ab: „Nein, nein! Nicht dorthin, jetzt nicht!“

Dann fuhr ſie jählings auf und rief: „Aber hier kann ich nicht bleiben. Wenn nur jemand käme! Hier kann ich doch nicht bleiben!“

Sie lauſchte eine Weile geſpannt auf den Lärm des Wahnſinnigen, rang die Hände und murmelte:

„Mein Gott, mein Gott!“

Habermann machte den Vorſchlag, er wolle ſie einſtweilen der Obhut der zurückgekehrten Haushälterin überlaſſen, und indeſſen ihre Mutter für die Nacht herbeiholen.

Entſchieden erklärte ſie, mit der Haushälterin wolle

ſie nicht eine Minute allein bleiben, die Perſon ſei ihr unheimlich.

„Wenn die Erkrath bei mir wäre!“ meinte ſie dann. Habermann wollte auch dieſe herbeiholen, aber nach einer Weile wiederholte ſie, ſie bleibe nicht mit der Haushälterin allein, und nun ſchmiegte ſie ſich eng an ihn mit der Bitte:

„Bleib' du bei mir, verlaß mich nicht!“

Dann trat ſie wieder wie erſchreckt von ihm zurück, und ihre Blicke ſchweiften ſuchend durch das Zimmer. Als der durch ihr Benehmen immer mehr beunruhigte Bräutigam in längerem Zureden, mit den herzlichſten Worten ſie bat, ihm volles Vertrauen zu ſchenken und die entſetzliche Lage mutig zu überſtehen, weinte ſie leiſe vor ſich hin, und fuhr nur zuweilen mit einem Entſetzensſchrei zuſammen, wenn des Wahnſinnigen Geſchrei allzu wild zu ihr drang.

Schon nach einer halben Stunde fuhr Doktor Bienenfeld mit der Haushälterin und zwei Wärtern aus dem Spitale an. Er begrüßte raſch den Freund und Bertha, warf auf dieſe einen prüfenden Blick und hieß Habermann bei ihr bleiben, während er mit den Wärtern die Dinge raſch in Ordnung gebracht haben werde. Als die Thür geöffnet wurde und bei dem Schein des eindringenden Lichtes der Wahnſinnige die drei Männer ſich nahen ſah, hielt er in dem Zerſtörungswerk, das er an allem in der finſteren Stube ihm Erreichbaren verübt hatte, erſtaunt inne. Raſch faßten ihn die Wärter unter den Armen.

„Ich bin es, den ihr ſuchet!“ ſagte er, ſich in die Bruſt werfend und den Kopf ins Genick zurückbeugend, mit der lallenden Stimme eines Trunkenen. Über ſeine Stirn rieſelte Blut, ſeine Kleidung war zerfetzt, Trümmer der Möbel lagen rings um ihn. Man führte ihn ins erleuchtete Nebenzimmer. Bienenfeld fühlte den Puls und fand auch, daß das Blut aus einer unbedeutenden Verletzung floß, die er ſich mit irgend einem Gegenſtande oder durch einen Stoß zugefügt hatte. Der Unglückliche ließ ſich ruhig auf einen Stuhl ſetzen, und ſtumm, mit fragendem Blicke ſeiner vergrößerten Augen, ließ er den Arzt beim Fühlen des Pulſes und beim Betaſten des Kopfes gewähren. Auch den Wärtern, deren einer ihm ſanft ſagte: „Kommen Sie, hochwürdiger Herr!“ folgte er willig, nur immer leiſe mit dem Kopf ſchüttelnd. Bienenfeld blieb zurück. Zu ihm kehrte er ſich an der Thür um und ſagte in weinerlich bittendem Ton:

„Geißelt ſie nicht! Es thut ihr nicht gut! Nicht wahr, Ihr geißelt ſie nicht?“ Die Treppe hinabſchreitend, betete er laut Gebete aus dem Brevier. Bald rollte der Wagen mit ihm und den Wärtern davon. Nur beim Einſteigen hatte er einen kurzen, ſtummen Widerſtand verſucht.

Als Bienenfeld auf Berthas geflüſterte Frage: „Iſt er fort?“ bejahende Antwort gab, ſchluchzte ſie laut auf.

Als er aber dann im Geſpräch mit Habermann bemerkte, daß es ihm nach deſſen Mitteilungen über

des Kranken Reden ſcheinen wolle, als habe man es mit einer heilbaren Geiſtesſtörung zu thun, griff ſie die Nachricht mit lebhafter Begierde auf und ſagte unter Thränen:

„Ich will nicht aufhören zu beten, daß ihn Gott geneſen laſſe. Der arme, arme Mann!“

Bienenfeld betrachtete ſie immerwährend wohlwollend und forſchend zugleich.

„Sie werden angegriffen ſein, gnädige Frau,“ ſagte er endlich. „Schonen Sie ſich nur ſorgfältig, und jetzt ſuchen Sie bald zur Ruhe zu kommen. Empfinden Sie kein Unwohlſein, keinen Kopfſchmerz?“

Sie ſchüttelte den Kopf, ließ es aber geſchehen, daß er ihr den Puls fühlte.

Als ihr jetzt Habermann nochmals zuredete, zur Mutter zu gehen oder dieſe rufen zu laſſen, und der Arzt ihn darin unterſtützte, wurde ſie erregt.

Auf die Frage des Arztes, ob ſie ſich denn ſo wohl fühle, allein zu ſchlafen, bekundete ſie Schrecken und meinte, ſie habe ohnedies keinen Schlaf. Bienenfeld verwies ihr aber ſtreng, wach zu bleiben.

Habermann ſagte endlich befangenen Tones: „Wir werden uns ſchon zurechtfinden. Ich ſorge, daß die Tante ſich nicht überanſtrengt.“

Bertha wendete ſich von den beiden Männern ab und jammerte ſchluchzend:

„Mein Gott, mein Gott! Ich bin ein unglückliches Geſchöpf!“

Habermann machte dem Freunde eine beſchwichtigende

Gebärde, dieſer drückte ihm lebhaft die Hand und entfernte ſich.

Bertha ſagte nunmehr haſtig: „Jetzt gehen wir aber in die Wohnſtube.“

Habermann beſann ſich einen Augenblick, dann erwiderte er:

„Liebes Kind, du bedarfſt der Ruhe. Benutze nebenan meine Schlafſtube, ich werde hier kampieren, auf jeden Ruf bereit.“

„Das — — das geht ja nicht!“ ſtammelte Bertha, heiß errötend, und lebhafter ſetzte ſie hinzu: „Wir haben noch gar nichts gegeſſen. Komm, komm, ich werde ſehen, daß wir noch was finden!“

Sie ſchritt haſtig der Thür zu, Habermann folgte ihr. Auf ihr wiederholtes Rufen ließ ſich die Haushälterin nicht vernehmen. Habermann wollte ſie ſuchen, aber Bertha wies ihn lebhaft zurück. Er blieb an der Treppe ſtehen. Bald hörte er die Haushälterin mit lauter Stimme:

„Ich war des Herrn Präſes Dienerin, nicht die Ihrige, ich habe hier nichts mehr zu thun. — Schlafen will ich dieſe Nacht noch hier, dann gehe ich meine Wege.“

„Aber wenn ich Sie erſuche, uns noch etwas Eſſen zu reichen!“ entgegnete Bertha ſanft.

„Auch dann nicht!“ lautete die höhnende Antwort. „Hier ſind die Schlüſſel zu Küche und Keller. Ich wünſche recht vergnügte Nacht!“

Klirrend fielen die Schlüſſel zu Boden, und geräuſchvoll ſchloß ſich die Stubenthür hinter der Haus-

hälterin. Der erzürnt die Treppe hinabeilende Habermann hörte, wie Bertha im Tone tiefer Entrüſtung zu ſich ſelber ſagte:

„Das mir, in meinem eigenen Hauſe!“

„Haſt du's gehört, was dieſe Perſon ſich erdreiſtete?“ fragte ſie, als er an ihrer Seite ſtand, mit zorniger Miene. Er hatte ſeine Freude daran, das ſonſt ſo ſcheue, paſſive Weſen zu der in ihrer Würde beleidigten Dame umgewandelt zu ſehen.

„Rege dich nicht auf!“ tröſtete er. „Du ſiehſt, in welchen Händen du warſt, aber nimm es humoriſtiſch. Der Tragödie, die wir heute Abend erlebten, darf das Satirſpiel nicht fehlen.“

Er hob die noch am Boden liegenden Schlüſſel auf, und ſprach weiter:

„Wir wollen ſehen, wie wir uns ſelber ein Nachtmahl bereiten können. Ich habe mir in England zuweilen ein kleines Abendbrot zugerichtet.“

Bertha folgte ihm ſtumm. Als er dann in der Küche, in welcher noch eine Lampe braunte, ſuchen und herumtaſten wollte, ſagte ſie mit ſanfter Beſtimmtheit:

„Laß daß! Ich werde es ſchon beſorgen.“

In ihrem Geſicht malte ſich bald Erſtaunen, als ſie in Schrankfächern und Schubladen Vorräte und Überreſte von Dingen fand, die den eigenen bisherigen Gewohnheiten ſehr fern geblieben waren. Sie berührte aber nichts davon, ſondern nahm nur zu den von ihr beſtellten Beefſteaks, die roh auf dem Tiſche lagen, einige Eier. Nun ging es ans Feuermachen. Mit

einem trüben Lächeln nahm ſie dabei Habermanns Dienſte an, der in kundiger Weiſe auch andere kleine Darreichungen beſorgte und dann, während ſie das Fleiſch in einer Pfanne über das Feuer hielt, in den dicht neben der Küche gelegenen Keller ſtieg, aus welchem er eine Flaſche Bordeaux hervorbrachte. Die verwunderte Miene Berthas gewahrend, ſagte er:

„Oh, es liegen noch etliche Flaſchen unten. Die brave Dame ſcheint dafür geſorgt zu haben, wenigſtens in ihrer Perſon einen wohlbeſtellten Haushalt vertreten zu können.“

Bertha liefen Thränen über die Wangen, ihre Lippen zuckten ſchmerzlich.

Habermann ſagte: „Ich begreife, was in dir vorgeht. Es mag recht weh thun, ein ſolches Erwachen aus Illuſionen. Es war aber auch höchſte Zeit, daß du geweckt wurdeſt.“

Bertha legte die Hände auf ſeine Schultern, und ſprach innig:

„Ich hab's gewußt, daß nur du mir über das Gefühl troſtloſer Verlaſſenheit hinweghelfen kannſt, daß ich nur bei dir nicht allein bin. Die Mutter hätte mich zu Tode gequält mit Reden und Fragen, und ich hätt's ihr doch nicht ſagen können, wie's mir iſt. Das Weib aber hätte mir was angethan, und hätten wir ſie allein gelaſſen, ſie würde das Haus in Brand geſteckt haben.“

Errötend flüſterte ſie dann: „'s iſt freilich ſonderbar und ziemt ſich nicht, mit — — dir — — allein — —“

Darauf verſteckte ſie das Geſicht an ſeiner Bruſt und ſtammelte leiſe:

„Aber nicht wahr, du biſt brav und thuſt mir nichts?“

Er küßte ſie auf die Stirn, machte ſich los von ihr und ſagte:

„Was ſollen wir uns mit Geſchirr abſchleppen? Wie's einmal iſt, laß uns gleich hier eſſen.“

So geſchah es. Vor dem Küchentiſch, auf den rohen Holzſtühlen ſitzend, verzehrten die beiden ihr Abendmahl, zu welchem Bertha ſich erſt eindringlich von Habermann nötigen ließ, das ſie aber dann faſt gierig verzehrte. Sie ſprachen wenig dabei. Als aber Habermann wahrnahm, wie ſich Berthas eine raſch anwachſende Erſchöpfung bemächtigte, wiederholte er mit ſanftem Zureden ſeinen Vorſchlag, ſie ſolle ſein Schlafzimmer benutzen, während er auf dem Sofa des Wohnzimmers die Nacht verbringen wolle. Sie ſträubte ſich wiederum eine Weile:

„Nein, nein! — — Ich vertraue dir ja, aber das iſt unmöglich! — — Es darf nicht ſein. — — Ich kann nicht. — — Lieber hier auf dieſen Stühlen — —“

Schließlich aber, als ſie ſich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, ſtammelte ſie:

„Thue mit mir, was du willſt. — — Ich bin in deiner Hand.“

Als ſie ſich dann mühſam aufgerichtet und an ſeiner Seite nach der Thür geſchleppt hatte, blieb ſie plötzlich ſtehen, und ſagte in wilder Erregung:

„Aber bring' mich nicht zur Verzweiflung! hörſt du?"

Sie war nicht mehr imſtande, mit Habermanns Unterſtützung die Treppe hinaufzugehen. Er bemerkte, wie ſie in die Knie ſank und den Fuß nicht mehr auf Stufenhöhe heben konnte. Mit raſchem Griff hatte er ſie aufgehoben und trug ſie auf beiden Armen die Treppe empor. Sie hatte es ſtumm geſchehen laſſen. Erſt als er ſie in ſeinem Zimmer auf den Boden ſtellte, ſagte ſie:

„Ich habe keinen Willen mehr, bin dein Geſchöpf. Mag Gott mir helfen!"

Er ſorgte für Licht, warf in ſeine Schlafſtube nur einen kurzen Blick, und ſagte dann:

„Nun geh', mein Kind, und ruhe ſanft. Ein Ruf bringt mich an deine Seite."

Einen Augenblick zögerte ſie und bedeckte die Augen mit den Händen, dann warf ſie ſich ihm ſtumm in die Arme.

„Gute Nacht, mein armes, ſüßes Kind!" ſagte er, ſie auf die beiden Wangen küſſend.

Sie beugte den Kopf zurück, und die Augen ſchließend, bot ſie ihm die zum Kuſſe geſchwellten Lippen. Dann taumelte ſie mit Haſt in das Schlafzimmer.

Lange noch ſaß Habermann ſinnend, mit der Cigarre im Munde, ehe er, ſelber ermattet, Schuhe und Rock von ſich warf und auf dem kleinen Sofa zu ſchlafen ſuchte, wie es eben ging.

Trotz der unbequemen Lage, die ihn mehrmals erwachen ließ, blieb er doch liegen, bis die Helle des

Zimmers ihm offenbarte, daß die eigentlichen Frühſtunden des neuen Tages ſchon verſtrichen waren. Wie es ihm tägliche Gewohnheit war, bereitete er ſich den Kaffee ſelbſt in einer blanken Wiener Maſchine. Während dieſer Hantierung öffnete ſich die Thür des Schlafzimmers, und Bertha blieb ſchüchtern, zögernd unter derſelben ſtehen.

Im erſten Augenblick erſchrak Habermann ſo ſehr, daß er die Braut nur ſtaunend anſah. Sie ſah totenbleich aus, die Augen lagen tief in ſchwarz umränderten Höhlen. Dann beſann er ſich, ſchritt, ihr guten Morgen wünſchend, auf ſie zu und fragte mit einem Händedruck nach ihrem Befinden.

„Leidlich!“ antwortete ſie, noch immer den Blick ſcheu zu Boden geſenkt. Sie ließ ſich von ihm zum Tiſch geleiten. Lächelnd duldete ſie es, daß er nach der Küche eilte, ihr eine Taſſe zu holen. Während beide das Frühſtück nahmen, ſtellte Habermann die Frage an ſie, was ſie nunmehr zu thun entſchloſſen ſei, ob er ſie alsbald zu den Eltern geleiten ſolle.

Bertha erwiderte ihm: „Ja, wir wollen zu meinen Eltern gehen. Aber vorher habe ich noch eine Bitte.“

„Und die wäre?“ fragte Habermann geſpannt.

Stockend ſagte ſie: „Mir liegt ſo manches auf der Seele, was ich dir nicht, was ich nicht der Mutter ſagen kann, und worüber ich mich doch ausſprechen möchte. Ich bedarf einer prieſterlichen Hilfe, und ich möchte deinen Freund, den geiſtlichen Rat Frank, ſprechen, wenn du glaubſt, daß er gewillt iſt, mich zu hören.“

Habermann erwiderte mit lebhafter Freude: „Er wird ſich deiner wie ein echter Seelenfreund annehmen, und mich beglückt es unendlich, daß du nach dieſem ebenſo würdigen als klugen Prieſter Begehren haſt.“

„Ich kenne ihn nicht,“ erwiderte Bertha, „aber er iſt dein Freund, und darum vertraue ich, daß er ſich meiner ernſtlich annehmen werde.“

„Ich weiß,“ ſagte Habermann, „der geiſtliche Rat iſt immer ſchon früh thätig. Ich will dich ſogleich zu ihm bringen.“

„Und noch eine Bitte hätte ich,“ fuhr Bertha zögernd fort.

„Auch dieſe wird wohl zu gewähren ſein!“ verſetzte Habermann.

„Wollteſt du vorher mit mir im Dom eine Meſſe hören?“

„Warum nicht?“ lautete die Antwort, welche Berthas Züge freudig erhellte.

Das Haus verlaſſend, machten ſie die Wahrnehmung, daß die Haushälterin bereits das Weite geſucht hatte. Im Dom betete Bertha mit Inbrunſt, Habermann kniete an ihrer Seite.

Beim Ausgange ſagte ſie zu ihm: „Ich danke dir! Du haſt meinem Herzen wohlgethan, daß du mit mir zur Kirche gingſt.“

Als Dr. Frank Habermann mit der ihm von Angeſicht wohl bekannten Frau Weſter bei ſich eintreten ſah, ſpielte ſich in ſeiner Miene eine mit Ahnung gemiſchte Überraſchung, die ein erfreutes Gepräge trug.

Mit gespannter Teilnahme hörte er Habermanns kurze Erzählung des Geschehenen. Dann rief er seine Nichte herbei, die er zunächst Bertha vorstellte. Mit unverhohlener Neugierde sah Thekla die vielbesprochene fromme Witwe, die ihr die Hand reichte, an und blieb dann nach des Oheims Wunsch bei Habermann zurück, mit diesem zu plaudern, während er Bertha in sein Arbeitszimmer geleitete. Nahezu eine Stunde war verstrichen, als die beiden wieder erschienen, der Domherr mit sehr ernster Miene, Bertha in erregter Nachdenklichkeit.

„Ich danke Ihnen," sagte der Domherr zu Habermann, „daß Sie die gnädige Frau zu mir gebracht haben. Sie haben da Schweres durchgemacht, und dem Priester erspriesst eine schöne Aufgabe." Mit sanftem Lächeln gegen Bertha gewendet, setzte er hinzu: „Wir haben uns einstweilen ausgesprochen und werden noch öfter miteinander reden. Gottes Hilfe wird dafür sorgen, daß die beunruhigte Seele zum echten Frieden gelangt zu euer beider Heil und Glück."

In der Folgezeit wurde Bertha einem emsig um sie bemühten Kreise guter Menschen der Gegenstand sorgfältigster Teilnahme. Mit sanfter Klugheit lenkte der Domherr ihren Seelenzustand; Thekla verwertete ihre jugendliche Frische im Verkehr mit ihr, und die Gleichartigkeit der Empfindungen zweier Verlobter festigte den Freundschaftsbund; die über den Wandel der Dinge beglückten Eltern wußten nicht, wen sie mehr vergöttern sollten, die wiedergewonnene Tochter oder Habermann,

ihren Retter. Frau Erkrath, die nach der Anſtellung ihres Gatten im Weſterſchen Comptoir die Wohlthäterin als eine Märchenfee betrachtete, hatte ihre volle Herzensfreude an der gewordenen Entwicklung und übte in ihrer wohlbewährten Art geeigneten Einfluß. Endlich hatte ſich auch die Freiin von Perlach in den Kreis gefunden. Sie nahm die Sache ſehr ernſt und hielt der jungen Frau große Reden, von denen der Domherr nur ſtirnrunzelnd hören wollte, die aber Bertha mit großem Behagen aufnahm. Immer noch wies ſie jede heißere Zärtlichkeit ſcheu von ſich; aber Habermann fand genug Anzeichen, daß er innig geliebt ſei. Er unterhielt ſich natürlich ſehr häufig mit dem Domherrn über Berthas Seelenleben, und dabei brachte er in ſeiner milden, leidenſchaftsloſen Weiſe auch allerlei Zweifel gegen die Herrlichkeit der katholiſchen Kirche zur Geltung, zu welcher ſowohl der wahnſinnige Präſes, wie die heuchleriſche Geſellſchaft der Betſchweſtern, die in Berthas Hauſe, wie hinterher immer deutlicher zu Tage trat, die ärgſten Mißbräuche getrieben hatten, Anregung boten. Der Domherr aber ſagte:

„Je größer eine Erſcheinung iſt, deſto gefährlicher kann ſie dem Menſchengeiſte werden. In der Heide giebt es keine Abgründe, und in einem Fiſchweiher ſcheitern keine Schiffe. Wenn ein Wahnwitziger die Kreuzroſe eines Domturmes erklettern will und dabei, in die Tiefe ſtürzend, zerſchellt, iſt deshalb der gotiſche Stil ein verfehlter Stil?“

Und was die heuchleriſchen Betſchweſtern, den Fall

des Spitalverwalters Bienenfeld, der auch geſtreift wurde, und Ähnliches anging, ſo meinte er:

„In jedem großen Bau hauſen Fledermäuſe, denn jeder bietet neben hellen Sälen dunkle Winkel und Dachgiebel, wo ſie ſich feſtſetzen können.“

Der Zuſtand des Präſes entwickelte ſich in der von Doktor Bienenfeld geahnten Weiſe. Die Geiſteskrankheit nahm einen günſtigen Verlauf, aber der Körper war ſo ſehr geſchwächt, daß die Lebenskraft erloſch. Drei Monate nach den Geſchehniſſen nahm der Sterbende, deſſen Geiſt zwar nicht mehr zu lebhafterer Thätigkeit gelangte, der aber doch klar erkannte, was um ihn vorging, von der zu ihm geeilten Bertha mit einem frommen Segenswunſche lächelnd Abſchied.

Habermann dachte an eine baldige Heirat, zumal da auch der Freund im Frühjahr in den Beſitz ſeiner geliebten Thekla gelangte. Bienenfeld aber wehrte mit allen Gründen, die aus dem phyſiologiſchen Zwecke der Ehe und aus den Erfahrungen über die Bedingungen einer geſunden Nachkommenſchaft ſich ſchöpfen ließen, dieſen Plan ab und gewann auch Berthas Eltern für ſich, während dieſe ſelbſt ſich zurückhielt und jeder Berührung des Themas ſcheu auswich.

Habermann gehorchte dem ärztlichen Rate unter ſtändigem Sträuben. Dieſem Rate zufolge verbrachte Bertha den Sommer im Gebirge, wo der Bräutigam ſie wenigſtens beſuchen, und den Zauber erwartungsvoller Liebe genießen konnte. Im Herbſte befahl der unbarmherzige Arzt einen Aufenthalt im ſüdlichen Italien,

gegen den selbst Bertha sich schüchtern sträubte. Dem Unbarmherzigen wurde aber schließlich doch gehorcht, und die Freiin war dazu ausersehen, Bertha als Ehrendame zu geleiten. Sie hatte sich anfangs mit allerlei Gründen ihrer jahrelangen Gewohnheit geziert, aber der Domherr so gut wie Bienenfeld durchschauten die scheinbare Sprödigkeit. Im Ernste war sie stolz darauf, zu einer Aufgabe ausersehen zu sein, die ganz ihrem Thätigkeitseifer entsprach, da dabei ihre Kenntnisse in Theologie und Medizin zur Anwendung gebracht werden konnten.

Finale.

„Bei Doktors iſt ein Mädel gekommen!“

Mit dieſen Worten ſtürzte die Haushälterin in das Arbeitszimmer, in welchem der geiſtliche Rat Frank mit Kaplan Hergenberger zuſammenſaß.

Der geiſtliche Rat fuhr jählings von ſeinem Sitze auf, fragte, wer die Nachricht gebracht habe, ſtürzte auf den Gang, wo die als Botin geſandte Magd ſtand, erkundete bei dieſer in erregter Haſt das Wann und Wie, kehrte dann in die Stube zurück und ſagte zu Hergenberger:

„Ein geſundes Mädchen iſt's, und alles iſt gut gegangen. Ich muß doch gleich hingehen. Entſchuldigen Sie mich alſo auf ein halbes Stündchen und vertreiben Sie ſich einſtweilen die Zeit.“

Als Hergenberger erwiderte, er wolle nach Hauſe gehen, verſetzte er:

„Nein, nein! Dort darf ich nicht lange ſtören, das läßt ſich denken. Ich will aber Geſellſchaft haben. Wir trinken nachher eine Flaſche auf das freudige Ereigniß!“

Hergenberger verbeugte ſich zuſtimmend und ſagte: „Wollen Sie der Frau Doktorin meinen Glückwunſch vermelden?“

Der geiſtliche Rat holte Hut und Stock und eilte nach der nur wenige Schritte entfernten Wohnung des Doktor Bienenfeld. Hergenberger aber ſank, als er allein war, auf einen Stuhl, barg das Geſicht in den auf den Tiſch aufgeſtützten Arm, und ſprach ſtöhnend: „Mein Gott, mein Gott! Wie lange noch willſt du mich prüfen?“ Das Antlitz hebend, murmelte er: „Ihr Kind!“ und ſah eine Weile träumeriſch vor ſich hin.

Dann ſprang er auf und ſchritt erregt, ſich zeitweilig an die Stirne greifend, im Zimmer hin und her. Endlich ſetzte er ſich nieder, faltete die Hände und betete:

„Herr mein Gott, heilige Jungfrau, alle ihr Heiligen! Wachet über dem kleinen Weſen, laſſet es geſund, zur Freude ihrer Mutter heranwachſen zu einem braven Menſchenkinde und verleihet ihm zeitliches und ewiges Glück! Du allwiſſender, allgerechter Richter, der du Herzen und Nieren erforſcheſt, du wirſt mich gütig anhören, wenn ich dir danke für die Freude, die du — — — dieſem — — — Weibe gewährt haſt, und wenn ich dich bitte, laß deinen Segen weiter auf ihr ruhen.“

Ein erſticktes Schluchzen endete das Gebet.

Doktor Bienenfeld begrüßte mit freudiger Bewegung den Onkel ſeiner Frau, der, ſeine Hand feſthaltend, in

Rührung mit Förmlichkeit mischendem Tone einen frommen Segenswunsch für Kind und Eltern aussprach, und fragte nach dessen Beendigung:

„Willst du das Kleine sehen und Thekla guten Abend sagen?"

„Ist's erlaubt?" fragte der Domherr dagegen mit der Miene zögernder Verlegenheit.

In bänglicher Schüchternheit betrat er hinter Bienenfeld das Schlafgemach.

„Ach, der Onkel!" rief mit leiser Stimme Thekla aus ihren Kissen heraus, und ihr bleiches Gesicht lächelte dem Eintretenden entgegen.

Der Domherr eilte auf sie zu und ergriff die ihm entgegengestreckte Hand.

„Wie geht es dir?" fragte er mit schüchterner Besorgnis.

„Ich bin so glücklich, Onkelchen!" erwiderte sie, und ihre dunklen Augen leuchteten. „Gieb mir den heiligen Segen!" bat sie dann, als er in stummer Bewegung seinen Blick auf ihr ruhen ließ. Er hob die Hände über sie, sprach die Segensformel, und sie bekreuzte sich andächtig.

„Nun seh' dir mal das Kindchen an!" sagte sie alsdann.

Ehe er, dieser Weisung folgend, von ihrem Bette trat, küßte er zum erstenmal seine Nichte auf die Wange. Die Wärterin hob das Kleine aus dem zierlichen Wägelchen und legte es ihm auf den Arm. Er wog es leise, besah es sich mit unbeholfenem

Lächeln und war froh, als es ihm wieder abgenommen wurde.

Bienenfeld, der mit Behagen zugesehen hatte, sagte: „Nun laß uns wieder gehen, Onkelchen!"

Der Domherr drückte Thekla nochmals mit einem herzlichen Wunsche die Hand, steckte im Vorbeigehen der knixenden Wärterin ein ansehnliches Geldstück zu und folgte Bienenfeld in das Speisezimmer.

Dort machte sich dieser daran, eine bereitstehende Champagnerflasche zu entkorken.

„'s ist eigentlich für die Wöchnerin," scherzte er, „aber es reicht auch noch für uns, das erfreute Gemüt zu begießen!"

Als die beiden Männer am blanken Eichentisch beisammensaßen, klopfte der Domherr dem Doktor herzhaft auf den Schenkel und sagte:

„Die Vaterfreude leuchtet dir im Gesicht. Ist dir bei diesem Ereignisse nicht was Neues in den Sinn gekommen, was Mahnendes, du böser Heide?"

Des Domherrn Frage berührte eine empfängliche Seite in Bienenfelds Gemüt. Oft genug hatte er in seiner Praxis solche Empfänge eines neuen Weltbürgers geleitet, ungerührt von dem Schreien, Seufzen und Wimmern der Wöchnerinnen, und nicht selten mit mürrischer Ungeduld die ängstlichen Fragen eines zärtlichen Gatten dabei von sich gewiesen. Als heute ein Kollege jenes Amtes waltete, während er Hand und Kopf des jungen Weibes stützte, das sich in angstvollem Schmerze an seinem Arm festklammerte, da ward ihm

anders zu Mute im Anblick des ſchweißbedeckten, verzerrten Geſichtes und bei dem Tone der gellenden kurzen Schreie, der langgedehnten, zwiſchen den Zähnen hervorwimmernden Seufzer, und er war es ſelber, der dann und wann den Kollegen ängſtlich fragte, ob man noch nicht bald am Ende ſei. Und als plötzlich ein erſt wie das laute Gezwitſcher eines geſchreckten Vogels, dann als zarter, menſchlicher Klagelaut erkennbares Geräuſch durch die Stube klang, da durchrieſelte ihn ein Schauer vom Scheitel bis zu den Füßen, und er dankte dem Kollegen mit überſchwenglicher Freude, als ob es ſich um eine Rettung und nicht um eine durchaus normale Geburt gehandelt habe.

„Du haſt recht, braver Maun im ſchwarzen Rock," erwiderte er auf des Domherrn Worte, „'s iſt was Neues über mich gekommen, was nicht in den Büchern ſteht, nicht in den Kollegien gelehrt wird. Was aber zerbrechen wir uns den Kopf, woher es kommen mag, von den Sternen, oder, wie ein ſilberner Quellſtrom, aus geheimnisvollen Tiefen? Genug damit, daß es uns lehrt, nicht im Verſtande liege die Kraft, ſondern nur dann ſtünden wir auf des Lebens Höhe, wenn es da drinnen im Herzen ſich wohlig dehnt und ſchwillt. Es iſt gut, es iſt erhaben, es macht uns demütig, indem es uns erhebt. Nenne es Gottesahnung, wenn du willſt, nenne es Gemüt, ein Kleinod der Menſchheit iſt es auf jeden Fall."

Um dieſelbe Zeit ſtand Habermann mit Berthas Eltern in der Bahnhofshalle. Er hielt ein zierlich

ſchlichtes Sträußchen in der Hand. Der Schnellzug Verona-München-Leipzig-Berlin fuhr in die Halle ein. Aus einem Fenſter der erſten Klaſſe ſtreckte ſich ein verſchleierter Damenkopf, winkte eine Hand. Habermann lief eine kurze Strecke mit dem Zuge, bis er ſtill ſtand. Der Schleier wurde von zwei Händchen haſtig in die Höhe geſtreift, der Schaffner riß die Wagenthür auf, und Bertha ſprang, die Tritte kaum berührend, in des Bräutigams Arme, der nicht ſatt wurde, ſie zu küſſen.

„So, jetzt können Sie mir nachgerade auch eine Hand zum Willkomm geben!“ ſagte die Freiin von Perlach, als Habermann die Geliebte aus ſeinen Armen ließ und ihr das Sträußchen reichte.

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Josef Lauffs Werke.

Jan van Calker.

Ein Lied vom Niederrhein.

Mit Zeichnungen von **A. Reith.**

Zweite Auflage. Broschiert M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

Der Helfensteiner.

Ein Sang aus dem Bauernkriege.

Zweite Auflage. Broschiert M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

Die Overstolzin.

Ein Lied aus verklungenen Tagen.

Dritte Auflage. Broschiert M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

Die Hexe.

Eine Regensburger Geschichte a. d. 16. Jahrhundert.

Roman.

Vierte Auflage. Broschiert M. 5.—. Eleg. geb. M. 6.—.

Klaus Störtebecker.

Ein Vorderlied.

Zweite Auflage. Broschiert M. 4.—. Eleg. geb. M. 5.—.

Regina coeli.

Eine Geschichte aus dem Abfall der Niederlande.

Roman in zwei Bänden.

Dritte Auflage. Broschiert M. 8.—. Eleg. geb. M. 10.—.

Die Hauptmannsfrau.

Ein Totentanz aus dem 16. Jahrhundert.

Roman.

Mit dem Bildnis des Verfassers.

Original-Radierung von **Frank Willis** in Düsseldorf.

Vierte Auflage. Preis M. 6.—, geb. M. 7.—.

Inez de Castro.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

3. Auflage. Preis M. 2.—.

Digitized by Google

Berlin, Köln, Leipzig, Verlag von Albert Ahn.

Memoiren-Bibliothek.

Groß Oktav. Preis eines jeden Bandes 6 Mark.
In Liebhabereinband 8 Mark.

Band I—III.

Napoleon I. und sein Hof.

1802—1810.

Memoiren der Gräfin Remusat,
Palastdame der Kaiserin Josephine.
Mit dem Porträt der Gräfin Remusat.
Vierte Auflage.

Band IV.

Napoleon I. und sein Hof.

1810—1815.

Memoiren der Generalin Durand,
Palastdame der Kaiserin Marie Luise.
Vierte Auflage.

Band V—IX.

Memoiren des Fürsten Talleyrand.

1754—1838.

Herausgegeben vom
Herzog Albert von Broglie.
Mit 6 zeitentsprechenden Porträts und interessanten Autographen Talleyrands.
Dritte Auflage.

Band X—XII.

Napoleon III. und sein Hof.

1851—1870.

Denkwürdigkeiten, Erlebnisse und Erinnerungen
aus der Zeit des Zweiten französischen Kaiserreiches
von **Adolf Ebeling.**
Mit dem Porträt des Verfassers.
Zweite Auflage.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

APR 4 1918

MAR 29 1919

MAY 11 1920

MAR 24 1922

NOV 7 1924

50m-7,'16

YB 53062

208050